

Mitteilungen

des

Oberhessischen Geschichtsvereins

Herausgegeben von
Herbert Krüger

Neue Folge
Zweiundfünfzigster Band

GIESSEN 1967

Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH, Gießen

Oberhessischer Geschichtsverein

Mitgliedsbeitrag: 12,— DM jährlich. Zahlung erbeten bis 1. April jeden Jahres auf die Konten: PS Ffm. Nr. 291 39 oder Handels- und Gewerbebank Gießen Nr. 4577.

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum kostenfreien Bezug der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Wohnungswechsel bitte rechtzeitig mitteilen!
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und Veranstaltungen des Geschichtsvereins.

Die Schriftleitung der „Mitteilungen“ fügt jedem Bande eine Jahresrundschau über die geschichtliche Forschung in Oberhessen und seiner Nachbarschaft bei und **bittet um Einsendung von Büchern und Aufsätzen** (auch in der Tagespresse).

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasser verantwortlich. Beiträge werden völlig druckreif (nachträgliche Änderungen verteuern die Druckkosten außerordentlich) auf einseitig beschriebenen Blättern erbeten.

Frühere Jahrgänge der „Mitteilungen“, besonders Band 38 (1942), werden häufig gesucht. Wer entbehrliche Stücke besitzt, wird um freundliche Mitteilung gebeten.

Anschrift:

Oberhessischer Geschichtsverein, 63 Gießen, Bismarckstraße 37, Universitätsbibliothek.

Mitteilungen

des

Oberhessischen Geschichtsvereins

Herausgegeben von

Herbert Krüger

Neue Folge

Zweiundfünfzigster Band

GIESSEN 1967

Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH, Gießen

Der Oberhessische Geschichtsverein dankt dem hessischen Kultusministerium, dem Kreistag des Landkreises Gießen und der Universitätsstadt Gießen für die Beihilfen zu den Druckkosten dieser „Mitteilungen“.

Weiter haben wir zu danken für die Förderung des Druckes der „Arbeitsgemeinschaft der Historischen Vereine Hessen“ und ihrem Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. W. Heinemeyer.

Inhaltsübersicht

A. AUFSÄTZE:

<i>Friedrich Karl Azzola:</i>	Ein nachmittelalterlicher Grab-Kreuzstein und ein mittelalterlicher Scheibenkreuzgrabstein aus Odenhausen/Lahn	9
<i>Kurt Immelt:</i>	Der „Hessische Landbote“ und seine Bedeutung für die revolutionäre Bewegung des Vormärz im Großherzogtum Hessen-Darmstadt	13
<i>Herbert Krüger und Peter Merck:</i>	Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715—1808), übersetzt nach Georges Duplessis: «Mémoires et Journal de J. G. Wille», 2 Bde., Paris 1857, Teil II .	79
<i>Erwin Schmidt:</i>	Die Gießener Universitätsmaler Christoph Maximilian Pronner und Friedrich Ludwig Berchermann und der Kunstmaler Johann Nikolaus Reuling	131
<i>Hermann Otto Vaubel:</i>	Christian Rauch zum 90. Geburtstag . . .	5

B. BESPRECHUNGEN:

<i>Erwin Schmidt:</i>	Karl Siegmar Baron von Galéra: Lauterbach in Hessen	163
<i>Herbert Krüger:</i>	Richard Weyl: Geologischer Führer durch die Umgebung von Gießen	166
Abbildungsteil		169

Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter des Bandes 52/1967

Dr. Friedrich Karl Azzola, Industriechemiker, 4 Düsseldorf-Benrath,
Nördlinger Straße 7

Kurt Immelt, Studienreferendar, 6311 Freienseen, Kreis Gießen

Dr. Herbert Krüger, Museumsdirektor, 63 Gießen, Philosophenwald 10

Peter Merck, Studienassessor, 63 Gießen, Frankfurter Straße 10

Dr. Erwin Schmidt, Bibliotheksoberrat, 63 Gießen, Liebigstraße 12

Dr. Hermann Otto Vaubel, Oberstudienrat, 63 Gießen, Schillerstraße 11

Christian Rauch zum 90. Geburtstag

Am 30. September 1967 vollendet Professor Dr. Christian Rauch, der erste Inhaber eines — im eigentlichen Sinne — kunsthistorischen Lehrstuhls an der Gießener Universität, sein 90. Lebensjahr. Christian Rauch steht seit vielen Jahrzehnten in enger Beziehung zum „Oberhessischen Geschichtsverein“ — von seiner Person her wie von der Sache. Der Geschichtsverein hat das zum Ausdruck gebracht, indem er Professor Rauch zum Ehrenmitglied ernannte und ihm 1960 zum Zeichen des Dankes eine Festgabe mit Beiträgen seiner Schüler widmete. Noch jetzt nimmt Rauch als Mitglied des Vorstandes tätigen Anteil an der Arbeit des Vereins. Der Geschichtsverein verdankt ihm viel, durch Anregung und wirksamen und sachverständigen Rat, die sich gründen auf umfassendes Wissen und die Erfahrungen eines langen Lebens — durch Kontakte zur Universität und zu Behörden.

Seit Christian Rauch sich 1906 in Gießen habilitierte, ist er vom Fach her wie von seiner persönlichen Arbeit, mit den Zielen des Geschichtsvereins verbunden — mit der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte Gießens und Oberhessens und ihrer Denkmäler, mit den vielfachen Verflechtungen dieser Orts- und Regionalgeschichte, über ihren engeren Bezirk hinaus, vor allem mit der Landesgeschichte Hessens und des Rhein-Main-Gebietes.

Eine umfassende Würdigung des Lebenswerks von Christian Rauch hat Ottmar Kerber in der Festschrift der Universität Gießen von 1957 aus der Sicht des Forschers und Fachgenossen gegeben. Die entscheidenden Stationen des inneren und äußeren Berufslebens Rauchs werden dort in ihrer Folgerichtigkeit und ihrem Zusammenhang sichtbar: Die Denkmalpflegertätigkeit in Fritzlar gab den Anstoß zu erster intensiver Beschäftigung mit der karolingischen Kunst, sie schuf wissenschaftliche Voraussetzungen für die Arbeit an der Rekonstruktion der Ingelheimer Kaiserpfalz Karls des Großen, die ihrerseits wieder angeregt war durch die Mitarbeit an der Inventarisierung der rheinhessischen Kunstdenkmäler. Die Tätigkeit in Rheinhessen führte Rauch hinein in die mittelhessische Kunstprovinz, die er um 1910 am Beispiel ihrer gotischen Tonplastik (gleichzeitig mit Back) zum ersten Male in ihrer Eigenform erkannte und analysierte.

Dazu kam die Lehrtätigkeit in Gießen. Nach dem „Burgenbauer“ Rittgen — dem „Professor der Baukunst“ — und nach Sauer, der noch in Gießen den Lehrstuhl für Archäologie und Kunstgeschichte in Personalunion versah, war Rauch der erste Dozent, der sich auf die mittlere und neuere Kunstgeschichte beschränkte.

Es war für Christian Rauch keine leichte Aufgabe, dem neuen Spezialgebiet an der Gießener „Ludoviciana“ Bedeutung und Wirksamkeit zu verschaffen. Nach 14 Jahren in Gießen wurde ihm 1920 das Ordinariat übertragen. Mit Unterstützung der von ihm ins Leben gerufenen „Vereinigung der Freunde des kunsthistorischen Instituts“ gelang es

ihm dann, seine Arbeitsstätte auszubauen und zu modernisieren. An die Stelle des räumlich sehr beengten Gartenhauses hinter dem Kollegiengebäude trat ein neues Institutsgebäude mit einem angebauten größeren kunstwissenschaftlichen Hörsaal, der in Anordnung und Ausstattung zeitgemäßen Erfordernissen entsprach.

Rauchs Arbeit fand auch in der akademischen Organisation Dank und Anerkennung. Er war Rektor, Prorektor und Dekan.

Um so härter mußte es ihn treffen, daß nach 1945 an die Stelle der alten Ludwigs-Universität zunächst eine medizinisch-naturwissenschaftliche Hochschule trat. Das Kunstwissenschaftliche Institut wurde aufgelöst, seine Bibliothek der Technischen Hochschule Darmstadt übereignet, ebenso die umfangreiche Dia-Sammlung.

Obwohl Rauch schon Emeritus war, setzte er mit anderen seine Kraft dafür ein, daß die Geisteswissenschaften in Gießen wieder eine Stätte fanden und daß schließlich im Sinne der Universitas eine Philosophische Fakultät wieder entstand und auch ein kunstgeschichtlicher Lehrstuhl an der neuen Justus-Liebig-Hochschule geschaffen wurde.

Rauch hat es immer verstanden, sein Schaffen und seine Gedanken auch einem weiteren Publikum zu verdeutlichen. Seine Aufsätze und Bücher sind sachlich, aber es ist reizvoll zu spüren, wie sehr die Sache persönliches Anliegen ist.

Durch seine Tätigkeit als Denkmalpfleger kam er im Hessenland herum. Er gewann Kontakte mit allen Kreisen der Bevölkerung, er fand Interesse vor oder weckte es. Er, der in Thüringen und Berlin seine Jugend verbracht hatte, lernte Hessen genau kennen, nicht nur die Denkmäler der großen Kunst, nicht nur die Vielseitigkeit seiner Landschaft — auch die Äußerungen eines alten volkstümlichen Kunstschaffens, die sich in ihnen erhalten hatten.

Rauch gründete ein publizistisches Organ, in dem er den künstlerischen Reichtum dieses hessischen Landes einer größeren Öffentlichkeit vor Augen stellen konnte — die als Kalender jährlich erschienene „Hessenkunst“ (1906—1931). Er gewann die geeigneten Mitarbeiter. Hessische Künstler illustrierten die einzelnen Jahrgänge — wie Otto Ubbelohde, Wilhelm Thielmann, Felix Klipstein und andere. Wenn Ubbelohde, der bedeutendste Landschaftgraphiker des Jugendstils — eine Dissertation über ihn ging aus Rauchs Seminar hervor — über Hessen hinaus bekannt wurde, so ist das zum guten Teil auf Rauchs Wirken zurückzuführen. Das alte hessische Kulturgut, die Töpferkunst, der Fachwerkbau, der Kratzputz fanden in der „Hessenkunst“ ebenso ihren Platz wie die Denkmäler der großen Kunst. Die Herkunft Rauchs von der Architektur — er war 1900—1902 Meisterschüler für Architektur an der Akademie für Künste in Berlin — mag ihm Interesse und Blick auch für die angewandte Kunst geschärft haben.

Christian Rauch ist einer der ersten, die dem Begriff der „Hessischen Kunst“ Inhalt und Farbe gaben. Ihm verdanken wir es auch, daß an

einem entscheidenden gesellschaftlichen Wendepunkt in einer repräsentativen Provinz eine Bestandsaufnahme der Volkskunst erfolgte — an der Wende von der Agrar- zur Industriegesellschaft.

Denkmalpflegerisches Interesse und persönliche Anteilnahme ließen ihn öffentlich Stellung nehmen, wenn es um die Erhaltung größerer Kunstdenkmäler ging: Ohne Rauchs Eintreten — es war in seinen ersten Gießener Jahren — stünde das schönste Baudenkmal Gießens, der malerische Fachwerkbau des „Neuen Schlosses“, heute nicht mehr. Nach dem letzten Kriege war er unter denen, die verhinderten, daß der imposante Bau des „Alten Zeughauses“ Philipps des Großmütigen abgerissen wurde.

In seiner Lehrtätigkeit und in seinen Publikationen hat Christian Rauch nie seine Aufgabe beschränkt auf die reine Analyse der ästhetischen Form. In einem modernen Sinn war ihm die Form stets Ausdruck dessen, was hinter ihr stand, der Verflochtenheit mit der historischen Sphäre der Epoche und mit der Einmaligkeit der Künstlerpersönlichkeit. Regionale Abgrenzungen wie der Begriff der „hessischen“ oder der „mittelrheinischen“ Kunst, waren nicht Selbstzweck, nicht provinzielle Selbstbeschränkung, sondern dienten der Verfeinerung der Erkenntnis, der Differenzierung der Forschung.

Sie boten die Möglichkeit aufzuzeigen, wie das scheinbar Einmalige und Eigene in sich wieder ein Kristallisationszentrum ist für eine Fülle vielseitiger, weiterreichender, von außen kommenden Anregungen.

Rauch hat diese Art der Interpretation weitergegeben an seine Schüler, bei der Themenstellung und Bearbeitung der 23 Dissertationen, die in die Zeit seiner Lehrtätigkeit in Gießen fallen, wie durch die Anregungen und Impulse, die er der weiteren Arbeit seiner ehemaligen Doktoranden vermittelte. Ein eindrucksvolles Zeugnis dafür ist die „Festgabe“ von 1960. Rauch war ein ausgezeichnete Lehrer. Wenn sein Seminar mit ihm versammelt war — viele Jahre noch um den großen runden Tisch im „Gartenhaus“ — wurde exakt und methodisch gearbeitet. Rauch war nicht apodiktisch, er ließ andere Meinungen gelten, wenn die Argumentation überzeugend war — sei es bei Streitfragen über eine Datierung oder Zuschreibung. Korrekturen brachte er mit feinem Humor.

Die Exkursionen, die Rauch mit seinem Seminar durchführte, sind den Teilnehmern unvergessen. Aus dem Kleinen, den Einzelformen — den Besonderheiten eines Grundrisses oder den Eigentümlichkeiten des Faltenwurfs einer mittelalterlichen Plastik — entwickelte er das Wollen der Stilepochen, der Stilregion und des Künstlers. Die Arbeit blieb stets sachlich, sie blieb Wissenschaft, man verlor sich nie in unverbindlichem Gerede oder in schwärmender Schöngesteerei. Die glückliche pädagogische Veranlagung mag Rauch von seinem Vater mitgegeben worden sein, der als preußischer Professor in Berlin 1889 zum ministeriellen Leiter des Schulwesens im Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha berufen wurde und diesem bis zu seinem Tode, 1899, entscheidende, moderne Züge verlieh.

Rauchs Schülerkreis ist weitgespannt. Museumsbeamte und Denkmalpfleger sind aus ihm hervorgegangen, Kunsthändler und Pädagogen. Es

ist nicht nur die gemeinsame Freude an der Sache, die Rauchs Schüler bei aller individuellen Vielfalt zusammenführte — oder der überschaubare Rahmen der kleinen Universität, die enge Fühlung im Seminar — sondern es ist die Formung durch die Persönlichkeit eines verehrten Lehrers, des ersten Kunsthistorikers der Gießener Universität. Sie alle sind sich einig darin, daß sie ihm Entscheidendes verdanken, und das möchten sie ihm auch an diesem Tage sagen.

Hermann Otto Vaubel

Ein nachmittelalterlicher Grab-Kreuzstein und ein mittelalterlicher Scheibenkreuz-Grabstein aus Odenhausen/Lahn¹

Von Friedrich Karl Azzola

Oberhessen und die Wetterau sind reich an frühen, bürgerlich-bäuerlichen Grabsteinen. Zwei Formen, die zugleich zwei Epochen verkörpern, stehen einander gegenüber: der Kreuzstein²⁾ und das Scheibenkreuz³⁾. Die Untersuchungen der letzten Jahre ergaben, daß der Scheibenkreuz-Grabstein im 16. Jahrhundert durch den Grab-Kreuzstein abgelöst wurde. Wann dieser Übergang einsetzte, läßt sich aus dem gegenwärtigen Kenntnisstand nicht ablesen, doch war es gewiß um 1600 auch im letzten Dorf vollzogen.

Nur an wenigen Orten haben sich beide Frühformen, mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine und nachmittelalterliche Grab-Kreuzsteine erhalten. Zu diesen wenigen Orten zählt neben Büdingen, Dauernheim, Södel (Kreis Friedberg) und Butzbach auch Odenhausen/Lahn.

Der Odenhäuser Grab-Kreuzstein

(Abbildung I, 1)

Material: roter Sandstein

Abmessungen⁴⁾: Höhe 25; Breite 21; Kreuzbalkenbreite 5

Vom Odenhäuser Grab-Kreuzstein blieb nur ein kleines Bruchstück erhalten, das in die Friedhofsmauer neben dem Portal eingelassen war. Aus diesem Bruchstück lassen sich die ursprünglichen Abmessungen des Steins nicht mehr erschließen, so daß eine zeichnerische Rekonstruktion des Grab-Kreuzsteins leider entfallen muß.

¹⁾ Zugleich 25. Beitrag zur Frage früher Grabsteinformen in Hessen. 24. Beitrag: „Die sechs nachmittelalterlichen Grab-Kreuzsteine von Staden“, Wetterauer Geschichtsblätter 16 (1967), im Druck.

²⁾ Als erste Arbeiten des Verfassers über nachmittelalterliche Grab-Kreuzsteine in Hessen sind zu nennen: „Frühformen kleinbürgerlich-bäuerlicher Grabsteinkunst im Raum um Marburg. Teil I. Der Kreuzstein“, ZHG 74 (1963), 57–80; „Die Rauschenberger Grab-Kreuzsteine“, ZHG 77 (1966), im Druck; „Der Grab-Kreuzstein von Dreieichenhain“ im 12. Beiheft zum Atlas für Stadt und Landkreis Offenbach a. M.; „Studien und Forschungen“, 1966, 364–366; „Nachmittelalterliche Grab-Kreuzsteine im Kreis Ziegenhain“, Hessische Heimat, 17 (1967), 45–48, sowie die unter Anmerkung 1 genannte Arbeit über die Grab-Kreuzsteine von Staden in der Wetterau.

³⁾ Von den 29 dem Verfasser bisher bekanntgewordenen hessischen Scheibenkreuz-Grabsteinen sind nur 14 in folgenden Arbeiten veröffentlicht: „Die beiden Gießener Scheibenkreuze. Ein Beitrag zur Frage früher Grabsteinformen“, ZHG 73 (1962), 122–123; „Weitere Scheibenkreuze aus dem Raume Gießen–Marburg“ (Grabsteine), Hessische Heimat, NF 13 (1963), Nr. 4/5, 20–23; „Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine der Wetterau“ mit Nachtrag „Ein weiterer Scheibenkreuz-Grabstein aus Butzbach“, Wetterauer Geschichtsblätter 14 (1965), 49–60 und 109–111; „Ein mittelalterlicher Scheibenkreuz-Grabstein in Marburg?“, Hessische Heimat, NF 15 (1965), Nr. 4, 22–23; „Das Ziegenhainer Scheibenkreuz – ein romanischer Grabstein?“, Kunst in Hessen und am Mittelrhein, 1966, im Druck.

⁴⁾ Alle Maße in Zentimeter.

Das Bruchstück zeigt ein in Flachrelief erhabenes Kreuz mit gleichbreiten Balken und einer keilförmig eingeritzten Inschrift. Sicher erkennbar sind die Buchstaben M, M, H und W, die jedoch zusammengenommen keinen Sinn ergeben. Die beiden Großbuchstaben M und W zeigen eine gewisse Verwandtschaft mit der Inschrift auf dem Scheibenkreuz-Grabstein des Niklas Swemen (1544) aus dem benachbarten Kirchberg/Lahn ⁵⁾. Hier werden örtliche epigraphische Traditionen spürbar, die für das 16. Jahrhundert sprechen. Demnach wäre die auf dem Bruchstück unten eingehauene Jahreszahl „1 . . . 67“ als 1567 und nicht 1667 zu lesen. Mögen an der Lesung der Ziffern auch Zweifel auftauchen, so darf man den Stein in jedem Fall der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuordnen. Die Rückseite des Bruchstücks ist vollständig zerstört.

Der Odenhäuser Scheibenkreuz-Grabstein

(Abbildungen I, 2 und 3)

Material:	roter Sandstein
Abmessungen:	Resthöhe 30; Scheibendurchmesser 23,5; Dicke 10; Kreuz der Vorderseite: Balkenlänge 18; Balkenbreite 3,5; Kreuz der Rückseite: Balkenlänge 15; Balkenbreite 2,5

Das Stück gehört zu den ersten, vom Verfasser in Hessen aufgefundenen Scheibenkreuz-Grabsteinen. Es wurde bereits im Jahr 1963 an anderer Stelle wie folgt beschrieben ⁶⁾:

„Das auf seiner Vorderseite inschriftlose Scheibenkreuz von Odenhausen konnte erst nach Auffindung der beiden Kirchberger Scheibenkreuze als Grabstein identifiziert werden, da es sich von den beiden Gießener Scheibenkreuzen merklich unterscheidet. Bei einem Vergleich mit dem Kirchberger Stein fallen allerdings seine gröberen Formen sofort auf. Die Kreuzbalken sind im Verhältnis zum Durchmesser der Scheibe sehr breit geraten. Auch sind die von der betonten, breiten Umrandung umschlossenen 4 Sektoren der Scheibe viel zu klein, um einer mehrere Buchstaben umfassenden Inschrift ausreichend Platz bieten zu können. Hieraus darf man schließen, daß der Stein aus einer Zeit stammt, da man die Vorderseite der Scheibenkreuze noch nicht mit einer Inschrift versah. Welch ein anderes Bild zeigen dagegen die beiden Kirchberger Scheibenkreuze! Man begnügte sich, den Namen des Verstorbenen mündlich weiterzugeben, zumal die dörfliche Bevölkerung noch kaum lesen und schreiben konnte. Darum ist dieser Stein sicherlich älter als die beiden Kirchberger Scheibenkreuze; möglicherweise entstammt er der Zeit um 1500.

Lage: Der Stein ist in die Südwand des Ostchores der Dorfkirche in ungefähr 1 m Höhe außen in die Mauer eingelassen.“

⁵⁾ Siehe hierzu die unter Anmerkung 3 zitierte Arbeit: „Weitere Scheibenkreuze aus dem Raum Gießen—Marburg“ (Grabsteine), Hessische Heimat, NF 13 (1963), Nr. 4/5, insbesondere Abb. 14 auf S. 21.

⁶⁾ Siehe hierzu die unter Anmerkung 3 zitierte Arbeit: „Weitere Scheibenkreuze aus dem Raum Gießen—Marburg“ (Grabsteine), Hessische Heimat, NF 13 (1963), Nr. 4/5, insbesondere S. 22.

Die sich seit 1963 mehr und mehr weitenden Kenntnisse über mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine in Hessen ließen die Datierung des Steins in die Zeit um 1500 in zunehmendem Maß fraglich erscheinen. So ist er bereits in einer kürzlich erschienen Arbeit⁷⁾ dem ausgehenden 15. Jahrhundert zugeordnet worden. Da man eine größere Sicherheit nur erreicht, wenn beide Seiten eines Steins zugänglich sind, mußte er der Mauer entnommen werden. Hierzu bot sich anlässlich der Renovierung der kleinen, ehemaligen Basilika eine günstige Gelegenheit⁸⁾.

Die Entnahme des Scheibenkreuz-Grabsteins aus der Mauer ließ erkennen, daß er nicht nachträglich eingesetzt, sondern bei ihrer Errichtung in den Verband mit einbezogen worden war. Da der Chor der Odenhäuser Kirche dem beginnenden 16. Jahrhundert entstammt, dürfte der Scheibenkreuz-Grabstein um die Mitte des 15. Jahrhunderts angefertigt worden sein. Es ist unwahrscheinlich, daß er jünger ist, denn bevor er mitvermauert werden konnte, müßte erst die Beziehung zu einem bestimmten Grab, auf dem er einst stand, geschwunden sein.

Während die bisher allein zugängliche Seite (Abbildung 2) ein gleich-armiges Kreuz in nahezu exakter Punktsymmetrie zeigt, erfüllte sich die Hoffnung nicht, auf der Rückseite eine Inschrift, ein Wappen oder eine Hausmarke zu finden, was als Voraussetzung für eine genauere Datierung hätte dienen können. Statt dessen zeigt die nun neu hinzugekommene Seite (Abbildung 3) ebenfalls ein Scheibenkreuz, allerdings in so mangelhafter handwerklicher Ausführung, daß man geneigt ist, die Seite auf Abbildung 2 einem geübteren Steinmetzen, die auf Abbildung 3 dagegen einem Anfänger zuzuordnen. Da die Konturen des Steins dem Kreuz auf Abbildung 2 folgen, darf man annehmen, daß sie die bestimmende Seite, die Vorderseite, ist, während die auf Abbildung 3 als Rückseite angesprochen werden darf.

Der Odenhäuser Scheibenkreuz-Grabstein zeigt also auf seinen beiden Seiten das Kreuz im Kreis. Darin unterscheidet er sich wesentlich von den beiden Kirchberger Steinen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die als Spätformen nur noch auf einer Seite mit dem Kreuz im Kreis versehen sind. Auch hierin wird ein größerer zeitlicher Abstand deutlich, wodurch das Odenhäuser Scheibenkreuz dem Marburger Scheibenkreuz-Grabstein näherrückt. Letzterer zeigt den gleichen Aufbau und dürfte der Mitte des 14. Jahrhunderts entstammen.

Wenn auch die Entnahme des Steins aus der Mauer nicht die erhoffte präzisere zeitliche Fixierung erbrachte, so ist doch sichergestellt, daß der Odenhäuser Scheibenkreuz-Grabstein älter als bisher vermutet ist und der Mitte des 15. Jahrhunderts zugeordnet werden muß, wobei die nahe Verwandtschaft mit dem Marburger Scheibenkreuz-Grabstein aus der Mitte des 14. Jahrhunderts bemerkenswert erscheint.

⁷⁾ Friedrich Karl Azzola: „Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine in Hessen — Zwischenbericht über ein noch junges Arbeitsgebiet“, Hessische Heimat, NF 16 (1966), Nr. 2, insbesondere S. 51.

⁸⁾ Der Kirchengemeinde zu Odenhausen und der Bezirkskonservatorin, Frau Dr. Lünenschloß, Wiesbaden, sei auch an dieser Stelle für die zur Durchführung der Arbeit erforderliche Genehmigung herzlich gedankt.

Der „Hessische Landbote“ und seine Bedeutung für die revolutionäre Bewegung des Vormärz im Großherzogtum Hessen-Darmstadt

Von Kurt Immelt

- I. Die Beurteilung des „Hessischen Landboten in der Literatur
 - II. Das Großherzogtum Hessen-Darmstadt im Vormärz
 - 1. Die Entstehung des Großherzogtums
 - 2. Die Verfassung von 1820
 - 3. Die langsame Beseitigung der Feudalordnung
 - 4. Die Notlage der Bauern und des entstehenden Proletariats
 - 5. Erfolgreiche Aufstände 1830
 - 6. Die Auswirkungen des Hambacher Festes und des Frankfurter Wachensturms auf die revolutionäre Bewegung
 - III. Die Verfasser des „Hessischen Landboten“
 - 1. Georg Büchner
 - 2. Friedrich Ludwig Weidig
 - IV. Der „Hessische Landbote“
 - 1. Flugschriften als Mittel der Agitation
 - 2. Der Kompromiß
 - 3. Die erste Ausgabe
 - 4. Münnigerodes Verhaftung und Büchners Flucht
 - 5. Die zweite Ausgabe
 - 6. Verrat und Ende der Verschwörung
 - V. Die Bedeutung des „Hessischen Landboten“
- Literaturverzeichnis

I. Die Beurteilung des „Hessischen Landboten“ in der Literatur

Unter den politischen Flugschriften des Vormärz kommt dem „Hessischen Landboten“ eine besondere Bedeutung zu. Während andere Schriften vergessen wurden, hat der „Hessische Landbote“ zahlreiche Publikationen bis in die heutige Zeit erfahren ¹⁾.

Die Autorschaft Georg Büchners für die Urfassung des „Landboten“ ist ein wichtiger Grund für die Popularität der Schrift, denn der Dichter Georg Büchner ist seit seinem frühen Tod 1837 ständig bekannter geworden, und seine dramatischen Werke gehören heute zum festen Bestand des Theaters. Aber auch der Inhalt unterscheidet den „Hessischen Landboten“ von anderen Flugschriften des Vormärz. Das zeigen die Beurteilungen der im Auftrag der Behörden schreibenden Zeitgenossen. Hofgerichtsrat Schäffer ²⁾ aus Gießen, der selbst Untersuchungen wegen Verbreitung von Schriften aus der geheimen Presse führte, stufte die-

¹⁾ Vgl. die letzte Publikation: Georg Büchner. Ludwig Weidig. Der Hessische Landbote. Texte, Briefe, Prozeßakten. Kommentiert von Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt/M. 1965. Zitiert: Enzensberger, Landbote.

²⁾ Schäffer, Martin: Vortrag in Untersuchungs-Sachen wider die Teilnehmer an revolutionären Umtrieben in der Provinz Oberhessens. Gießen den 6ten November 1838. S. 163. Hs. Nr. 421c der UB Gießen.

selben in eine gewisse Rangordnung ein. Er setzt den „Landboten“ als „hochverräterische Schrift“ in die schlimmste Kategorie und fährt fort: „Nur ist hierbei noch an den ganz besonders rücksichtslosen Ton dieser Schrift, welche alle anderen an ehrverletzenden Äußerungen überbietet und als Ausfluß einer verwerflichen Gesinnung, als das Product des frechsten, zügellosesten Republikanismus erscheint, ausdrücklich aufmerksam zu machen.“

Schäffers Nachfolger Nöllner³⁾ wollte mit seiner Aktenedition die Vorwürfe entkräften, die gegen die hessische Regierung wegen des Todes des Pfarrers Weidig erhoben wurden. Er bezeichnet den „Landboten“ ebenfalls als „hochverräterische Schrift“ und der Bericht der Bundeszentralbehörde, verfaßt von Freiherr v. Wagemann⁴⁾ nennt den „Landboten“ eine Schrift, die die anderen Flugschriften an Bösartigkeit übertrifft. Die biblische Sprache werde dazu mißbraucht, den Unterschied zwischen Begüterten und Nichtbegüterten als unrecht darzustellen und zum Kampf gegen die Besitzenden aufzurufen, als ob dies ein heiliges Werk sei. Über eine solche Beurteilung kommt auch Treitschke⁵⁾ nicht hinaus, wenn er 60 Jahre später den „Landboten“ als ein „Meisterstück gewissenloser demagogischer Beredsamkeit“ und „ein wild-radicales Machwerk“ bezeichnet.

Bereits sehr früh würdigten Sozialisten die Flugschrift und versuchten, ihre Verfasser, zumindest Büchner, als Vorläufer der sozialistischen Bewegung darzustellen. David⁶⁾ hebt besonders den Klassenkampf hervor, den Büchner schon mehr als ein Jahrzehnt vor Karl Marx propagiert habe. Er nennt Büchner allerdings keinen „Vorkämpfer“, sondern ehrt in ihm einen „Vorläufer“ des Sozialismus.

Mehring⁷⁾ sieht die Bedeutung der Schrift darin, daß sie über die Forderungen der Liberalen hinausgehe und revolutionär sei. „Sie ist von revolutionärer Leidenschaft gesättigt, jedoch sozialistische Anklänge enthält sie nicht.“ Mehring beurteilt nur den Inhalt, nicht die Tendenz: Dem „Landboten“ fehlen Hinweise, wie eine neue Gesellschaft aussehen solle und damit das Kriterium für die politischen Absichten⁸⁾ der Verfasser.

Freilich ist es nicht möglich, nur aus schriftlichen Äußerungen Büchners, soweit sie aus dem „Landboten“ und aus Briefstellen stammen, ein

³⁾ Nöllner, Friedrich: Actenmäßige Darlegung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Friedrich Ludwig Weidig. Darmstadt 1844, S. 109. Zitiert: Nöllner.

⁴⁾ Wagemann, Frh. v.: Darlegung der Haupt-Resultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen. Frankfurt/M. 1839, S. 63. Zitiert: Wagemann.

⁵⁾ Treitschke, Heinrich v.: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Leipzig 1889, Bd. 4, S. 310.

⁶⁾ David, Eduard: Der hessische Landbote von Georg Büchner. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken. München 1896. (Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze, Hrsg. Eduard Fuchs, 10. Heft), S. 74.

⁷⁾ Mehring, Franz: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 1. Teil Gesammelte Werke, Bd. 1, Berlin 1960, S. 79.

⁸⁾ Hinweise auf die Staatsform allein genügen nicht.

System seiner politischen Ideen aufzustellen. Die Widersprüche sind so zahlreich, daß sie solche Versuche scheitern lassen. Honigmann⁹⁾ versucht Abhängigkeiten Büchners vom St.-Simonismus und Handwerkerkommunismus aufzuzeigen. Er vergleicht Büchners Behandlung des Gesellschaftsproblems mit der des Marxismus und übersieht dabei, daß Büchners Appell an materialistische Instinkte und das Aufzeigen materialistisch bedingter Handlungsweisen nicht gleichgesetzt werden kann mit der materialistischen Geschichtsbetrachtung des Marxismus. Jansen¹⁰⁾ versucht Büchners Anschauungen über das Proletariat darzustellen. Er sieht im „Landboten“ ein Manifest für ganz Deutschland und kann daher Aussagen, die nur aus der spezifischen Situation des Großherzogtums zu verstehen sind, und der Absicht der Schrift nicht gerecht werden.

Die umfangreichste und am besten fundierte Schrift, die sich mit dem „Landboten“ beschäftigt, ist Viëtors Arbeit¹¹⁾ über Büchners politisches Wirken. Viëtor, der die 2. Auflage des „Landboten“ entdeckte, arbeitet zum ersten Male die Unterschiede zwischen den beiden Fassungen im einzelnen heraus. Der Schwerpunkt seiner Betrachtung liegt auf dem Gebiet der Geistesgeschichte. Als Literaturhistoriker tritt bei ihm die politische Geschichte und die Deutung des rechtlichen und politischen Hintergrunds zu sehr zurück.

Der Wert der jüngst erschienenen kommentierten Ausgabe Enzensbergers liegt darin, daß er die beiden vollständigen Ausgaben nebeneinanderstellt und die Mitwirkung Weidigs am „Landboten“ ins Gedächtnis zurückt. Die beigegebenen Texte, Briefe und Prozeßakten sind gut ausgewählt, aber der „Politische Kontext 1834“ und der „Chronologische Bericht“ geben die Fakten nicht immer ganz korrekt wieder.

Die Beurteilung des „Hessischen Landboten“ in der Literatur zeigt, wie stark das Urteil durch politische Vorurteile getrübt wurde. Eine Untersuchung des historisch politischen Hintergrunds zur Zeit der Entstehung der Flugschrift soll beitragen zum Verständnis dieses, für seine Zeit einmaligen politischen Manifests.

II. Das Großherzogtum Hessen im Vormärz

1. Die Entstehung des Großherzogtums

Jahrhundertlang seit der Teilung Hessens¹²⁾ hatten die Landgrafen von Hessen-Darmstadt ihr Territorium nur schrittweise ausdehnen können. Die territorialen Umgestaltungen Deutschlands durch Napoleon und den

⁹⁾ Honigmann, Georg: Die sozialen und politischen Ideen im Weltbild Georg Büchners. Diss. Gießen 1929.

¹⁰⁾ Jansen, Hans Ernst: Das Proletariat im Vormärz in den Anschauungen deutscher Denker. Diss. Kiel 1928. Büchner, S. 34–38.

¹¹⁾ Viëtor, Karl: Georg Büchner als Politiker. Bern 1950. 2. Aufl., weitere Büchner-Literatur siehe später, S. 21.

¹²⁾ Philipp der Großmütige teilte sein Land unter seine 4 Söhne. Nach dem Aussterben der Linien Rheinfels, 1583, und Marburg, 1604, blieben die Landgrafschaften Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt übrig.

Wiener Kongreß brachten wesentlichere Veränderungen, und das Land erhielt die Ausdehnung, die es dann mit geringen Abweichungen bis 1918 behalten sollte.

Die ersten größeren Veränderungen erfolgten 1803 beim Reichsdeputationshauptschluß¹³⁾. Hessen-Darmstadt verlor linksrheinische Gebiete an Frankreich und rechtsrheinische an Nassau, aber die Entschädigung mit kurmainzischen Gebieten, verschiedenen Abteien und kleinen Reichsstädten sowie dem kurkölnischen Herzogtum Westfalen brachte Hessen-Darmstadt noch Zuwachs. Hatte es von seinem ursprünglichen Territorium 40 Quadratmeilen mit 100 000 Einwohnern eingebüßt, so wurde dieser Verlust durch die Angliederung von 103 Quadratmeilen Land mit 210 000 Einwohnern weit aufgewogen. Wie andere deutsche Fürsten hatte auch der Landgraf von Hessen-Darmstadt durch die Säkularisierung und Mediatisierung profitiert.

Landgraf Ludwig X. widersetzte sich 1805 wiederholten Aufforderungen Napoleons, sich wie die anderen süddeutschen Fürsten mit ihm zu verbünden¹⁴⁾. Er gab erst den französischen Forderungen nach, als der Neutralitätsschutz durch Preußen infolge des Schönbrunner Vertrags gegenstandslos geworden war und das Land einer angedrohten französischen Besetzung schutzlos gegenüberstand. Hessen-Darmstadt wurde Mitglied des Rheinbundes. Dieses Bündnis brachte dem Landgrafen den Titel eines Großherzogs im königlichen Rang, volle Souveränität und beträchtlichen Gebietszuwachs¹⁵⁾. Er erhielt die Territorien einiger angrenzender Grafen und Reichsritter und auch derer, die sich noch innerhalb seines Gebiets befanden. Mit der Bildung des Großherzogtums Frankfurt (1810) fielen dann noch ehemalige fuldische und hanauische Gebiete an Hessen-Darmstadt. Hessische Truppen nahmen unter Führung des Prinzen Emil an den Feldzügen Napoleons in Preußen, Österreich, Spanien und Rußland teil¹⁶⁾.

Als letzter süddeutscher Staat trat Hessen-Darmstadt erst am 2. November 1813 auf die Seite der Alliierten. Das war gerade noch früh genug, um beim Wiener Kongreß zu den Siegern zu zählen. Zwar gingen nun im Norden Gebiete an Preußen verloren und auch Hessen-Homburg wurde wieder selbständig, aber die Angliederung von Mainz und Rheinhessen brachte eine gewisse Abrundung des Gebietsstandes.

Die Trennung Hessen-Darmstadts in zwei nicht zusammenhängende Gebiete: im Norden die Provinz Oberhessen und, durch einen schmalen kurhessischen Streifen und Frankfurt davon getrennt, im Süden die Provinzen Rheinhessen und Starkenburg, sollte sich in der Folgezeit besonders für eine einheitliche wirtschaftliche Entwicklung des Großherzogtums als hinderlich erweisen.

¹³⁾ Im einzelnen bei: Henkelmann, K.: Kurzer Abriss der Geschichte und Verfassung des Großherzogtums Hessen. Breslau 1911. S. 9.

¹⁴⁾ Vergl. Demandt, Karl E.: Geschichte des Landes Hessen. Kassel, Basel 1959. S. 422—423.

¹⁵⁾ Aufzählung bei Henkelmann, a. a. O., S. 293—297.

¹⁶⁾ Vergl. Heinrich Künzels Großherzogtum Hessen. Lebensbilder aus Vergangenheit und Gegenwart. 2. Aufl. Hrsg. Friedrich Soldan. Gießen 1893, S. 293—297.

2. Die Verfassung von 1820

Das deutsche Volk hatte in dem Krieg gegen Napoleon einen Freiheitskrieg und nicht einen Befreiungskrieg gegen den fremden Eroberer führen wollen. Man war nicht für die Erhaltung des Feudalismus und die Interessen der vielen kleinen und größeren Fürsten in den Krieg gezogen. Die Begeisterung, mit der das Volk mit allen Mitteln diesen Kampf unterstützte, war getragen von der Hoffnung auf eine Erneuerung des deutschen Reiches, an der auch das Volk seinen gebührenden Anteil haben sollte. Um so größer war die Enttäuschung über die Restauration der politischen Zustände aus vornapoleonischer Zeit¹⁷⁾.

Das Versprechen der Fürsten in Art. 13 der deutschen Bundesakte, daß in allen Bundesstaaten „landständische Verfassungen stattfinden“ sollten, wurde nach und nach in den süddeutschen Staaten, in anderen deutschen Ländern überhaupt nicht verwirklicht. In Hessen-Darmstadt erließ der Großherzog nach zahlreichen Petitionen und Kundgebungen des liberalen Bürgertums und nach Bauernaufständen im Odenwald zunächst im Frühjahr 1820 ein verfassungsähnliches Edikt¹⁸⁾. Der umstrittenste Punkt dieses Erlasses war die Verweigerung des Budgetrechts. Der Haushalt durfte von den ständischen Vertretern nicht abgelehnt werden. Die Begründung lautete, man könnte nicht . . . „die Existenz des Staates und die Erfüllung rechtlich bestehender Verbindlichkeiten von einer willkürlichen ständischen Verweigerung der Steuern abhängig machen“¹⁹⁾. Dieses Edikt befriedigte nicht, das kam deutlich auf der auf Grund dieses Ediktes einberufenen 1. Ständeversammlung zum Ausdruck²⁰⁾.

Vom Großherzog beauftragt, arbeiteten der geheime Rat von Grolman und der Staatsrat Eigenbrod in Fühlungnahme mit den Forderungen der Stände die eigentliche Verfassungsurkunde²¹⁾ vom 17. Dezember 1820 aus. Dabei zeigte sich schon deutlich, daß konservative Kräfte einer Neuregelung der staatlichen Verhältnisse feindlich gegenüberstanden. Die alten standesherrlichen Familien fürchteten eine Beeinträchtigung ihrer Vorrechte, die monarchisch gesinnten Kreise unter Führung des Prinzen Emil wehrten sich sogar gegen jede Beschränkung der fürstlichen Souveränität. Es kam ein Kompromiß zustande: Die Verfassung wurde als großherzogliche Verleihung veröffentlicht und nicht als Vertrag zwischen Ständen und Landesfürst.

Das Großherzogtum ist eine konstitutionelle, erbliche Monarchie. Die verfassungsmäßige Vertretung der Staatsbürger gliedert sich in zwei Kammern (Art. 51). Die erste Kammer besteht aus den Prinzen des groß-

¹⁷⁾ Vergl. Heine, Heinrich: Vorrede zu „Französische Zustände“. Werke und Briefe in 10 Bänden. Hrsg. Hans Kaufmann, Berlin 1961, Bd. 4, S. 370 ff.

¹⁸⁾ Vergl.: Edikt über die Landständische Verfassung des Großherzogthums vom 28. März 1820. In: Archiv der Großherzoglich Hessischen Gesetze und Verordnungen. Bd. 3, 1820—1822, S. 66 ff.

¹⁹⁾ ebenda, S. 72.

²⁰⁾ Vergl. Soldan, Friedrich: Geschichte des Großherzogtums Hessen. Gießen 1896. S. 199.

²¹⁾ Text im Archiv Bd. 3, S. 220—240.

herzoglichen Hauses, Vertretern der alten Standesherrn, dem katholischen Landesbischof, einem evangelischen Prälaten, dem Kanzler der Landesuniversität sowie 10 ausgezeichneten, vom Großherzog bestimmten Staatsbürgern (Art. 52).

Die zweite Kammer besteht aus 50 Abgeordneten. Auch in dieser Kammer stellt der Adel wieder 6 Abgeordnete. Die übrigen 44 Abgeordneten der 2. Kammer werden in einem komplizierten, dreifach gegliederten Verfahren gewählt: „Die erste Wahl bestimmt die Bevollmächtigten. Von diesen werden die Wahlmänner und von den letzteren die Abgeordneten gewählt“ (Art. 37). Beschränkungen nach dem Vermögen machten es zudem unmöglich, daß eine wirkliche Vertretung des Volkes — also auch der Handwerker und der Landbevölkerung — zustande kam. Schon die Wahlmänner konnten nur aus den 60 Höchstbesteuerten des Distrikts, die über 30 Jahre alt waren, gewählt werden. Zum Abgeordneten war nur wählbar, wer entweder jährlich 100 fl. direkte Steuern entrichtete oder als Staatsdiener ein ständiges jährliches Gehalt von mindestens 1000 fl. erhielt. Bei diesem Wahlsystem waren nur gewisse Schichten des Volkes repräsentiert, das liegt auf der Hand. Wie hoch der Zensus angesetzt war, zeigt sich deutlich daran, daß die Verfassungsgeber für den Fall Vorsorge trafen, daß in einem Wahlbezirk der Zensus von den Kandidaten nicht erfüllt wurde, denn dann konnte auch auf weniger Begüterte zurückgegriffen werden. Die Verfassung garantierte eine Reihe von Grundrechten. Die an der französischen Menschen- und Bürgerrechtserklärung orientierten Forderungen des liberalen Bürgertums waren zumindest auf dem Papier anerkannt: „Alle Hessen sind vor dem Gesetz gleich“ (Art. 18). Staatsämter werden nicht nach irgendwelchen Geburtsvorrechten vergeben (Art. 19). Freie Religionsausübung wird garantiert sowie die Gleichberechtigung der „anerkannten christlichen Confessionen“ (Art. 20 und 21). Die Gewissensfreiheit (Art. 22) und die Freiheit der Person und des Eigentums (Art. 23) können nicht uneingeschränkt beansprucht werden, die Verfassung weist ausdrücklich auf die Beschränkungen durch Recht und Gesetz hin. Man hatte sogar Beschränkungen für die Zukunft eingeplant: „Die Presse und der Buchhandel sind in dem Großherzogtume frei, jedoch unter Befolgung der gegen den Mißbrauch bestehender oder künftig erfolgender Gesetze.“ (Art. 31.)

Wie solche Gesetze aussehen würden, wenn die Regierung gegen die politische Publizistik vorzugehen gedachte, war offensichtlich. Selbst die 2. Kammer bestand zum größten Teil aus loyalen Regierungsanhängern, und gegen die Beamten (von 50 Abgeordneten waren 34 Beamte)²²⁾ besaß die Regierung verschiedene Zwangsmittel. Ganz offensichtlich standen auf dem Gebiet des Rechtswesen Theorie und Praxis der Verfassung miteinander im Widerspruch. „Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden“ (Art. 31) und „Das Materielle der Justiz-Erteilung und das gerichtliche Verfahren innerhalb der Grenzen seiner gesetzlichen

²²⁾ Vergl. Viëtor: Büchner als Politiker, S. 10.

Form und Wirksamkeit, sind von dem Einflusse der Regierung unabhängig“ (Art. 32) sind Grundsätze einer Rechtsordnung, die auf der bürgerlichen Gesellschaft basiert. Gewaltenteilung, die Voraussetzung für eine unabhängige Justiz, war allerdings in der Praxis nicht vorhanden. Die großherzogliche Regierung erließ Weisungen an die Richter und griff in die Prozesse ein. Ein anderer Grund für die Differenz zwischen freiheitlich anmutenden Verfassungsartikeln und der Wirklichkeit war die weitere Geltung des Strafrechts und Strafverfahrens aus vorkonstitutioneller Zeit. Es galten die „peinliche Gerichtsordnung des Landgrafen Ernst Ludwig vom 13. Dezember 1726“ und daneben für besondere Fälle die „Hals- oder peinliche Gerichtsordnung Karls V.“ sowie verschiedene Partikularverordnungen²³⁾. Dieses Recht wurde ausdrücklich in die Verfassung aufgenommen (Art. 33), aber demgegenüber blieb die Geltung des Code Napoleon in den linksrheinischen Gebieten des Großherzogtums auch bestehen.

Diese wenigen Andeutungen zeigen bereits, daß durch das Bestehen einer Verfassung, auch wenn diese den Regierungen Preußens und Österreichs besorgniserregend fortschrittlich erschien, Hessen-Darmstadt nicht etwa zu einem Staat geworden war, in dem eine echte Volksvertretung an der Staatsführung teilhatte. Diese Verfassung entsprach nicht einmal den Vorstellungen der Beamten und des Großbürgertums, wie die Auseinandersetzungen in der 2. Kammer in den 20er Jahren erkennen lassen. Kleinbürger, Bauern und Arbeiter spielten in diesem politischen System überhaupt keine Rolle.

3. Die langsame Beseitigung der Feudalordnung

Trotz Aufhebung der lokalen Souveränitäten²⁴⁾ waren die politischen und Rechtsverhältnisse keineswegs einheitlich. Die sogenannten Souveränitätslande, die Gebiete ehemaliger reichsunmittelbarer Fürsten, Grafen und Herren, unterschieden sich durch Vorrechte ihrer ehemaligen Souveräne recht erheblich von den Dominiallanden. Oberhessen war zum überwiegenden Teil Souveränitätsland, das bedeutete für die Landbevölkerung, daß sie von zwei Obrigkeiten, nämlich der Regierung in Darmstadt und ihren alten Herren in Lauterbach, Büdingen, Lich oder Laubach „betreut“ wurde. Die Standesherrn behielten von ihren ehemaligen Hoheitsrechten einen gewissen Teil, namentlich in der Gerichtsbarkeit, den Polizeirechten sowie gewissen Verwaltungsbefugnissen²⁵⁾. Eine Reihe von Reformen, insbesondere solche, die die wirtschaftliche Lage der Bauern bessern sollten, wurden in den Souveränitätslanden verzögert. Die wichtigste Maßnahme auf diesem Gebiet war die Beseitigung der

²³⁾ Bloß, Hugo: Die Entwicklung des Strafverfahrens in Hessen-Darmstadt im 19. Jh. Diss. Gießen 1934.

²⁴⁾ Vergl.: Patent, die Erklärung der Hessen-Darmstädtischen Lande zu einem souveränen Großherzogthum betr., vom 13. Aug. 1806. Archiv Bd. 1, S. 3 ff.

²⁵⁾ Vergl.: Edict die standesherrlichen Rechtsverhältnisse... betr. 29. März 1820. Archiv Bd. 3, S. 95 ff.

Leibeigenschaft. Der Leibeigene war im 19. Jahrhundert zwar nicht mehr in seiner Vermögens- und Handlungsfreiheit beschränkt, aber im Gegensatz zum Freien war er zu Diensten und Abgaben verpflichtet²⁶⁾.

Die rechtliche Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgte bereits 1811²⁷⁾, die tatsächliche Ablösung der einzelnen Verpflichtungen war jedoch ein langwieriger Prozeß. Die Verordnung vom 13. 5. 1812²⁸⁾ bezeichnet zunächst einmal die verschiedenen Arten von Fronden als:

1. Staats- und Landesfronden (Leistungen für den Staat wie z. B. Dienste zur Erhaltung staatlicher Gebäude, Fahrten für Hof und Militär bzw. Gelder dafür).
2. Amts- und Gemeindefronden (z. B. Wegebau und Sicherheitsdienst). Diese Dienste sah man als eine Art Steuer an, die auf dem Land bzw. der Gemeinde ruhte; deren Ablösbarkeit war zunächst nicht vorgesehen.
3. Die Dominial- und gutsherrlichen Fronden, ihrer Natur und Herkunft nach oft nicht abzugrenzen. Diese sollten ablösbar sein.

In den folgenden Jahren zeigte sich, daß selbst in den Dominiallanden die Ablösung nur langsam vor sich ging. Die Gemeinden waren nicht in der Lage, bedeutende Entschädigungssummen an den Staat zu leisten. Eine wesentliche Erleichterung brachte die unentgeltliche Aufhebung der Staatsfronden am 1. 1. 1817²⁹⁾. Zuerst 1817 in der Provinz Starkenburg durchgeführt³⁰⁾, wurden diese Richtlinien 1819 auf das gesamte Staatsgebiet ausgedehnt³¹⁾. Verzichtete der Staat auf der einen Seite auf Abgaben aus der Feudalzeit, so schuf er sich durch Monopole, Stempelgelder und Außenzölle neue Einkünfte. In den Souveränitätslanden wurden die staatlichen Maßnahmen nur zögernd in Angriff genommen, da sie nicht im Interesse der Standesherrn lagen. Diese gaben sich nicht mit den von der Regierung vorgeschlagenen Entschädigungssummen zufrieden, 1823 hatte man sich noch nicht auf eine Ablösungssumme geeinigt.

Was bedeutete nun die Möglichkeit der Ablösung dieser Abgaben praktisch für den Bauern? Die folgenden Jahre der Übergangszeit brachten zunächst eine Erhöhung der Abgaben. Zu den Ablösungsgeldern, die über Jahre hinaus gezahlt wurden, kamen nämlich neue Steuern und Gebühren der Regierung in Darmstadt hinzu. Die Bevölkerungszunahme, Mißernten und Absatzschwierigkeiten für die Hausindustrie in Teilen Ober-

²⁶⁾ Vergl. Thomas, Adolf: Beiträge zur Geschichte der Bauernbefreiung und der Entlastung des ländlichen Grundbesitzes im Großherzogtum Hessen. Mainz 1910.

²⁷⁾ Vergl.: Die Aufhebung der Leibeigenschaft und die dem Leihherren zu leistende Entschädigung betr. 6. Juni 1811. Archiv Bd. 1, S. 631 ff.

²⁸⁾ Archiv Bd. 1, S. 724 ff.

²⁹⁾ Vergl. Thomas, a. a. O., S. 34.

³⁰⁾ Vgl. die Aufhebung der Staatsfrongelder sowie den Ankauf der Dominialfronden betr. 5. April 1817. Archiv Bd. 2, S. 376 ff.

³¹⁾ Die Regulierung des Staatsfrondewesens betr. 15. April 1819. Archiv Bd. 2, S. 775 ff.

hessens ließen Ende der 20er Jahre die Not immer größer werden. Die Beseitigung oder Verwandlung weiterer gutsherrlicher Berechtigungen wie Zehnten, Weidgerechtigkeiten, Mühlenbann, Beden und andere Rechte soll im einzelnen nicht ausgeführt werden. Aber auch hier gilt wieder der Grundsatz, daß nur die Beachtung der entsprechenden Gesetze kein wirkliches Bild der Entwicklung gibt. Die Gesetzgebung hob zwar verschiedene gutsherrliche Rechte auf, andere wurden jedoch in feste Grundrenten umgewandelt.

Als Beispiel soll hier die Verwandlung des Fiskalzehnten angeführt werden: Die Verordnung „Die Verwandlung des fiskalischen Zehnten in eine ständige jährliche Grundrente betr.“³²⁾ wurde am 15. August 1816 erlassen. Bis zum Jahre 1831 war in 604 Gemarkungen, in denen der Fiskus zehntberechtigt war, nur in 320 die Umwandlung vorgenommen worden³³⁾. Gründe für diese Verzögerung waren: mangelnde Belehrung der von diesem Gesetz Betroffenen über dessen Tendenz, Mißtrauen der Bauern, Bequemlichkeit der Gemeindevorsteher, die sich nicht mit der Eintreibung von Zehntrenten belasten wollten, und nicht zuletzt der Widerstand der Zehntbeamten und solcher Personen, die an der Aufrechterhaltung der alten Verhältnisse interessiert waren. Die Pflicht der Bauern zum Einfahren des Zehntkorns und anderer Fruchtgefälle in die herrschaftlichen Scheuern war zunächst von der Ablösung ausgenommen und hörte erst mit der Ablösung dieser Lasten auf³⁴⁾. Erst die Stürme des Jahres 1848 brachten die endgültige Beendigung der Grundentlastungsgesetzgebung³⁵⁾.

4. Die Notlage der Bauern und des entstehenden Proletariats

Um 1830 ist deutlich eine Tendenz der Verarmung der Bevölkerung im Großherzogtum festzustellen. Zwei ihrer Natur und Absicht nach ganz verschiedene zeitgenössische Arbeiten, nämlich die statistische Untersuchung des „Großherzoglichen Kreis-Secretärs“ Julius Wernher³⁶⁾, der sich in erster Linie auf Zahlen aus dem Kreis Bensheim stützt, und der Bericht des Kreisarztes Dr. Köhler³⁷⁾ zeigen Einzelheiten dieser Erscheinung in zwei weit auseinanderliegenden Gebieten des Großherzogtums auf. Beide beklagen den ungenügenden „Nahrungsstand“ der ärmeren Schichten:

„Der größte Teil der Bewohner sind Ackerbauern, die bei dem äußerst niedrigen Preis ihrer Produkte kaum die auf ihrem Grundeigentum haftenden Lasten und die nötigsten Kosten zur Erhaltung ihres Viehes

³²⁾ Archiv Bd. 2, S. 235 ff.

³³⁾ Vergl. Thomas, a. a. O., S. 50.

³⁴⁾ Vergl. Thudichum, Friedrich: Rechtsgeschichte der Wetterau, Tübingen 1867, Bd. 1, S. 119.

³⁵⁾ Vergl. Katz, Eugen: Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen. Stuttgart, Berlin 1904 (Münchner Volkswirtschaftliche Studien, 64. Stück), S. 27.

³⁶⁾ Wernher, Julius: Über Gemeinde-Bürgerthum insbesondere Stimmrecht und Nahrungsstand des Gemeinde-Bürgers. Darmstadt 1838.

³⁷⁾ Land und Leute in der Herrschaft Laubach vor 90 Jahren. Von Pfarrer Nebel, Laubach. In: Hessische Blätter für Volkskunde Bd. 10, 1911, S. 87 ff.

und ihrer Ackergerätschaften erschwingen können. Deshalb sind ihre Nahrungsmittel die einfachsten und wohlfeilsten. Fleischspeisen werden dem Landmann selten zu Teil, und nur zuweilen erfreut sich an Sonn- oder Feiertagen eine Familie einer Mahlzeit mit Fleisch . . . Doch gibt es sehr viele Haushaltungen, wo im Verlaufe eines ganzen Jahres kein gekochtes Fleisch auf den Tisch kommt. Andere Fleischarten, z. B. Geflügel und Fische, sind den Tischen des Landmanns entfremdet worden. Eins der Hauptnahrungsmittel, das Viele dem Hungertod entzieht, sind die Kartoffeln ³⁸⁾.“ So berichtet Dr. Köhler aus Oberhessen — ähnlich Wernher aus Starkenburg: „Fleisch gehörte zwar früher und gehört noch mehr jetzt nicht zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen . . . Kartoffeln sind jetzt bei jeder Mahlzeit der geringeren Klasse zu jeder Tageszeit zu finden. Neben ihr erscheint das Brod als eine kostbare Sache, zu deren Ersparung man Kartoffeln mit dem Mehl vermischt und an Kartoffeln sich im Voraus zu sättigen sucht. Braune Brühe, Kaffee genannt, dient dabei zur Würze ³⁹⁾.“

Die Neigung zum Alkoholismus als Begleiterscheinung der Verelendung ist ebenfalls festzustellen: „Es gibt hier unzählige Säufer. Diese Branntweinsucht herrscht nicht allein unter den Männern, sondern die Weiber stehen hierin ihren Ehemännern um nichts nach.“ ⁴⁰⁾ Bei verteuerten Lebenshaltungskosten ist der Lohn des Tagelöhners nicht gestiegen: „Es wäre demnach zu erwarten, daß der Arbeitsverdienst eine ansehnliche Erhöhung erfahren habe. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Der Verdienst des gewöhnlichen Handarbeiters stand schon lange vor den Revolutionskriegen auf 24 kr. Taglohn des Mannes, wie noch jetzt in der hiesigen Gegend ⁴¹⁾.“

Eine beträchtliche Zunahme der Bettelei war festzustellen ⁴²⁾, aber die Verarmung beschränkte sich nicht nur auf Tagelöhner und Leute mit minimalem Grundbesitz. Gerade in den Gegenden, die für landwirtschaftliche Nutzung nicht günstig waren, waren die Übergänge zwischen Tagelöhnern, Kleinbauern und Heimarbeitern fließend. Dieser Teil der Bevölkerung war wiederum besonders getroffen von den steigenden Pachtpreisen für Ackerland ⁴³⁾ und teuren Mieten in überfüllten Häusern. „Das Mißverhältnis des Anwachsens der Bevölkerung zur Vermehrung der Wohnungen kann nicht verfehlt haben, den Mietzins der Wohnungen in die Höhe zu treiben; wie schwer derselbe auf der dürftigen Classe lastet, ist denen zur Genüge bekannt, welche Gelegenheit zur Beobachtung haben. Enge Stübchen, in welche ganze Familien eingepfercht sind, die dennoch mit 20—30 fl. (dem Taglohn eines Mannes von einem Vierteljahr) verzinst werden, sind nichts weniger als Selten-

³⁸⁾ Nebel, a. a. O., S. 94/95.

³⁹⁾ Wernher, a. a. O., S. 180, 182/183.

⁴⁰⁾ Vgl. Nebel, a. a. O., S. 96.

⁴¹⁾ Vgl. Wernher, a. a. O., S. 180.

⁴²⁾ ebenda, S. 184.

⁴³⁾ ebenda, S. 176.

heit⁴⁴⁾." Auch die Holzpreise waren beträchtlich gestiegen⁴⁵⁾, was zum Teil damit zusammenhing, daß alte Rechte auf Brennholz aus herrschaftlichen Waldungen nicht mehr bestanden.

Einzelheiten über die Lage der Landwirtschaft zeigen die Auszüge aus der Statistik. Die Getreidepreise waren gesunken und die Zahl des Nutzeviehs stagnierte bzw. nahm ab.

Getreidepreise⁴⁶⁾

Zeitraum	Korn	Gerste	Spelz	Hafer
1792—1817	7 fl 20 kr	6 fl 6 kr	4 fl 51 kr	4 fl 24 kr
1818—1829	4 fl 55 kr	3 fl 45 kr	2 fl 51 kr	2 fl 31 kr

Wernher vermerkt noch: „Seit 1830 ein jedoch vorübergehendes Steigen.“ Als Beispiel für die Entwicklung des Viehstandes dienen die Zahlen aus dem Kreis Bensheim (Durchschnittszahlen pro Jahr)⁴⁷⁾.

	Pferde	Fohlen	Ochsen	Kühe	Rinder	Ziegen
1814—1818	2668	768	402	5588	1850	214
1819—1829	2796	689	398	6262	2636	432
1830—1834	2697	755	329	6600	3305	808

Bemerkung Wernhers: „Seit 1825 geschieht die Zählung im Sommer, früher am Ende des Jahres, was in den beiden letzten Perioden eine, wenigstens zum Theil scheinbare Vermehrung, namentlich der Kühe und Rinder zur Folge haben muß.“

Der Anteil der Handel und Großgewerbe treibenden Bevölkerung war im Großherzogtum nur sehr gering. Die wirtschaftliche Not betraf den weitest größten Teil der Bevölkerung. In den landwirtschaftlich besonders ungünstigen Gebieten, im Odenwald und Vogelsberg, entschlossen sich viele, vom Hunger getrieben, zur Auswanderung. Unter den Auswanderungswilligen kam es zu Zusammenkünften, und die unteren Staatsbehörden gingen gegen solche Ansammlungen vor. Die Auswanderungswilligen wurden, obwohl die Gesetze das Recht der freien Auswanderung zugestanden⁴⁸⁾, von den Behörden am Auswandern gehindert. In der Gegend von Alsfeld kam es zu einem Aufruhr von etwa 800 bis 900 Auswanderungswilligen, die der Landrat hatte zurückhalten wollen.

Ein Drohbrief an den Alsfelder Bürgermeister, dem Stil und der Orthographie nach zu urteilen wohl von einem der aufgebrachten Auswande-

⁴⁴⁾ ebendas. S. 178/179, ähnlich Nebel, S. 90.

⁴⁵⁾ ebenda, S. 179/180.

⁴⁶⁾ Wernher, S. 187.

⁴⁷⁾ ebenda, S. 177. Er nennt die Ziegen, die sich vermehrt haben, „die Begleiterinnen der Armuth“.

⁴⁸⁾ Art. 24 der Verfassung, a. a. O., S. 224, ebenso: Gesetz über die Auswanderung vom 18. Juni 1821. Archiv Bd. 3, S. 277 ff.

rungswilligen geschrieben, gibt Einsicht in die Übelstände, gegen die man sich wendete ⁴⁹⁾.

„Dem Herrn Bürgermeister wird hierdurch bekanntgemacht, den Herrn Landrath in Kenntniß zu setzen, dass wenn er sich untersteht den Auswanderer die geringste Gegenrede zumachen, seyn Unglück nicht zu übersehen wenn es nicht bald anders wird und die Abgaben gelinder so stecken wir ein Landrathsbezirk nach dem andern in Brand dan muss Armer wie reicher zu Bettelmann werden und dass auswandern wird dann gewiss besser in Stand kommen den Gott der Allwissende kennt die Drangsale der Unterthanen und die Hütten der Armut Christus sagt den Versuchern seiner Zeit Get den Kaiser was des Kaisers ist aber von solchen Abgaben unserer Zeit war keine reden. Wir haben uns verschworen alle Banksionen (wohl Pensionäre gemeint) zu ermorden und verlangen dass die Dienerschaft (die Staatsdiener) in Geringere Besoldung gesetzt wird, weil des Unterthanen einkommen auch gering ist Ich will schliessen die Erfahrung wirds lehren

Zittern sollt ihr vor den Schrecknissen die wir werden anrichten wenn es nicht anders wird.

Denn dieses Eliment wird alles in kurzer Zeit zernichten.“

Dieser Drohbrief, so wirr seine Gedankenfolge auch sein mag, deutet in verschiedenen Punkten die Gründe der Unzufriedenheit an. Die Abgaben, die zu zahlen sind, werden von den Bauern als zu hoch empfunden; demgegenüber leben ehemalige und amtierende Staatsdiener relativ gut. Man empfindet, daß die Forderungen der Staatsregierung im Gegensatz stehen zu der Ordnung, wie sie das Evangelium vorsieht, und dieses war offenbar eine unbedingte Autorität. Bibelstellen, die etwas über Recht und Staatsordnung aussagen, werden als Beleg für die bestehenden Ungerechtigkeiten herangezogen. Wenn dieser Brief, der offensichtlich von einem Mann aus dem Volk verfaßt worden ist, Bibelstellen enthält, so scheint es, daß im „Hessischen Landboten“ die Einfügungen Weidigs, der sich einer ähnlichen Terminologie bedient, bewußt auf die Mentalität der angesprochenen Bevölkerung zugeschnitten sind.

Die Auswanderung als letztes Mittel, sich der Not zu entziehen, wurde von vielen erwogen, ja sie wurde manchmal auch von den Bauern angedroht für den Fall, daß sie keinen Nachlaß oder Aufschub ihrer Abgaben erhielten ⁵⁰⁾. 1827 wurde von der Regierung die Auswanderung freigegeben. Du Thil ⁵¹⁾ sah in „Förderung, Leitung und Sicherung der Auswanderung“ eine Möglichkeit, der zunehmenden hungernden Bevölkerung einen neuen Lebensunterhalt zu verschaffen, da im Großherzogtum eine beschleunigte Industrialisierung nicht zu erwarten war.

In den Jahren 1823 bis 1829 ⁵²⁾ hatten sich in Hessen-Darmstadt 12 000 bis 13 000 Personen als Auswanderungswillige registrieren lassen, etwa

⁴⁹⁾ Abgedruckt bei Richter, Hans: Hessen und die Auswanderung 1815—1855. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. NF 32 (1934), S. 71.

⁵⁰⁾ Vgl.: Richter, a. a. O., S. 73.

⁵¹⁾ Vgl.: Denkwürdigkeiten aus dem Dienstleben des Hessen-Darmstädtischen Staatsministers Freiherrn du Thil 1803—1848. Hrsg. Heinrich Ullmann, Stuttgart, Berlin 1921, S. 531—532.

⁵²⁾ Vgl.: Richter, a. a. O., S. 88/89.

3000 bis 4000 wanderten dann tatsächlich aus. Die Idee der Auswanderung als Ausweg für die notleidende Bevölkerung wurde 1833 von der sog. „Gießener Auswanderergesellschaft“ wieder aufgegriffen, die den Versuch machte, einem größeren Kreis von Auswanderern die organisierte Auswanderung nach Amerika zu ermöglichen. Im Gegensatz zu Deutschland, von dem im Aufruf an die Auswanderungswilligen gesagt wurde, daß es hier nicht möglich sei, „die Anforderungen, welche wir als Menschen und Staatsbürger für uns und unsere Kinder an das Leben machen müssen, zu befriedigen⁵³⁾“, erhoffte man sich dort eine neue Zukunft in einem republikanischen Staatswesen.

Die Auswanderung mochte zwar einigen Aussicht auf ein neues besseres Leben geben, für das Land blieb das Problem bestehen. Die Landwirtschaft konnte die enorme Bevölkerungszunahme nicht verkraften, die Industrie war noch sehr unbedeutend. Eine ernst zu nehmende Industrialisierung setzte im Großherzogtum erst ein, nachdem Deutschland durch die politische Einigung auch zu einem einheitlichen Wirtschaftsraum zusammengeschlossen wurde.

Eine Schrift⁵⁴⁾ der Gemeinde Freienseen (Kreis Gießen) an den Staatsminister Grolman soll hier als Beispiel angeführt werden für die zahlreichen Petitionen und Klageschriften, die von den allgemein verbreiteten Mißständen berichten⁵⁵⁾:

„Gegenstände, welche als unmittelbare Ursachen der allgemeinen Zerrüttung des Wohlstandes unserer Gemeinde von uns betrachtet werden ...

1. die all zu hohe Besteuerung des Grundt Vermögens
2. die sehr erhöhten indirecten Abgaben
3. die gegenwärtig hohe Stempeltaxe
4. das Salz Monopol
5. die übertriebenen Gebühren der Excutanten (Vollzieher, Bürokratie)
6. die höchst schädliche Hegung des Wildes in denen an unserer Gemarkung gränzende Laubacher Forsten (gemeint sind die Waldungen des Grafen von Solms-Laubach), und
7. die Störung der in so vielen wohl erworbenen Gerechtsamen, namentlich ... (es folgt eine Aufzählung verschiedener Rechte wie Weiderecht, freie Holzzuteilung u. a.).

ad 1) Die Gemarkung unserer Gemeinde sowie auch die Gebäude im Ort sind in Vergleichung mit dem Grundeigenthum der uns nahe gelegenen Althessischen Ortschaften ... viel zu hoch gegriffen (zu hohe Einschätzung nach dem Verhältnis der Stadt Laubach).

ad 2) Die so auffallend erhöhte Gewerbesteuer mit den sonstigen vielen indirecten Abgaben, richtet den größten Teil unserer Ortsbewohner gänzlich zu Grund, besonders da aller Verkehr mit dem Auslande für unsere Fabrikwaren (Webwaren) gehemmt — mithin der Gewerbezweig gänzlich abgebrochen ist.“

⁵³⁾ Vgl. Haupt, Herman: Karl Follen und die Gießener Schwarzen. In: Mitt. d. Oberh. Geschichtsvereins, NF 15, 1907, S. 152.

⁵⁴⁾ Schilderung des in Freienseen 1826 herrschenden Notstands durch die Gemeindevertretung an den Herrn Staatsminister von Grolmann. Gemeindearchiv Freienseen, Kreis Gießen, II. Abt., 1. Abschn., Konv. 5, Fasc. 6.

⁵⁵⁾ Ähnliche Klagen auch aus dem Gebiet von Büdingen.

Verschiedene Faktoren bewirkten die Absatzschwierigkeiten der oberhessischen Hausweberei. Zu Beginn der zwanziger Jahre hatte sich Preußen durch hohe Zölle abgegrenzt. Der Preußisch-hessische Zollverein von 1828 brachte keine positive Wendung für die oberhessischen Weber, obwohl andere Industriezweige durchaus von dieser Zollunion profitierten. Die preußische Konkurrenz produzierte zum Teil schon mit Maschinen und dadurch billiger, die ohnehin schon niedrigen Löhne wurden noch mehr gedrückt. Der Geschäftsverkehr der Weber und anderer Handwerker war auf nahe Ziele gerichtet, diese waren in erster Linie Frankfurt, Kurhessen und Nassau. Dem als Reaktion auf die preußisch-hessische Zollunion gegründeten Mitteldeutschen Handelsverein (24. Sept. 1828) schlossen sich die Nachbarn Oberhessens an, und so konnte dieser Teil des Großherzogtums nicht so wie andere aus der Zollunion Vorteile ziehen, sondern wurde seiner Absatzmärkte beraubt⁵⁶⁾.

- „ad 3) Die Stempelpapier Taxe ist zwar eine alle Klassen der Staatsbürger gleich stark treffende Last und ihre Einrichtung ... konnte um der früheren Sportelsucht mancher Beamten Gränzen zu setzen, nicht zweckmäßiger getroffen werden; allein es wird dadurch dem ärmeren die Erlangung seines Rechts sehr erschwert ja sogar zum öfteren ganz abgeschnitten, weil er die erforderlichen Vorlagen bei dem Gericht nicht machen kann. Es wäre daher sehr zu wünschen, wenn hierbei eine Verminderung des Preißes statt haben könnte⁵⁷⁾.
- ad 4) das Salz müssen wir, da in unserer Gemeinde kein Salzzubringer wohnt, eine Stunde weit herholen statt wie vormals unser Salzbedarf um einen geringen Preis z. B. Austausch gegen Brennholz auf einer Saline oder dem Händler wo die Meste kaum 48 kr. kostet wiewohl wir gegenwärtig mit 2 fl. 24 kr. da zahlen müssen — erhalten konnten. Hier wäre besonders freyer Handel zu wünschen.
- ad 5) Mit den kostspieligen Excutanten, die zu öfteren noch höher als die zu berichtigende Schuld selbst sind, werden durch Excutanten bedeutende Summen aus den Armen herausgepreßt. Hierbei sind leider die bedrängten Unterthanen noch zu sehr der Willkür der die Excutionen verfügenden Beamten preis gegeben. (Es werden Vorschläge gemacht, die Schuldner durch Wegebau und andere Arbeiten ihre Rückstände abverdienen zu lassen.)
- ad 6) Gegen die übermäßige starke Hegung des Wildes besteht zwar eine Ghgl. Verordnung nach welcher dem Unterthanen alle Wildschäden von denen Jagdberechtigten ersetzt werden sollen; allein diese hohe Verordnung ist durch die nachherige Oberforstbehörde ... so sehr modificieret worden, daß sie gegenwärtig nur noch einem Skelet

⁵⁶⁾ Vgl. den Bericht des Landrats von Alsfeld vom 22. September 1830. Text bei Crößmann, a. a. O., S. 44.

⁵⁷⁾ Die Stempel und Taxordnung vom 27. Aug. 1822 (Archiv Bd. 3, S. 783 ff.) war zu hoch angesetzt. Hierzu ein Beispiel aus einer Schrift des Bürgermeisters von Rohrbach, Bezirk Büdingen, an Du-Thil vom 10. Febr. 1831: „Ein Vater hat z. B. für 120 fl Güter unter 5 bis 6 Kinder zu verteilen. Zu diesen 5—6 Teilzetteln kostet das Stempelpapier 16—19 fl. Nun denke man wie viele Prozente vom Vermögen abgehen, und was übrig bleibt.“ Vgl. Crößmann, Christoph: Die Unruhen in Oberhessen im Herbst 1830, Diss. Gießen 1928, S. 54.

ähnlich sieht. Will man auf Ersatz des vom Wild verursachten Schadens klagen — so wird die Erlittenheit durch die vielen Formalitäten welche bei ihrer Ausmittlung beobachtet werden müssen und die damit nothwendigerweise verbundenen Kosten zu vörderst eine baare Geldstrafe die man Jahre lang erlegen muß. Viele leiden deshalb ihren Verlust ohne Beschwerden zu erheben — weil wie vorhin gesagt — die Kosten Vorlegen den bedrängten Landmann davon abhalten müssen, sein Recht zu erringen...“

Diese Übelstände und andere lokal bedingte Notlagen führten im Herbst 1830 zu den Aufständen in Oberhessen. Auch 1833/34, als die Revolutionäre in Oberhessen den Plan faßten, mit Flugschriften auf die Landbevölkerung einzuwirken, um sie durch die Erklärung der Ursachen ihrer Not für die Revolution zu gewinnen, hatte sich die Lage der Bevölkerung noch nicht geändert. Es finden sich daher verschiedene Argumente dieser Beschwerdeschriften im „Hessischen Landboten“ wieder.

5. Erfolglose Aufstände 1830

Das Jahr 1830 brachte nach der französischen Julirevolution und dem Brüsseler Aufstand auch in verschiedenen deutschen Kleinstaaten Auf-ruhr und Tumulte. Von Revolutionen kann man bei diesen lokalen Un-ruhen (Hamburg 31. 9., Leipzig 2. und 3. 10., Kassel und Braunschweig 6. 10., Altenburg 11. 10., Gera 13. 10., Kahla 15. 10., Jena 18. 10. und Schwerin 19. 10.)⁵⁸⁾ allerdings nicht sprechen. Die Erhebungen waren zumeist spontan entstanden, und es lag ihnen keine planmäßige Aktion zugrunde — sie hatten auch keinen nennenswerten Erfolg. In Hessen war der Aufstand⁵⁹⁾ zunächst in der kurhessischen Provinz Hanau ausgebrochen. Bald hatten sich die angrenzenden Gemeinden der Provinz Oberhessen angeschlossen. Hier wandte man sich zunächst gegen die Sinnlosigkeit einer willkürlichen Zollgrenze, welche für die Bewohner des Gebiets bedeutende wirtschaftliche Nachteile brachte. Die ersten Ausschreitungen richteten sich daher gegen die Zollschranken, die Zollhäuser und die Akten der Zolleinnehmer⁶⁰⁾. Die Wut und Erbitterung gegen die überhöhten Steuern und Abgaben machte sich Luft in Aktenverbrennungen und Vorgehen gegen die Steuereinnehmer⁶¹⁾.

Du-Thil schreibt in seinen Erinnerungen⁶²⁾: „... das Los der Zerstörungen und teilweisen Aktenverbrennungen haben im Großherzogthum die Landgerichte Schotten, Nidda, Ortenberg, die Rezepturen daselbst und zu Bingenheim und Gedern erfahren, und wären unsere Gegenmittel weniger rasch und energisch gewesen, so würde daselbe Los alle großherzoglichen und standesherrlichen Behörden Oberhessens betroffen haben.“

Diese aufrührerischen Bewegungen ereigneten sich in der Nähe der Bundesversammlung in Frankfurt, und der österreichische Präsidialgesandte

⁵⁸⁾ Vgl. Crößmann, a. a. O., S. 1.

⁵⁹⁾ Du-Thil, Denkwürdigkeiten, spricht von einer „ambulanten Emeute“, S. 353; Enzensberger, Landbote, nennt den Aufstand eine „lokale Hungerrevolte“, S. 42.

⁶⁰⁾ Crößmann, a. a. O., S. 4—7.

⁶¹⁾ ebenda, S. 18.

⁶²⁾ Du-Thil, Denkwürdigkeiten, S. 353/354.

drängte energisch auf gemeinsame Maßnahmen. Zunächst wurde dem Kurfürsten von Hessen-Kassel eine dreitägige Frist für die Niederschlagung der Unruhen gesetzt, danach wollte die Bundesversammlung mit auswärtigen Truppen eingreifen⁶³). Im Großherzogtum ging man zugleich gegen die Aufführer vor: „Der Prinz Emil, ein Bruder des Großherzogs wurde nach Oberhessen entsandt und drei Militärcolonnen sollten den Aufstand einschließen, als ein blutiges Zusammentreffen bei dem Dorfe Södel die Sache schnell beendigte, aber auch eine furchtbare Erbitterung zurückließ. Die Dragoner, die man von Butzbach berufen, hatten ohne Weiteres vor der gesetzlichen Aufforderung an die Leute auseinander zu gehen, in das unbewaffnete Volk scharf eingehauen und dabei Leute verletzt und getötet, die sich gerade bemühten, die Haufen durch vernünftiges Zureden zu zerstreuen⁶⁴).“

Dieses Mißverständnis wirkte durch seine Brutalität nachhaltig auf die Bevölkerung. Im „Hessischen Landboten“ genügte vier Jahre später der Hinweis „...denkt an Södel! Eure Brüder, eure Kinder waren dort Brüder- und Vaternörder⁶⁵)“, um diese Ereignisse wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Der Verlauf und das Ende des Aufstands zeigen, daß ihm keine einheitliche Konzeption zugrunde lag. Die von du Thil beschriebenen fremden reitenden Agenten, die das Volk aufwiegelten⁶⁶), sind wohl seine eigene Erfindung, entstanden, um die Mißstände im Lande nicht zugeben zu müssen und die folgenden zahlreichen Verhaftungen zu rechtfertigen. Eine Untersuchung ergab jedenfalls keinerlei Beweise für das Auftreten solcher Agenten⁶⁷).

Eine Verordnung des Innenministeriums ist noch geprägt von dieser Agentenfurcht. Sie schreibt neben genauer Fremdenkontrolle den Bürgermeistern vor, gegen Personen vorzugehen, die sich unterstehen sollten⁶⁸): „... Unruhe erregende oder zu Unruhen anreizende, verführende Nachrichten, Neuigkeiten, Erzählungen, hören zu lassen, oder Schriften fraglichen Inhalts zu verbreiten oder gar Geld oder andere Geschenke in fraglicher, frevelhafter Absicht anzubieten oder auszuteilen.“

Der Aufstand hatte die unmittelbare politische Wirkung, daß der Druck und die strenge Beaufsichtigung durch die Regierung verstärkt wurde. Du Thil konnte in den folgenden Jahren sein Ansehen am Hof noch mehr festigen.

⁶³) Vgl. Mucke, Joh. Richard: Die politischen Bewegungen in Deutschland von 1830 bis 1835 mit ihren politischen und staatsrechtlichen Folgen, Leipzig 1875, Bd. 1, S. 5-7.

⁶⁴) Büchner, Luise (Schwester Georg Büchners): Deutsche Geschichte von 1815-1870. Leipzig 1875, S. 216/217.

⁶⁵) Emensberger, Landbote, 1. Ausg., a. a. O., S. 9.

⁶⁶) du Thil, Denkwürdigkeiten, S. 354.

⁶⁷) Vgl. Crößmann, a. a. O., S. 78.

⁶⁸) Das Großherzogliche Ministerium des Innern und der Justiz an die Großherzogl. Hess. Regierung zu Gießen. Betr.: Aufreizung zur Widersetzlichkeit und zum Aufruhr. Darmstadt 7. Oct. 1830. Die Verordnung ging von Gießen an die Bürgermeister der Provinz. Zitiertes Exemplar: Gemeindefarchiv Freinseen, Abt. XVIII, Abschn. 4, Konv. 1, Fasc. 15.

Verfolgte nun dieser Aufstand irgendwelche politische Ziele? Crößmann lehnt entschieden ab, daß der Aufstand politische Ziele verfolgte⁶⁹⁾. Auch die Forderungen nach „Freiheit und Gleichheit“ versteht er rein wirtschaftlich als „Freiheit von den Fesseln der Maut, Gleichheit in bezug auf die Abgaben“. Es ist schwierig, eine genaue Grenze zu ziehen zwischen den politischen und wirtschaftlichen Anliegen der Aufständischen. Da der Aufstand spontan und ohne Führung erfolgte, mangelt es ihm auch an einer eindeutigen Formulierung der Ziele, lediglich die Ereignisse selber geben einigen Einblick.

Das Vorgehen gegen die Standesherrn, deren Privilegien in Gestalt von Gerichtsbarkeit, Polizeirechten und Verwaltungsbefugnissen den allgemeinen Unwillen erregten, kann keineswegs nur mit wirtschaftlichen Motiven erklärt werden. Eine wichtige Erscheinung dieses Aufstandes ist das Bestreben der Aufständischen, geeignete Persönlichkeiten zu finden, die sich an die Spitze des Zuges setzen sollten, ihren Forderungen entsprechenden Ausdruck zu geben und durch Amt oder Popularität dahingehend zu wirken, daß sich die Unentschlossenen ebenfalls an der Aufstandsbewegung beteiligten⁷⁰⁾. Was der Menge nämlich fehlte, waren Persönlichkeiten, die sich für ihr Anliegen einsetzten und sie führten; diese hätten sinnlose Zerstörungen verhindern und die Aktivität in bestimmte Bahnen lenken können. Zwar ging die Bewegung zunächst von den verarmten Bauern aus, aber auch die Bürgerschaft der kleinen Städte war ebenfalls bereit, gegen die Standesherrn vorzugehen.

Der Aufstand erlitt nicht zuletzt durch das Verhalten der Liberalen seine klägliche Niederlage. Ernst Emil Hoffmann, der Wortführer der liberalen Opposition in der 2. Kammer, griff zwar in Debatten ständig die Regierung an, bot aber nun der Regierung seine Dienste an, um Oberhessen zu beruhigen. Prinz Emil, der diese Aufgabe dann auf seine Weise militärisch löste, lehnte dieses Angebot ab. Trotzdem erließ der populäre Politiker einen Aufruf an seine Mitbürger, ein Zeugnis der Unterwürfigkeit und der politischen Naivität⁷¹⁾. „... Freunde, alles was diese Nachbarn wünschen, haben wir; wir haben einen edlen Fürsten, Stände und Minister, die es redlich meinen und die dahin arbeiten, daß vom 1. Januar 1831 an bedeutende Erleichterung dem Volke zuteil würde. Wie kann aber dieses stattfinden, wenn die Gesetze verletzt, Staatseigentum ruiniert, und dadurch neue Ausgaben notwendig werden. Die Einnahme der Maut, die jährlich 60 000 fl. beträgt, kommt meistens aus den Taschen der Reichen. Hört diese Einnahme auf, so müßten diese 60 000 fl. der direkten Steuer beigeschlagen und auf diesem Wege meistens vom Landmann ge-

⁶⁹⁾ Vgl. Crößmann, a. a. O., S. 78, ebenso: Krüger, Paul: „Hochverrätherische Unternehmungen“ in Studentenschaft und Bürgertum des Vormärz in Oberhessen (bis 1838). In: Mitt. d. Oberh. Geschichtsvereins, NF 49/50, 1965, S. 94/95.

⁷⁰⁾ Vgl. Crößmann, a. a. O., S. 15/16. „Gegen 1/2 12 Uhr mittags rückten die Aufständischen mit ihren Pfarrern, Schullehrern und Ortsvorständen, die, sofern sie nicht gutwillig mitgingen, dazu gezwungen worden waren, an der Spitze mit großem Geschrei ‚Vivat‘ und ‚Freiheit‘ rufend, von der Büdinger Bevölkerung begeistert empfangen in die Stadt ein...“ Auch der Büdinger Stadthauptmann und Anführer der Bürgerwehr wurde zum Anführer gezwungen..., S. 17.

⁷¹⁾ Crößmann, a. a. O., S. 38.

tragen werden... nun denn, glaubt meinen Worten, unterstützt die Obrigkeit und haltet den Namen der Hessen makelfrei.“

Diese Worte zeigen deutlich, wie schlecht die Interessen des größten Teils der Bevölkerung im Großherzogtum vertreten wurden. Die Liberalen erkannten nicht, daß ihre politischen Vorstellungen nicht durch die Gnade der Fürsten verwirklicht werden konnten, denn diesen war der Konstitutionalismus nur ein Mittel zur Erhaltung ihrer Macht. Die Volkserhebung war unklar in ihrer Zielsetzung, ohne Führung und daher erfolglos. Nur wenige radikale Politiker erkannten, daß es galt, die revolutionäre Stimmung in der Landbevölkerung zu nutzen.

6. Die Auswirkungen des Hambacher Festes und des Frankfurter Wachensturms auf die revolutionäre Bewegung

Die zahlreichen Volkserhebungen und Aufstände des Jahres 1830 waren gescheitert. Für Deutschland konnte Ludwig Börne folgende sarkastische Bilanz der Folgen ziehen:

„1. Die Cholera, 2. In Braunschweig hatten sie sonst einen Fürsten, der es wenigstens nicht mit dem Adel hielt; jetzt haben sie einen, der sich vom Adel gängeln läßt. 3. Die Sachsen haben statt einem Fürsten jetzt zwei. 4. Die Hessen haben statt der alten fürstlichen Maitresse eine junge bekommen. 5. In Baden konnte man früher eine Zeitung schreiben ohne Kautions, jetzt muß man eine leisten. 6. Wer in Bayern den König beleidigte, mußte früher vor dessen Ölbild Abbitte tun, jetzt kommt der Beleidiger auf fünf Jahre in das Zuchthaus. Da weiß man doch wenigstens woran man ist ⁷²⁾.“

Im Großherzogtum beschränkte sich das Wirken der liberalen Opposition zunächst auf die Verbreitung liberalen Gedankenguts und das in verstärktem Maße auch unter den Handwerkern ⁷³⁾. In Gießen wurde unter Leitung von Professor Vogt und verschiedenen Akademikern ein Leseklub gegründet, der liberale Blätter wie die „Deutsche Tribüne“ und den „Westboten“ den Bürgern unter Anleitung zugänglich machte. Ein ähnlicher Klub wurde von Gießener Studenten auch in Butzbach gegründet. Anlässlich der Polendurchzüge der Emigranten nach dem mißglückten polnischen Aufstand fanden verschiedene Feiern und Festessen statt, es häuften sich bei diesen Anlässen die Verbrüderungen zwischen Studenten und Bürgern, was die akademischen Behörden mit Mißtrauen erfüllte und im April 1832 zu Disziplinarstrafen gegen mehrere Studierende führte. Angeblich aus Interesse an den Polen wurden Unterstützungsvereine gegründet, die zugleich auch Mittel für andere politische Zwecke erbrachten ⁷⁴⁾.

⁷²⁾ Börne, Ludwig: Briefe aus Paris. Vgl. Viëtor: Büchner als Politiker, S. 17/18.

⁷³⁾ Vgl. Ilse, L. Fr.: Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt in den Jahren 1801—1827 und 1833—1842 geführt sind. Frankfurt/Main 1860, S. 288 ff.

⁷⁴⁾ „Eine im Herbst 1832 veranstaltete Verlosung für die Polen ergab 1200 fl. Die Polen erhielten 300 fl. 900 fl. wurden für andere politische Zwecke verwendet. Ilse, a. a. O., S. 291.

Zu Beginn des Jahres 1832, als der Press- und Vaterlandsverein in Zweibrücken in der Pfalz gegründet wurde, fand er überall großen Anklang. In Butzbach verpflichteten sich bei der Gründung sogleich 170 Bürger zu regelmäßigen Beitragszahlungen, innerhalb weniger Stunden wurden 72 fl. gespendet. Die Aktivität im oberhessischen Raum war besonders groß. So konnten durch Sammlungen unter Bürgern und Studenten mehreren gewählten Deputierten die Teilnahme am Hambacher Fest ermöglicht werden⁷⁵⁾. Ähnliche Feste in kleinerem Rahmen folgten in Butzbach (Pfingsten 1832), in Bergen und auf dem Wollenberg in Kurhessen.

Durch die Bundestagsbeschlüsse vom Juni und Juli 1832 wurden politische Vereine, Volksversammlungen und öffentliche Kundgebungen verboten. Das Wirken der liberalen Opposition mußte sich nun in anderen Formen vollziehen. In einem Geheimbund standen etwa 80 bis 100 Personen untereinander in Verbindung, hielten geheime Zusammenkünfte und versuchten, neue Mitglieder zu werben. Die geheime Agitation und der Druck der Regierung führte zu einer Radikalisierung der politischen Ziele. Mit dem Verbot des relativ harmlosen Treibens der Liberalen hatte die Regierung nun gerade das Gegenteil dessen, was sie erreichen wollte, bewirkt. Besorgt schreibt Staatsrat Winter über die Ideen des Hambacher Festes an Du-Thil⁷⁶⁾: „Wenn auch der gegenwärtige Zustand des Großherzogthums im Ganzen so beruhigend ist, als in irgendeinem Staate in Deutschland, wenn die weit überwiegende Menge der Vernünftigen und gut gesinnten der Regierung mit Treue anhängt, und die politischen Verwirrungen, die sich hier und da äußern, nur auf eine geringe Zahl unruhiger Köpfe sich beschränkt... so machen wir uns doch über die möglichen Folgen dieser Vorfälle in der Zukunft keine Täuschung... Es bedarf aller Erfahrung zufolge, um den Ideen, wie sie bei diesem Fest nur ausgestreut worden sind nach und nach allgemeinen Eingang zu verschaffen mehr nicht als solche zehn und hundertmal zu wiederholen.“

Gießen war ein Schwerpunkt des Geheimbundes, und einer der Köpfe der Gießener Verschwörer, der Advokat Follenius, wies bereits 1832 auf die Notwendigkeit hin, die Bauern des umliegenden Landes in die Agitation einzubeziehen. Zu diesem Zweck bereisten die Studenten Reck und Dittmar die Ortschaften des Busecker Tales, die Studenten Clemm, Rosenstiel, Degeling und ebenfalls Reck Butzbach und Umgebung⁷⁷⁾. Im Vogelsberg wirkte der relegierte Student Scriba⁷⁸⁾, und der Student Becker war im hessischen Hinterland tätig⁷⁹⁾.

⁷⁵⁾ Aus Gießen Küfer Faber und Student Becker ebenso Apotheker Trapp und Advokat Bansa. Aus Butzbach Carl Zeuner und Seifensieder Arndt „nicht ohne Mitwirkung Weidigs“. Vgl. Ilse, S. 292.

⁷⁶⁾ Brief des Staatsrathes Winter, Vorstand des Großherzogl. Ministeriums des Innern, an Du-Thil vom 31. Mai 1832. Akten des Hess. Staatsarchivs Darmstadt. Abt. Bundestagsgesandtschaft. Konv. 51. Fasc. 3. Fol. 25.

⁷⁷⁾ Vgl. Schäffer, Martin: Actenmäßige Darstellung der im Großherzogthum Hessen in den Jahren 1832—1835 stattgehabten hochverrätherischen und sonstigen damit in Verbindung stehenden verbrecherischen Unternehmungen. Darmstadt 1939, S. 7, ebenso Schäffer, Vortrag in..., S. 39.

⁷⁸⁾ Schäffer, Actenmäßige Darstellung..., S. 37.

⁷⁹⁾ ebenda.

Auf einer Zusammenkunft der führenden Köpfe der oberhessischen Verschwörer, nämlich Weidig, Follenius und Bansa, wurde die Revolution erwogen, man glaubte nicht mehr an die Möglichkeit, durch Reformen die liberalen Forderungen durchsetzen zu können. Es galt nun: „Pressfreiheit, allgemeines Petitionsrecht, auch mittelst Volks-Versammlung, Bürger-Bewaffnung, landständische Repräsentation in allen Bundestaaten, namentlich durch völlig freien Verkehr, mit Gewalt zu erlangen⁸⁰⁾“.

Durch das Zusammengehen des Press- und Vaterlandsvereins, der unter Einfluß jüngerer revolutionärer Persönlichkeiten gekommen war und seit Juni 1832 sein Zentralkomitee nach Frankfurt verlegt hatte, mit der Burschenschaft, die seit dem Burschentag von Stuttgart (Dezember 1832) ebenfalls die Revolution befürwortete, wurde eine Konspiration in größerem Rahmen ermöglicht. Die Verbindungen der Geheimbünde untereinander⁸¹⁾ waren bis zum Frankfurter Wachensturm sehr zahlreich und vielfältig. Militärverschwörungen in Hessen-Homburg und Württemberg, Aktionen in Oberhessen und Kurhessen sowie das Eingreifen der Polen in Frankreich von Süddeutschland her sollten mit dem Wachensturm in Frankfurt zugleich erfolgen. Der Regierung war die Aktivität nicht verborgen geblieben⁸²⁾, aber die Konspirationen in Form von geheimen Zusammenkünften und Absprachen blieben zunächst unentdeckt.

Das Frankfurter Unternehmen endete, wie zu erwarten war, mit einem Mißerfolg⁸³⁾. Die Folge waren umfangreiche Untersuchungen gegen 1800 Verdächtige⁸⁴⁾ durch die Bundeszentralbehörde⁸⁵⁾, jenen weit verzweigten Apparat zur Überwachung der revolutionären und oppositionellen Bewegungen in ganz Deutschland. Das Scheitern des Frankfurter Attentats hatte gezeigt, daß eine Handvoll Verschwörer gegen Militär- und Polizeigewalt machtlos war. Zudem fehlte ihnen die Revolutionsbereitschaft des Volkes, das in Frankfurt die angebotenen Waffen zurückwies und ruhig blieb.

Von Straßburg aus schreibt der junge Student Büchner am 5. April 1833 über die Frankfurter Ereignisse an die Familie in Darmstadt: „Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Teil genommen und an dem was vielleicht geschieht keinen Teil nehmen werde, so geschieht es weder aus Mißbilligung noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung derer teile, welche in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen⁸⁶⁾“. Das Volk

⁸⁰⁾ ebenda, S. 38.

⁸¹⁾ Im einzelnen Krüger, a. a. O., S. 100 ff.

⁸²⁾ Vgl. Antwort du Thil an Winter 2. Juni 1832: „Man kann alles Gesagte in dem Satz zusammenfassen, daß wir dem Ausbruche einer Revolution nahe stehen, die nur durch schleunigstes Handeln verhütet werden kann.“ Akten wie oben, Fol. 26.

⁸³⁾ Pläne der Attentäter: Mücke, a. a. O., S. 181/182. Verlauf im einzelnen: Dietz, Eduard, Das Frankfurter Attentat vom 3. April und die Heidelberger Studentenschaft. Heidelberg 1906.

⁸⁴⁾ Vgl. Enzensberger: Polit. Kontext, a. a. O., S. 48.

⁸⁵⁾ Vgl.: Löw, Adolf: Die Frankfurter Bundeszentralbehörde von 1833–1842. Diss. Frankfurt/Main 1931.

⁸⁶⁾ Vgl. Georg Büchner: Sämtliche Werke nebst Briefen und anderen Dokumenten. Herausgegeben und erläutert von Hans Jürgen Meinerts, Darmstadt 1963, S. 382. Zitiert: Werke.

aufzurütteln zum Kampf für sein Recht, setzte sich Büchner dann als Aufgabe, als er in Gießen mit den oberhessischen Verschwörern in Berührung kam.

III. Die Verfasser des „Hessischen Landboten“

1. Georg Büchner (Abb. II)

Oft wurde in der Literatur Georg Büchner allein als der Verfasser des „Landboten“ genannt, Weidigs Name blieb unbeachtet. Büchner ist zwar als der eigentliche Verfasser der Schrift anzusehen, aber auch der Anteil Weidigs darf nicht unterschlagen werden. Georg Büchner⁸⁷⁾ wurde am 17. Oktober 1813 in Goddelau bei Darmstadt geboren. Die Familie zog 1816 nach Darmstadt, als der Vater dorthin als Bezirksarzt versetzt wurde. Der Elementarunterricht wurde Büchner dort von seiner Mutter erteilt. Von ihr erhielt der Knabe wichtige Anregungen, ohne die sein späteres dichterisches Werk nicht zu verstehen ist. Die phantasievolle Frau brachte ihm die von ihr geschätzten Dichter der Romantik und des deutschen Idealismus nahe, besonders Körner, Schiller und Matthisson, aber auch die Volkskunst in Märchen und Liedern. Dort zeigte sich bereits in der Gymnasialzeit bei Büchner eine kritische Distanz zum klassischen Lehrstoff und zur Religion und eine besondere Neigung zur Exaktheit der naturwissenschaftlichen Fächer.

Im Herbst 1831 begann der achtzehnjährige Büchner das Studium der Medizin in Straßburg. Sein Vater, der ein Verehrer Napoleons und der französischen Kultur war, hatte erreicht, daß er von dem sog. „biennium academicum“⁸⁸⁾ befreit wurde. Das dem Gesuch beigegebene Reifezeugnis⁸⁹⁾ verdeutlicht bereits die beiden besonderen Begabungen Büchners: logisches systematisches Denken und großes Geschick im Umgang mit der Sprache, die er hervorragend zu gestalten weiß.

In Straßburg lebten Verwandte seiner Mutter, die Familie des protestantischen Theologen Eduard Reuß, durch den er Zugang zu Straßburger Professorenkreisen hatte. Entwickelten auch einige dieser Leute mit ihrer Pflege der deutschen Sprache und Kultur zugleich eine gewisse politische Affinität zu Deutschland, so waren sie doch nur eine unbedeutende Minderheit⁹⁰⁾. Die Haltung der meisten Elsässer beschreibt der Dichter

⁸⁷⁾ Die Büchner-Literatur ist überaus zahlreich. Wichtigste Biographien und Würdigungen: Zobel v. Zabeltitz, Max: Georg Büchner, sein Leben und sein Schaffen. Berlin 1915 (Bonner Forschungen 18). Mayer, Hans: Georg Büchner und seine Zeit. Wiesbaden 1946, 2. Aufl., Berlin-Ost 1960. Viëtor, Karl: Georg Büchner. Politik, Dichtung, Wissenschaft. Bern 1949; derselbe: Georg Büchner als Politiker, 2. Aufl., Bern 1950. Edschmid, Kasimir: Georg Büchner. In: Die großen Deutschen, Bd. 3. Berlin 1956, S. 163–174. Johann, Ernst: Georg Büchner in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg 1958. 3. Aufl. 1965.

⁸⁸⁾ Die diesbezügliche Verordnung vom 2. Mai 1821 besagt, „... daß ein Inländer die zwei ersten Jahre seiner Studienzeit auf der Landesuniversität zuzubringen gesetzlich verpflichtet ist“. Vgl. Archiv Bd. 3, S. 252/253.

⁸⁹⁾ Vgl. Acten der Ghgl. Hessischen Immatriculations-Commission zu Gießen, betr. die Immatriculation des stud. med. Georg Büchner aus Darmstadt WS 1833/34, Akten des Universitätsarchivs Gießen.

⁹⁰⁾ Vgl. Wiltberger, Otto: Die deutschen politischen Flüchtlinge in Straßburg 1830 bis 1849. Berlin, Leipzig 1910, S. 57.

August Stöber 1830 in einer deutschen Zeitung ⁹¹⁾: „Wenn auch die Elsässer mit Leib und Seele Franzosen in politischer Hinsicht sind, so sind sie in ihrer Denkart und Handlungsweise beständig Deutsche geblieben.“ In dieser politisch viel freieren Umgebung als in Deutschland verbrachte Büchner die beiden ersten Studentenjahre. Er wußte diese Freiheit zu schätzen und berichtete in einem Vortrag bei der Studentenverbindung „Eugenia“, deren ständiger Gast er war, „in etwas zu grellen Farben von der Verderbtheit der deutschen Regierungen und der Roheit der Studenten auf vielen Universitäten namentlich in Gießen und Heidelberg ⁹²⁾“.

Büchners Freunde in dieser Zeit waren Mediziner, Naturwissenschaftler und Theologen ⁹³⁾, aber er lebte nicht nur der Wissenschaft und pflegte die Geselligkeit, sondern er kümmerte sich auch sehr intensiv um die politischen Vorgänge in Straßburg und in seiner Heimat. In seinen Briefen analysiert er die Ereignisse scharfsinnig, kritisiert sie zuweilen heftig oder liefert polemische Berichte nach Hause. Die allgemeine Polenbegeisterung nennt er eine „Kommödie“ ⁹⁴⁾. Er durchschaut die Politik des „juste milieu“ und die Praktiken des französischen Großbürgertums, das dem Volk die Illusion der Demokratie gibt. Zwei entscheidende Bemerkungen aus Briefen an seine Familie sollen hier zitiert werden:

„Das einzig Interessante in politischer Beziehung ist, daß die republikanischen Zierbengel mit roten Hüten herumlaufen und daß Herr Périer die Cholera hatte, die Cholera aber leider nicht ihn.“ (Straßburg, Mai 1832) ⁹⁵⁾. „Für eine politische Abhandlung habe ich keine Zeit mehr, es wäre auch nicht der Mühe wert, das Ganze ist doch nur eine Kommödie. Der König und die Kammern regieren, und das Volk klatscht und bezahlt ⁹⁶⁾.“ (Straßburg, Dezember 1832.)

Büchner sah aus nächster Nähe, wie die republikanischen Institutionen in Frankreich immer mehr abgebaut wurden, wie die Macht des Bürgertums und des Königs wuchs, aber auch wie sich als Reaktion darauf die revolutionären Kräfte in Frankreich in Geheimgesellschaften organisierten. Auch in Straßburg bildete sich eine Sektion der Gesellschaft der „Amis du peuple“, Lesegesellschaften und Pressvereine, die sich „Association pour la défense de la liberté de la presse“ und „Cercle patriotique“ nennen. Die radikalste dieser Vereinigungen, die auch am straffesten organisiert war, nämlich die „Société des Droits de l'Homme et du Citoyen“, deren Programm die radikale Fassung jener Rechte war, wie sie Robespierre im Sommer 1793 gefordert hatte, pflegte Kontakte zu den deutschen Emigranten ⁹⁷⁾ (z. B. Bunsen, Gärth und Schuster), die nach dem

⁹¹⁾ Zitiert nach Viëtor, Büchner als Politiker, S. 28.

⁹²⁾ So im Protokoll der „Eugenia“. Vgl. Bopp, J. M.: Straßburger Studentenleben bis 1850. In: Jahrb. des wissenschaftl. Zweigvereins des Vogesen-Clubs, Straßburg 1934, Bd. 2, S. 199.

⁹³⁾ Namen der Freunde bei Strohl, Jean: Büchner à Strasbourg. In: La Vie en Alsace. Strasbourg Sept. 1936, S. 194.

⁹⁴⁾ Vgl. Brief an die Familie. Dezember 1831, Werke, S. 380.

⁹⁵⁾ Werke, S. 380.

⁹⁶⁾ Werke, S. 381.

⁹⁷⁾ Vgl. auch Glossy, Karl: Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. Wien 1913, S. 20: „Sie betrachteten diese Flüchtlinge als Repräsentanten deutscher Geistesbildung und des deutschen Liberalismus auf französischem Boden.“

gescheiterten Frankfurter Putsch nach Straßburg geflohen waren. Auch am Hambacher Fest hatten Mitglieder der „Amis du peuple“ teilgenommen ⁹⁸⁾.

Es ist nicht exakt nachzuweisen, ob Büchner, wie andere deutsche Studenten, in direkter Verbindung zu solchen Organisationen stand, aber seine Äußerungen über die politischen Ereignisse, besonders den Frankfurter Putsch (siehe oben, Seite 18 ff.), zeigen deutlich, daß Büchner in seiner Straßburger Zeit zum Revolutionär geworden war: „Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt. Wir wissen was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben... Unsere Landstände sind eine Satire auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säkulum damit herumziehen und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden jener Vertreter noch immer teurer bezahlt, als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20 000 Gulden geben ließ. Man wirft den jungen Leuten den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn nicht in einem ewigen Gewaltzustand? Ein Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen ⁹⁹⁾.“

Es wurde vermutet ¹⁰⁰⁾, daß Büchner wesentliche Anregungen durch den St.-Simonismus erhalten habe. Im Mai 1833 traf Büchner mit dem St.-Simonisten A. Rousseau in Straßburg zusammen. In Büchners Schilderung wirken die Ideen und ihr Vertreter äußerst skurril ¹⁰¹⁾. Auch der wirkliche Inhalt dieser Lehre steht zu Büchners späterem Wirken in Widerspruch. Die St.-Simonisten wandten sich weder an die verarmte Masse noch befürworteten sie die Revolution, sondern sie glaubten an eine friedliche Entwicklung und Verminderung der Gewalt.

Im Sommer 1833 mußte Büchner Straßburg verlassen, um seine Studien an der Landesuniversität fortzusetzen. Da er dort seine geliebte Braut Minna Jaegle zurückließ und Straßburg mit den engen und politisch eingeschränkten Verhältnissen Gießens vertauschen mußte, fiel ihm dieser Wechsel besonders schwer. Er hatte sich vorgenommen, sich nicht „in die Gießener Winkelpolitik und die revolutionären Kinderstreiche“ ¹⁰²⁾ einzulassen und widmete sich zunächst auch nur seinen Studien. Durch seine Abgeschlossenheit, die den anderen Studenten nicht paßte und als Hochmut ausgelegt wurde, war er nicht beliebt, wenn man ihn auch wegen seiner Kenntnisse respektierte ¹⁰³⁾. Büchner haßte seine neue Umgebung, die politische Begeisterung der Bürger, die von der brennenden Punschbowle kam ¹⁰⁴⁾, aber die eigentlichen Nöte des Volkes nicht sah.

⁹⁸⁾ Vgl. Viëtor: Büchner als Politiker, S. 35/36.

⁹⁹⁾ Brief an die Familie, 5. April 1833, Werke, S. 581/582.

¹⁰⁰⁾ Vgl. Honigmann, a. a. O., S. 7 und 36.

¹⁰¹⁾ Brief an die Familie, 27. Mai 1833, Werke, S. 383/384.

¹⁰²⁾ An die Familie, Juni 1833, Werke, S. 384.

¹⁰³⁾ Die Beschreibung des Gießener Studenten Büchner, die Vogt gibt und die in der Literatur immer wieder zitiert wird, ist in ihrem Quellenwert zweifelhaft. Vogts Lebenserinnerungen sind voller Anekdoten und oberflächlicher Urteile. Vgl. Vogt, Karl: Aus meinem Leben, Stuttgart 1896, S. 120.

Im November 1833 erkrankte Büchner schwer an Hirnhautentzündung und mußte für 2 bis 3 Monate zur Genesung ins Elternhaus nach Darmstadt. Von dort schrieb er seinem Freund August Stöber¹⁰⁴⁾: „Die politischen Verhältnisse könnten mich rasend machen. Das arme Volk schleppt geduldig den Karren, worauf die Fürsten und Liberalen ihre Affenkomödie spielen.“

Nachdem er wieder nach Gießen zurückgekehrt war, hielt sich Büchner nicht länger von der Politik fern. Sein Freund, „der rote Becker“, ein gescheiterter und außerhalb der bürgerlichen Konventionen lebender Theologe, führte ihn bei Rektor Weidig in Butzbach ein. Unter seiner Anleitung tat Büchner den Schritt zur praktischen politischen Tätigkeit.

2. Friedrich Ludwig Weidig (Abb. III)

Man wird der Persönlichkeit Weidigs nicht gerecht, wenn man in ihm nur den Mitverfasser des „Hessischen Landboten“ würdigt, denn im Gegensatz zu Büchner, für den das Verfassen dieser Flugschrift Höhepunkt und Ende seiner politischen Tätigkeit brachte, war sie für Weidig nicht mehr als eine kurze Epoche in seiner politischen Tätigkeit, wenn auch die entscheidende und letzte.

Friedrich Ludwig Weidig¹⁰⁵⁾ wurde 1791 als Sohn eines Försters in Oberkleen¹⁰⁶⁾ bei Wetzlar geboren. Seine Mutter entstammt der oberhessischen Familie Liebknecht, aus der später zwei bekannte sozialistische Politiker hervorgehen sollten. Mit der Übersiedlung der Eltern nach Butzbach konnte Weidig eine höhere Schule besuchen. Seit Herbst 1808 studierte der Siebzehnjährige in Gießen Theologie. Bereits während seiner Studienzeit stand er in Verbindung zu Persönlichkeiten wie K. Th. Welcker, K. Snell, Sartorius und Fresenius, die seine politischen Vorstellungen teilten und auch später noch mit ihm zusammenwirkten.

Die Studienzeit endete 1812 wegen seiner Aktivität in studentischen Vereinigungen mit dem consilium abeundi, aber er erhielt trotzdem die Konrektorstelle in seinem Heimatstädtchen Butzbach. Neben dieser Tätigkeit blieb er mit anderen Akademikern in Verbindung und konnte nach Beendigung des Krieges mitwirken an der Erneuerung studentischen Lebens bei der Gründung der Gießener „Germania“¹⁰⁷⁾. Im November 1822 legte er bei der Philosophischen Fakultät der Universität Gießen eine Arbeit vor mit dem Titel „Sophoclis Electra et Antigona cum Oreste

¹⁰⁴⁾ Brief an August Stöber. Darmstadt, 9. Dezember 1833. Werke, S. 390.

¹⁰⁵⁾ Kurzbiographien bzw. Würdigungen: Buchner, Karl: Friedrich Ludwig Weidig, Frankfurt 1849. In: Männer des Volkes, Bd. 7, 1. Wyß, Arthur: Weidig, Friedrich Ludwig. In: ADB, Bd. 41, Leipzig 1896, S. 127 ff. v. Zabeltitz, Max: Friedrich Ludwig Weidig, ein Dichter und Vorkämpfer der deutschen Einheit. In: Hess. Chronik 5. 1916, S. 127 ff. Storch, August: Dr. Friedrich Ludwig Weidig. Leben und Streben, Leiden und Streiten eines Vorkämpfers deutscher Einheit und Freiheit. Gießen 1922. Aus Butzbachs Vergangenheit, Heft 5. Die umfangreiche Biographie: Mihm, Karl: Alexander Friedrich Ludwig Weidig. Ein Beitrag zur Geschichte des vormärzlichen Liberalismus. In: Archiv für hess. Geschichte und Altertumskunde, NF 15. 1928, S. 348—384 und 574—608, beurteilt die letzten Jahre Weidigs und seine revolutionäre Tätigkeit nicht richtig.

¹⁰⁶⁾ Mihm, a. a. O., S. 348, nennt fälschlich Ober-Gleen — so heißt der Ort bei Alsfeld, wo Weidig nach seiner „Verbannung“ als Pfarrer wirkte.

¹⁰⁷⁾ Vgl. Haupt, a. a. O., S. 10 ff.

et Antigona Victorii Alferii comparatione critica conjunctae“¹⁰⁸). Die „Doctor Würde in Absentia“ wurde ihm aber nicht gewährt. In einem „4stündigen Examine Rigoroso“ zeigte er „gründliche und umfassende Kenntnisse in der Geographie, der Mathematik, der Geschichte der Hebräischen, Griechischen und Römischen Literatur, der Naturkunde und der Philosophie“ und erhielt am 20. Januar 1823 die Doktorwürde.

Der Beginn der politischen Tätigkeit Weidigs liegt bereits früher. Als sich im Sommer 1814 in Usingen Männer aus Hessen und Nassau trafen, um entsprechend den Entwürfen von Ernst Moritz Arndt eine „Deutsche Gesellschaft“¹⁰⁹) zu gründen, wirkten auch Weidig und Welcker mit. Weidigs Versuch, eine solche auch in Butzbach zu gründen, hatte keinen dauernden Erfolg. Weidig beschränkte seine Aktivität nicht auf Butzbach allein, sondern nahm auch an den Zusammenkünften der Gießener „Schwarzen“ und der sog. „Deutschen Lesegesellschaft“, einem geheimen studentischen Verein, teil.

Die Ideen, denen er damals nacheiferte, waren geprägt vom deutschen Idealismus, es war die Gedankenwelt Kants, Fichtes, Schillers, Körners und Arndts. Weidig beschäftigte sich mit altdeutscher Sprache und Literatur. Er dichtete selbst Lieder auf altdeutsche Heldengestalten¹¹⁰) wie Hermann der Cherusker und Friedrich Rotbart. Religiöses und sittliches Streben waren für Weidig identisch mit Freiheits- und Vaterlandsiebe. „Er war ein Mensch aus einem Stück; persönliche Tugend und Freisinn in politischen Dingen waren ihm so eins, daß er sie auch bei anderen nicht getrennt denken mochte, daß er im schlechten, liederlichen Burschen auch einen Reactionär, im politischen Widersacher auch einen selbstsüchtigen oder feigen Bürger voraussetzte“¹¹¹).

Mit den Gießener „Schwarzen“ trat Weidig in Verbindung, als diese ihre Aktivität für die Schaffung einer Verfassung einsetzten. Nach ihrem Vorbild ließ er in Butzbach von den Bürgern eine Petition unterschreiben und sandte sie nach Darmstadt. Auf Veranlassung Preußens und ermöglicht durch die Denunziation einiger Mitbürger wurde 1819 die erste Untersuchung gegen Weidig geführt. Sie ergab nichts Belastendes, und der Großherzog Ludwig I. gewährte ihm eine private Audienz. Man schied in gegenseitiger Achtung. Der Großherzog entließ ihn mit den Worten: „So ein Demagog war ich selbst in jungen Jahren“¹¹²).

Weidig empfand zeit seines Lebens Verehrung für Ludwig I., der 1830 starb; er versprach sich zunächst auch von der unter ihm erlassenen Verfassung die Verwirklichung vieler seiner politischen Ideen. Das spiegelt sein Gedicht „Zur Gedächtnisfeier Ludewigs I., Großherzog von Hessen den 9. Mai 1830“ (letzte Strophe):

¹⁰⁸) Promotionsakten Friedrich Ludwig Weidig. Universitätsarchiv Gießen.

¹⁰⁹) Vgl. Meinecke, Friedrich: Die deutschen Gesellschaften und der Hofmann'sche Bund. Stuttgart 1891.

¹¹⁰) Weidig, Teutsches Gesangbuch. Darmstadt, Hanau 1831, S. 36–38. (Der Erlös war bestimmt für die Familien der Opfer von Södel.)

¹¹¹) Vgl. Moriz Carrières Lebenserinnerungen (1817–1847). Hrsg. Wilhelm Diehl. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. NF 10, Heft 2, 1914, S. 142.

¹¹²) Carrières Lebenserinnerungen, S. 142.

„Es starb der Edle, aber es lebt sein Werk,
Es lebt des Landes heiliges Grundgesetz,
Durch das Er seiner Liebe Denkmal
Herrlicher schuf für die fernste Zukunft ¹¹³⁾.“

Die Verfassung und deren Erhaltung war Weidigs eigentliches Ziel zu dieser Zeit. Er glaubte, durch ihre genaue Befolgung durch einen verantwortungsbewußten Herrscher an der Spitze des Staates sei eine gesunde politische Entwicklung gewährleistet. Unter diesem Aspekt sind auch die Vorbereitungen zu verstehen, die er 1830 gegen die aufrührerischen Bauern traf, indem er die Butzbacher Bürgerwehr mobilisierte.

Die zu Beginn der dreißiger Jahre durch Hessen ziehenden etwa 8000 Polen gaben Weidig den Anlaß für großzügige Unterstützungsaktionen. Die bei dieser Gelegenheit gefeierten Feste weckten eine allgemeine, wenn auch in ihrer Richtung nicht genau zu bestimmende Begeisterung. Weidig wirkte unermüdlich in seiner Umgebung und konnte in seiner Heimatstadt eine Gruppe des Press- und Vaterlandsvereins bilden, ja sogar nach dem Vorbild des Hambacher Fests an Pfingsten 1832 in Butzbach ein „Konstitutionsfest“ abhalten.

Die Ernüchterung für die Liberalen, als deren typischen Vertreter wir Weidig zu dieser Zeit noch ansehen können, brachten die Bundestagsbeschlüsse im Sommer 1832. Nur wenige, besonders die Jüngeren, vollzogen, nachdem dem idyllischen Treiben durch das Versammlungs- und Presseverbot ein Ende bereitet worden war, den Schritt der Hinwendung zur Revolution. Unter ihnen war auch Weidig, allerdings schätzte er die Erfolgsaussichten eines so dilettantischen Unternehmens wie des Frankfurter Wachensturms richtig ein, warnte vor dessen Durchführung und hielt sich selbst zurück. Über die Pläne war er im einzelnen unterrichtet, und er tat nach dem Scheitern sein möglichstes, um den Flüchtlingen zu helfen. Weil die Behörde seine Beteiligung für sicher hielt, und weil Weidig in Gesellschaft von Republikanern gesehen worden war, folgte im Sommer 1833 eine mit Haft verbundene Untersuchung in Butzbach. Er ließ seine Frau gegen diese Rechtswidrigkeit protestieren und schrieb selbst einen Brief an du Thil ¹¹⁴⁾.

„Die von Eurer Excellenz beschworene Staatsverfassung bestimmt, daß Eigenthum und persönliche Freiheit unter dem Schutz unpartheiischer Gerichte stehen sollen, und durch die Polizei-Gewalt, die oft selbst Parthei nimmt, nicht willkürlich angetastet werden dürfen. Während nun schon in den ersten 24 Stunden meiner Haft die Nachricht davon meinem zuständigen Gericht hätte gegeben werden und von diesem über die Fortdauer meiner Haft hätte entschieden werden sollen, halten mich die Befehle Eurer Excellenz im zweiten Monat gefangen willkürlich rechts- und verfassungswidrig. ... sind Eure Excellenz berechtigt, eine milde Haft für einige Monate willkürlich zu verfügen, so haben Eure Excellenz

¹¹³⁾ Vgl. Reliquien Dr. Friedrich Ludwig Weidig's, gewesenen Pfarrers in Obergleen im Großherzogthume Hessen. Zum Besten der Witwe Weidig's hrsg. von einigen Freunden. 2. unveränderte Auflage, Mannheim 1838, S. 42.

¹¹⁴⁾ Bisher unbekannter Brief Weidigs an den Staatsminister vom 3. Juli 1833, Handschrift Nr. NF 128—10 der Universitätsbibliothek Gießen.

auch das Recht, eine strenge vieljährige Haft willkürlich zu verfügen, oder mit anderen Worten, eine Bastille im Großherzogthum zu errichten.“

Wenn Weidig hier verfassungsrechtlich argumentierte, so war das eine andere Sprache als die der vorsichtig abwägenden Volksvertreter in der 2. Kammer. Neben diesem Brief strengte Weidig noch eine Klage beim Hofgericht an und ließ seine Frau eine Petition an den Landtag einreichen. Er wurde daraufhin auf freien Fuß gesetzt, aber der Landtag, der du Thil des Verfassungsbruchs anklagte, wurde aufgelöst¹¹⁵⁾. Die Auflösung und Neuwahl war ein taktischer Zug der Regierung, denn die liberale Mehrheit sollte mit Presseverbot und Urlaubsverweigerung für liberale Kammermitglieder gebrochen werden.

Die nun einsetzenden Publikationen der geheimen Presse kündigten der Regierung den Kampf an. Waren die ersten Blätter des „Leuchter und Beleuchter oder der Hessen Notwehr“ noch Agitationsmittel, die den landständischen Kampf um die Verfassung unterstützen sollten, so wurde in den folgenden Lieferungen die „aufwieglerische Tendenz“ immer stärker¹¹⁶⁾. Weidig war unter dem Druck der Regierung vom Konstitutionellen zum Revolutionär geworden, der diese Regierung mit allen Mitteln zu bekämpfen bereit war. Ausdruck seiner neuen Haltung war auch seine sog. Meinedstheorie, die ihm in seinem späteren Prozeß besonders zur Last gelegt wurde¹¹⁷⁾. Ein durch sein besonnenes Urteil ausgezeichnete Zeitgenosse wie Carrière sagt darüber: „So hielt er den wortbrüchigen Feind nicht mehr berechtigt, Wahrheit vom Gegner zu fordern; so sah er eine Kollision zwischen der Pflicht für die gute Sache und die Freunde und zwischen der Pflicht, das Tatsächliche richtig anzugeben, wenn dadurch ein Genosse und mit ihm die Rettung Deutschlands in Gefahr oder Schaden kommen. Das Gemeinwohl, wie er es verstand, war ihm das höchste Gesetz; nach diesem Zwecke mußte die Wahl der Mittel beurteilt werden¹¹⁸⁾“.

Die gleiche unversöhnliche Gegnerschaft gegen die herrschenden Kreise des Großherzogtums ließ dann 1834 trotz verschiedener Vergangenheit und immer wiederkehrender Meinungsverschiedenheiten über das weitere Ziel die so unterschiedlichen Persönlichkeiten Büchner und Weidig zu gemeinsamem Handeln zusammenfinden.

IV. Der „Hessische Landbote“

1. Flugschriften als Mittel der Agitation

In Frankfurt bildete sich unter den führenden Konspiratoren, die nicht verhaftet worden waren oder fliehen mußten, eine straffe Organisation unter dem Namen „Union“, auch „Männerbund“ oder „die Sectionen“. Neben militärischen Übungen und der Mitwirkung bei Gefangenenerbefreiungen wurden von dieser Organisation zuerst in größerer Zahl

¹¹⁵⁾ Vgl. Mihm, a. a. O., S. 380.

¹¹⁶⁾ Vgl. Schäffer, Vortrag in . . . , S. 155.

¹¹⁷⁾ Vgl. Nöllner, A., S. 322 ff.

¹¹⁸⁾ Vgl. Lebenserinnerungen, a. a. O., S. 145.

geheim gedruckte revolutionäre Schriften verbreitet, besonders die „Rechte des Menschen und Bürgers“, das „Bauernkonversationslexikon“, die „Taschenzeitung“, das „Glaubensbekenntnis eines Geächteten“ sowie verschiedene Revolutionslieder¹¹⁹⁾. Besonders bekannt wurde das „Bauernkonversationslexikon“, das auch im Großherzogtum verbreitet wurde: „In sehr populärer, aber wie ein richterliches Erkenntniß es der Wahrheit gemäß bezeichnet, in gemeiner und über alle Vorstellungen frecher Sprache, reizten sie unter den heftigsten Schmähungen gegen deutsche Fürsten, offen zur Empörung: fünf Folgen, enthaltend die Artikel: Republik, Staat, Abgabe, Bürger, Briefgeheimnis, Aristokratie, Bund, Congreß, Constitution, Soldat, sind abgesehen von einer später verbreiteten erschienen¹²⁰⁾.“

Diese Vereinigung hatte an der Verbreitung von Flugschriften bedeutenden Anteil, Weidig war es jedoch, von dem die Hauptinitiative ausging, er hatte Verbindungen zu vielen Personen des weit verzweigten Netzes von Geheimbünden weit über den hessischen Raum hinaus. Seit November 1833 begannen im oberhessischen Raum in größerer Zahl Flugschriften zu erscheinen. Es handelt sich um 5 Blätter des „Leuchter und Beleuchter für Hessen oder der Hessen Notwehr“, zwei „Nachrichten an die Freunde des Apothekers Trapp“, zwei „Aufrufe an die Hessischen Stände“, das Gedicht „Herr du Thil mit der Eisenstirn“ sowie die „die obengenannten an Bösartigkeit, weit hinter sich lassende Flugschrift ‚Der hessische Landbote‘, verfaßt ... von dem Studenten Büchner“¹²¹⁾.

In Gießen bestanden 1834 zwei wichtige politische Vereinigungen: Eine Studentenverbindung, welche als die erneuerte Burschenschaft bezeichnet werden kann, jetzt allerdings in Form eines revolutionären Klubs entsprechend den Beschlüssen des Stuttgarter Burschentags vom Dezember 1832. Daneben bestand eine: „nicht bloß auf Studenten beschränkte Verbindung“; sie „zählte außer August Becker — nach Angabe desselben und anderer damit übereinstimmenden Beweisgründen — den Gustav Clemm, Hermann Trapp, Carl Minnigerode, Ludwig Becker, Friedrich Jacob Schütz und Georg Büchner, sodann die Küfermeister C. M. Faber und David Schneider aus Gießen zu Mitgliedern und soll hauptsächlich durch Georg Büchner — welchen August Becker als einen talentvollen Mann und entschiedenen und heftigen Republikaner bezeichnete, dessen politische Gesinnungen theils auf einem gewissen geistigen Stolz, theils auf einem unbegrenzten Mitleiden mit den unteren Volksklassen und ihrer Noth beruht hätten¹²²⁾ ... ins Leben gerufen worden seyn“.

Büchners Geheimbund war geprägt von dem Vorbild der französischen „Société des Droits de l'Homme et du Citoyen“, deren Straßburger Gruppe Büchner in seiner Straßburger Studienzeit kennengelernt hatte¹²³⁾. Büchner nannte auch die Gießener Vereinigung „Gesellschaft der Menschenrechte“ und der Student Schütz beschäftigte sich „mit dem Entwurf einer

¹¹⁹⁾ Vgl. Wagemann, Darlegung . . . , 1839, S. 59.

¹²⁰⁾ ebenda, S. 57.

¹²¹⁾ Vgl. Wagemann, a. a. O., S. 63.

¹²²⁾ Vgl. Schäffer, Vortrag in . . . , 1838, S. 90.

¹²³⁾ Vgl. Viëtor, Büchner als Politiker, S. 55.

Herr Du-Thil mit der Eisenstirn und Schreinermeister Kraus in Butzbach

Mel.: Ich bin der Doktor Eisenbart

Ein Leuchter leuchtet durch das Land,
Der Hessen Nothwehr auch genannt;
Was der Minister lügt und trügt,
Wird durch den Leuchter streng gerügt.

Herrn Du-Thil macht es viel Verdruß,
Daß er den Leuchter dulden muß;
Es kränkt ihn, daß die Welt erfährt,
Wie frech er sich den Sold vermehrt.

Herr Du-Thil hat ein' Eisenstirn,
Herr Du-Thil hat ein kluges Hirn;
Wohl läßt er seine Unken schrei'n:
Den Pabst ^{a)}, den Schacht ^{b)}, den
[Breidenstein ^{c)}].

Wohl bot er tausend Gulden Lohn,
Zeigt ihm den Leuchter ein Spion.
Da kommt ein Brief: in Butzbach sey
Des schlimmen Leuchters Druckerei.

Wie schnell er zu Herrn Knapp ^{d)} da lief!
Frohlockend zeigt er ihm den Brief.
Herr Bechtold ^{e)} ward gesandt zur Stund'
Gen Friedberg als ihr Schnüffel-Hund.

Herr Camesasca ^{f)} sollt' ihn dort
Geleiten an den schlimmen Ort,
Der lange Peter, löwenkühn:
Allein der Kreisrath ^{g)} warnte ihn.

„Ach Peter, Peter, bleib davon!
Nur Schimpf und Schande sind dein Lohn!
Denk, wie nach Steinfurt du gerückt,
Und dich der Ärger fast erstickt.

Denk an die schwarzrothgoldne Fahn'
Nach der du rittst in deinem Wahn;
Auf stolzem Rosse rittst du aus,
Ein Esel trug dich naß nach Haus.“

Herr Knapp, Herr Du-Thil tröstet Euch:
So bleibt's nicht stehn im deutschen Reich.
Kommt, statt des Leuchters, die Latern,
Dann heißt's: Lebt hoch ^{h)}, Ihr werthen Herrn!!

Herr Camesasca hörte nicht,
Er schnitt ein superklug Gesicht;
Er nahm noch zwei Stück Federvieh ^{h)},
Den Kopp und Fink; fort fuhren sie.

Es öffnet sich ein Kutschenschlag
In Butzbach selben Nachmittag,
Herausspringt Bechtold und die Drei
Und fragen nach der Polizei.

Zu Krausens Hause ging's nun flink,
Die Thür bewachte Kopp und Fink;
Die Andern schnüffelten ins Haus,
Des Leuchters Licht zu blasen aus.

„Herr Kraus, es ward uns offenbart,
Hier sey die Presse aufbewahrt,
Auf welcher man den Leuchter druckt“,
Sprach Bechtold, der scharf um sich kuckt.

„Ihr Herrn, man treibt mit Euch sein Spiel,
Ich habe zwar Holzpressen viel,
Allein die Presse, die Ihr sucht,
Die steht in Nebel-Siegfrieds Schlucht.

Herr Siegfried druckt in tiefem Schacht,
Den Leuchter, der Euch Ängste macht;
Sein Zwerg trägt ihn zur Welt hinein
Und streut ihn aus im Mondenschein ⁱ⁾.“

Sie suchten scharf rum überall,
In Haus und Keller, Stub' und Stall;
Schränk, Kasten, Bett und Hobelspän'
Ward Alles emsig durchgesehn.

Herr Bechtold suchte stets voran,
Drum stieß er sich die Nase an;
Als er sich schund die Nas' und Stirn,
Da ward's ihm hell in seinem Hirn. —

^{a)} Christian Wilhelm Pabst, geb. 1796 zu Maar, damals seit 1833 Herausgeber der Großherzoglich hessischen Zeitung, des Regierungsorgans.

^{b)} Theodor Schacht, geb. 1786 zu Braunschweig, damals seit 1833 Direktor der Darmstädter Realschule und Mitglied des Oberschulrats, eine Hauptstütze Du-Thils in der Zweiten Kammer.

^{c)} Geheimer Staatsrat Breidenstein.

^{d)} Johann Friedrich Knapp, geb. 1776 zu Erbach im Odenwald, damals seit 1832 Wirklicher Geheimer Staatsrat, bekannt auch als hervorragender Altersforscher.

^{e)} Regierungsrat von Bechtold, der mit der Untersuchung betraut war.

^{f)} Karl Camesasca, geb. 1796, gest. 1862, damals Hauptmann. Der „lange Peter“ war wohl sein Spitzname.

^{g)} Kreisrat von Friedberg war damals (seit 1830) Friedrich August Kuchler, geb. 1799. Er stand den Butzbacher Freiheitsmännern freundlicher gegenüber als die Darmstädter Regierung.

^{h)} Zwei Schreiber.

ⁱ⁾ Auch das vorliegende Gedicht ist auf diese geheimnisvolle Weise verbreitet worden. Das erste Exemplar, das der Behörde übermittelt ward, war beim Öffnen der Fenster der Atillieriekaserne in Darmstadt am Morgen des 20. Juli gefunden worden. Ein anderes hatte am selben Morgen auf dem Fensterstein des Feldwebels der Sappeurkompagnie, ein drittes in Butzbach auf der Straße gelegen.

^{j)} Eine böse Anspielung; das „hoch“ ist räumlich zu verstehen.

Constitution für den Verein“¹²⁴⁾. Die französischen Vorbilder waren dabei zweifellos von Bedeutung; das zeigt auch David Schneiders Vorschlag, „daß jedem Mitglied die Verbindlichkeit auferlegt werde, denjenigen zu ermorden, welcher das von Allen anzugelobende Geheimhalten der Verbindung und des darin Verhandelten nicht beobachtet“¹²⁵⁾. Zweck des Vereins war die Verbreitung von Flugschriften revolutionärer Tendenz und die Gründung ähnlicher Vereine auch an anderen Orten.

Durch die Verbindung zu Rektor Weidig in Butzbach, den er durch August Becker kennengelernt hatte, war Büchner in die oberhessische Verschwörerorganisation eingeführt worden. Anlässlich einer Haussuchung nach einer geheimen Presse in Butzbach, die Ministerialrat Bechtold auf Grund einer irreführenden Anzeige vorgenommen hatte, schrieb Büchner das Spottgedicht: Herr Du-Thil mit der Eisenstirn oder Schreinermeister Kraus in Butzbach“¹²⁶⁾, das sich bald von Mund zu Mund verbreitete.

Am 3. Juli 1834 trafen sich die Verschwörer aus Oberhessen auf der Badenburg¹²⁷⁾. Es waren gekommen: aus Butzbach Weidig, aus Gießen die Advokaten Briel und Rosenberg, der Buchhändler Ricker und die Studenten Büchner und Clemm, aus Marburg Dr. Eichelberg und Dr. Heß, Student v. Breidenbach und Hutmacher Georg Kolbe¹²⁸⁾. Prof. Jordan aus Marburg kam, obwohl er ebenfalls eingeladen worden war, nicht, da er zu scharf überwacht wurde. Weidig berichtete über seine Reise nach Frankfurt, Wiesbaden, Mainz, Darmstadt und Mannheim und die bei dieser Gelegenheit angeknüpften politischen Verbindungen. In Wiesbaden war auf einer Versammlung Gleichgesinnter beschlossen wor-

¹²⁴⁾ Vgl. Schäffer, Vortrag in . . . , S. 91. Viëtor dagegen stellt lange spekulative Überlegungen an, ob Büchner die Konventsfassung von 1893 oder die revolutionäre jakobinische Fassung als Programm der Vereinigung benutzt habe, a. a. O., S. 48 ff.

¹²⁵⁾ Vgl. Schäffer, Vortrag in . . . , S. 91.

¹²⁶⁾ Ein politisches Gedicht auf Minister du Thil. Mitgeteilt von Professor D. Dr. Diehl. In: Hess. Chronik 4. (1915), S. 311/312. Auszüge des Gedichts auch bei Eckel, Marianne: Die politische Presse Hessens 1830—1850. Würzburg 1938, S. 27/28. Die Autorin vermutet, daß es sich um ein Gedicht Büchners handele, ohne ihre Vermutung zu begründen. Obwohl das Gedicht in keiner Büchnerausgabe zu finden ist, handelt es sich in der Tat um ein Gedicht Büchners: Schulz, bei dem Büchner in Zürich seine letzten Tage verbrachte, schreibt in seiner Auseinandersetzung mit Nöllner: daß . . . „ein Spottgedicht: Hr. du Thil mit der Eisenstirn“ verbreitet und gesungen worden sei. Auch dieses Spottgedicht kam vom verstorbenen Georg Büchner, wie ich von ihm selbst gehört habe. Es läßt sich also voraussetzen, daß es voll des schlagendsten Witzes ist. Überdies ist es nach der allbekannten Volksweise verfaßt: „Ich bin der Doktor Eisenbart“ und pflanzt sich leicht von Mund zu Mund fort. Schon darum hätte H. Nöllner sich hüten sollen, es wieder in Erinnerung zu bringen.“ Schulz, Wilhelm; Welcker, Karl: Geheime Inquisition, Censur und Kabinettsjustiz im verderblichen Bunde. Karlsruhe 1845, S. 13. Der Gedanke des letzten Verses: „Kommt statt des Leuchters die Latern, Dann heißt's Leb hoch! Ihr werten Herrn“, findet sich leicht abgewandelt bereits in einem Brief vom 9. Dezember 1833 an August Stöber: „Ich bete jeden Abend zum Hanf und zu den Laternen.“ Werke, S. 390. Dem Gedicht widmet Büchner in einem Brief an die Familie vom 2. Juli 1834 (Werke, S. 399) eine ausführliche Betrachtung im Gegensatz zu seinen sonst knappen Briefen. (Text nächste Seite.)

¹²⁷⁾ Burgruine an der Lahn zwischen Gießen und Marburg. Treffpunkt der Studenten. Vgl. Walbrach, Karl: Die Badenburg. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, NF 1937, S. 219.

¹²⁸⁾ Vgl. Ilse, 1860, S. 345/346.

den, daß in den einzelnen deutschen Staaten in geheimer Presse gedruckte revolutionäre Schriften verbreitet werden sollten. Von Frankreich aus sollte der geflüchtete Advokat Schüler eine Zeitschrift für die „gebildeten Stände“ in ganz Deutschland redigieren, daneben sollten regional für das Volk geeignete Schriften erscheinen ¹²⁹).

Die Badener Versammlung nun war eine Folge der Wiesbadener Übereinkünfte. Die Teilnehmer bemühten sich durch Sammlung von Geldern für die Deckung der Druckkosten, die Voraussetzung für die Verbreitung von Flugschriften zu schaffen ¹³⁰). Die Untersuchungsbehörde sprach daher später von der Gründung eines „eigentlichen Pressvereins“ auf dieser Versammlung ¹³¹).

Büchner befürwortete eine straffere Organisation der revolutionären Bewegung, und wollte deshalb durchsetzen, daß überall Gesellschaften nach dem Gießener Vorbild gegründet werden sollten. Weidig glaubte dagegen, „daß es schon genüge, wenn man die verschiedenen Patrioten der verschiedenen Gegenden miteinander bekannt mache und sie Flugschriften verbreiten lasse“ ¹³²).

Besonders die Marburger waren jedem Radikalismus abhold, und Becker berichtete später, wie Büchner über sie spottete ¹³³): sie seien Leute... „welche sich durch die französische Revolution, wie Kinder durch ein Ammenmärchen hätten erschrecken lassen, daß sie in jedem Dorf ein Paris mit einer Guillotine zu sehen fürchteten“. Trotzdem waren auch sie damit einverstanden, durch Flugschriften für das Volk „die nackte und ungeschminkte Wahrheit laut werden zu lassen“ ¹³⁴). Die Büchnersche Flugschrift fand jedoch in ihrer damaligen Form nicht die allgemeine Billigung. Weidig machte sich daran, sie umzuarbeiten.

2. Der Kompromiß

Die Schrift, die im Juli 1834 in Offenbach bei Preller gedruckt wurde, war nicht mehr Büchners Original. Sie hatte verschiedene Umänderungen, Hinzufügungen und Streichungen durch Weidig erfahren. Trotzdem muß bei aller Kritik an der neuen Form der Schrift klar herausgestellt werden, daß Büchner, wenn auch widerstrebend ¹³⁵), die Veränderung geschehen ließ, und daß die anderen Verschwörer sie in der neuen Form billigten, denn sie übernahmen Druck und Verbreitung. Die Kritik am „Hessischen Landboten“, die nachher von verschiedenen Mitbeteiligten nach ihrer Verhaftung in den Verhören geübt wurde, muß immer unter diesem Blickwinkel gesehen und darf nicht überbewertet werden, selbst wenn die Verhafteten behaupten, sie hätten die Schrift von vorne herein wegen ihres scharfen Inhalts abgelehnt. Die Veränderungen Weidigs

¹²⁹) Vgl. Wagemann, a. a. O., S. 62.

¹³⁰) Vgl. Ilse, a. a. O., S. 347.

¹³¹) Wagemann, ebenda.

¹³²) Verhör Beckers am 25. Oktober 1837. Nöllner, S. 426.

¹³³) Ebenda.

¹³⁴) So Eichelberg. Vgl.: Rehmann, Wilhelm: Ein neues Dokument zur Hessischen Demagogenzeit 1832–1835. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Bd. 18, 1949, S. 111.

¹³⁵) Vgl. Nöllner, S. 424.

haben den Mitverschwörern zunächst genügt. Die Schrift, die hier entstanden war, unterschied sich aber von anderen Flugschriften der Zeit. Mochten auch die politischen Ziele des radikalen jungen Studenten Büchner den älteren Liberalen suspekt erschienen sein, so ahnten sie doch, daß die Schrift das Volk ansprechen werde.

Gerade die Veränderungen Weidigs rufen in neuester Zeit die politisch engagierten Literaturhistoriker als Kritiker auf den Plan. Sie beklagen die Entstellungen und Verwässerungen der Worte des Dichters Büchner, der schon früh die eigentlichen sozialen Probleme der Neuzeit erkannte, während Weidig und seine politischen Ideale vergessen wurden. Es muß hervorgehoben werden, daß gerade der Kompromiß zwischen dem jungen Revolutionär Büchner, der von Frankreich wesentliche Anregungen erhielt, mit dem für liberale und nationale deutsche Ziele kämpfenden älteren Weidig, der mit den lokalen Gegebenheiten aufs beste vertraut war, den „Hessischen Landboten“ prägt und ihn zugleich von den zahlreichen Flugschriften des Vormärz unterscheidet, die nur Fragen des politischen Tageskampfes behandeln.

Es sind verschiedene Versuche unternommen worden, teils an Hand der Zeugenaussagen des Prozesses gegen Weidig und teils durch Textanalyse genauer zu bestimmen, welche Stellen der Schrift von Büchner und welche von Weidig stammen¹³⁶⁾. Die Aussagen Beckers sind dabei die wichtigste Quelle: „Sie unterscheidet sich von dem Original namentlich dadurch, daß an die Stelle der Reichen, die Vornehmen gesetzt sind und daß das, was gegen die s. g. liberale Partei gesagt war, weggelassen und mit Anderem, was sich bloß auf die Wirksamkeit der constitutionellen Verfassung bezieht, ersetzt worden ist... Die biblischen Stellen, so wie überhaupt der Schluß, sind von Weidig... Ich kann auch hier noch anführen, daß der Vorbericht ebenfalls von Weidig verfaßt worden ist¹³⁷⁾.“ Weidig gab der Schrift auch den Titel „Der Hessische Landbote“. Bezüglich der Bibelstellen, des Vorberichts und des Schlusses ist die Aussage Beckers eindeutig. Innerhalb der logischen Folge der Büchnerschen Sprache wirken die Bibelzitate oft als unpassende Fremdkörper¹³⁸⁾.

Es ist weniger sinnvoll, bis ins Detail Büchnersche und Weidigsche Textstellen zu unterscheiden, als sich die Tendenz der ursprünglichen Fassung Büchners klarzumachen. Weidig hatte gegenüber Zeuner beteuert, er habe Büchners Konzept „etwas milder abgefaßt“¹³⁹⁾.

Welchen Raum nun die Angriffe gegen die Liberalen einnahmen, die eliminiert wurden, ist nicht mehr festzustellen. Die schweren Differenzen zwischen Büchner und den Liberalen sollen nicht übersehen werden, sie waren allerdings nicht so gravierend, daß eine gemeinsame Aktion nicht

¹³⁶⁾ Bereits in der 1. kritischen Ausgabe von Karl Emil Franzos: Georg Büchners Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß, Frankfurt/M. 1879. Fritz Bergemann, dessen Textanalyse von 1922 in neueren Ausgaben übernommen wird, schreibt zum Teil auch andere Stellen Weidig zu. Georg Büchner, Sämtliche Werke und Briefe, Leipzig 1922, 9. Aufl., Frankfurt 1962.

¹³⁷⁾ Vgl. Nöllner, a. a. O., S. 423/424.

¹³⁸⁾ Mayer, H., a. a. O., S. 167/168: „Die Sprache des Theologen Weidig überlagert die Kraft und Prägnanz der Büchner-Sprache.“

¹³⁹⁾ Aussage Zeuner vom 21. November 1835. Nöllner, S. 431.

mehr möglich gewesen wäre. Büchner war über die Streichungen und Veränderungen Weidigs sehr aufgebracht¹⁴⁰⁾, sie gingen ihm zu weit und rührten an der Substanz dessen, was er beabsichtigt hatte. Trotz alledem zog er seinen Text nicht zurück, sondern arbeitete weiter an dem Unternehmen mit.

Es wurde behauptet, Weidig habe „die Grundgedanken des Manifests ins Gegenteil verkehrt, alle Aspekte verschoben, die Grundtendenz umgestülpt“¹⁴¹⁾. Diese Beurteilung ist nur in ihrem zweiten Punkt zutreffend, von einer Verkehrung der Grundgedanken ins Gegenteil könnte nur gesprochen werden, wenn Weidig die Revolution als politisches Mittel abgelehnt hätte. Weidigs politische Ansichten deckten sich zwar nicht mit denen Büchners, aber er war über den Konstitutionalismus der meisten Liberalen weit hinaus. Das beweisen seine Anerkennung der Revolution als Mittel der politischen Umgestaltung und seine pragmatische Ansicht bezüglich des Eides in politischen Gerichtsverfahren¹⁴²⁾.

Weidig erkannte, wie geeignet Büchners Schrift sein konnte, die Bauern auf dem Lande anzusprechen. Auf der Badenburg hatte man sich geeinigt, die Propaganda auf zwei verschiedenen Ebenen zu betreiben. Eine Zeitung für den gebildeten Leser, redigiert von dem ehemaligen rhein-bayrischen Abgeordneten Schüler¹⁴³⁾, sollte für ganz Deutschland erscheinen. Daneben waren revolutionäre Schriften für das „niedere Volk“ vorgesehen, die von den lokalen Gegebenheiten ausgehen sollten — als solche schien Büchners Schrift geeignet. Denn Büchner gelingt es durch die Kraft und Einfachheit seiner Sprache, den Bauern an Hand von Beispielen aus dem Alltag ihre üble Lage bewußt zu machen und all das scharf und eindeutig auszusprechen, was die geknechtete Bevölkerung am eigenen Leibe spürte. Waren auch die Liberalen, besonders die Marburger, Professor Jordan¹⁴⁴⁾ und Privatdozent Eichelberg¹⁴⁵⁾, ebenso wie der Gießener Prof. Hundeshagen gegen allzu revolutionäre Äußerungen, so erkannte man doch, daß diese Schrift ihre Wirkung tun werde.

Dozent Eichelberg erklärte in einem späteren Verhör¹⁴⁶⁾: „Ich bemerkte, daß wenn die geheime Presse weiter nichts als Blätter, wie der bezügliche Landbote war, zu Tage fördern solle, ich mich zu nichts mehr verstehen könne, falls ich mich nicht vor mir selbst schämen würde.“ Diese Aussage machte ein Mann, durch dessen Vermittlung nach dem Verrat im Sommer 1834, bei dem die Offenbacher Druckerei entdeckt wurde, eine Marburger Druckerei gewonnen wurde, durch die dann eine Neuauflage des Landboten ermöglicht wurde.

Eichelbergs Aussagen und seine Handlungen sind widersprüchlich¹⁴⁷⁾. Der Widerspruch ist aber nur ein scheinbarer. Die Ursache ist in der unkriti-

¹⁴⁰⁾ Aussage Becker vom 1. September 1837. Nöllner, S. 424.

¹⁴¹⁾ Vgl. Mayer, a. a. O., S. 171.

¹⁴²⁾ Vgl. Moriz Carrières Lebenserinnerungen, a. a. O., S. 144.

¹⁴³⁾ Nöllner, S. 101.

¹⁴⁴⁾ Vgl. Nöllner, S. 422.

¹⁴⁵⁾ Vgl. Nöllner, S. 429.

¹⁴⁶⁾ Verhör vom 26. Mai 1835, ebenda.

¹⁴⁷⁾ „Das erhaltene Material der Erinnerungen Eichelbergs zeigt ebenfalls, daß er nicht das Unschuldslamm war, zu dem ihn die Tagesmeinung und spätere Geschichtsschreiber gestempelt haben.“ Rehmann, a. a. O., S. 117.

schen Benutzung einer der Hauptquellen, nämlich Nöllners „Actenmäßiger Darlegung...“ zu suchen. Nöllner, der im 2. Teil seines Werks in erster Linie Zeugenaussagen wiedergibt, kürzt diese stark. Dabei ist zu beachten, daß er Aussagen von Häftlingen bringt, die gestanden haben. Ohne das Geständnis des Angeklagten war eine Verurteilung im geheimen Inquisitionsverfahren nicht möglich. Es muß daher bei diesen Geständnissen in Erwägung gezogen werden, daß der Angeklagte versuchte, durch Abwälzung der Schuld auf andere, meist solche, deren die Behörden nicht habhaft geworden waren, und durch Verurteilung des Geschehenen sowie durch Reue, sei sie auch nur geheuchelt, milde Richter zu finden ¹⁴⁸⁾.

Der politische Kampf gegen einen gemeinsamen Gegner hatte im „Hessischen Landboten“ eine Art Kompromiß zustande gebracht. Die Liberalen ließen eine Schrift drucken und verbreiten, hinter der sie nicht völlig standen, und der Autor ließ seine eigentlichen politischen Vorstellungen stark abändern. Weidig spielte dabei die vermittelnde Rolle, „... er hatte den Grundsatz, daß man auch den kleinsten revolutionären Funken sammeln müsse, wenn es dereinst brennen solle; er war unter den Republikanern republikanisch unter den Constitutionellen constitutionell“ ¹⁴⁹⁾.

Büchner gab sich keinen Illusionen hin bezüglich des Erfolgs von Umsturzversuchen, wie sie bisher gemacht worden waren — das gescheiterte Frankfurter Attentat hatte das deutlich gezeigt. Becker erinnert sich der Bedenken Büchners sehr genau: „Die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, um die Verhältnisse Deutschlands umzustößen, sagt er, beruhen auf einer durchaus knabenhaften Berechnung, indem man, wenn es wirklich zu einem Kampf, auf den man sich doch gefaßt machen mußte, gekommen wäre, den deutschen Regierungen und ihren zahlreichen Armeen nichts hätte entgegenstellen können als eine handvoll undisziplinierter Liberale. Soll jemals die Revolution auf eine durchgreifende Art ausgeführt werden, so kann und darf das bloß durch die große Masse des Volkes geschehen, durch deren Überzahl und Gewicht die Soldaten gleichsam erdrückt werden müssen. Es handelt sich also darum, diese große Masse zu gewinnen, was vor der Hand nur durch Flugschriften geschehen kann ¹⁵⁰⁾.“

Büchner begreift seine Flugschrift als ein Mittel, die Masse für die Revolution zu gewinnen, und kritisiert zugleich an früheren Flugschriften,

¹⁴⁸⁾ Ein eindeutiges Beispiel für dieses Verhalten gibt Becker, der den durch Büchner Verführten spielt und vor dem Richter alle revolutionäre Tätigkeit scharf verurteilt. Nach mehreren Jahren Haft und seiner Begnadigung im Jahre 1839 fand er Asyl in der Schweiz, wo er als vagrierender Literat und Korrektor in den Buchdruckereien kümmerlich lebte, bis die Februarrevolution ausbrach. Da kehrte er dann nach Gießen zurück und wurde als Märtyrer allgemein bewundert... „in seinem Äußeren vernachlässigt wie Diogenes, bot er also den wahren Typus des Demagogen dar. Er schloß sich sogleich an Louis und mich als Brüder seines unvergeßlichen Freundes Georg an...“. Er gab dann ein revolutionäres Blatt, „Der jüngste Tag“, heraus und hatte den Erfolg, daß die „Bauern aus der Umgebung haufenweise herbeiströmten, um sich die neuesten Nummern zu kaufen“. Vgl. Büchner, Alexander: Das Tolle Jahr. Gießen 1904*, S. 180/181.

¹⁴⁹⁾ Verhör Beckers am 1. September 1837. Vgl. Nöllner, a. a. O., S. 423.

¹⁵⁰⁾ Vgl. Nöllner, a. a. O., S. 420/421. Die Aussage Beckers gibt Büchners Meinung richtig wider, sie deckt sich mit seinen Ansichten im Brief vom 5. April 1833 an die Familie. Vgl. Büchners Werke, a. a. O., S. 381/382.

sie hätten deswegen nicht ihren Zweck erreicht, weil sie sich mit Angelegenheiten wie Wiener Kongreß, Pressfreiheit, Bundestagsordonanzen usw. beschäftigt hätten, also mit solchen Problemen, die die Bauern, welche es zu gewinnen gelte, nicht kümmern ¹⁵¹⁾. Die Lage der Bauern ist in der Tat bedauernswert, zugleich aber sind die Bauern gleichgültig. Sie sind gleichgültig, weil ihnen die materielle Not keine Zeit läßt, sich mit politischen und ethischen Problemen auseinanderzusetzen. Sie haben „... aus sehr nahe liegenden Gründen durchaus keinen Sinn für die Ehre und die Freiheit ihrer Nation, keinen Begriff von den Rechten des Menschen usw., sie sind gegen all' das gleichgültig und in dieser Gleichgültigkeit beruht ihre angebliche Treue gegen die Fürsten und ihre Theilnahmslosigkeit an dem liberalen Treiben der Zeit“ ¹⁵²⁾.

Wie ist es nun möglich, diese Schicht der Bevölkerung anzusprechen? Man muß ihnen vorrechnen, daß sie die Lasten des Staates tragen, während andere den Vorteil haben. Von ihrem Grundeigentum erhebt man die Steuern, „während die Capitalisten leer ausgehen; daß die Gesetze, welche über ihr Leben und Eigentum verfügen in den Händen des Adels, der Reichen und der Staatsdiener sich befinden“ ¹⁵³⁾. Dabei bedauert Büchner durchaus, daß das Volk fast an keiner Seite mehr zugänglich ist, „als gerade am Geldsack“ ¹⁵⁴⁾. Jedes Mittel, das Volk zu gewinnen, muß man benützen, „so lange es noch Zeit ist“. Er ahnt, daß die Bereitschaft, eine Revolution zu machen, in dem Augenblick schwinden wird, wenn der materielle Zustand des Volkes sich bessert. Und so argumentiert er dementsprechend: „Sollte es den Fürsten einfallen, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, sollten sie ihren Hofstaat, der ihnen fast ohnedem unbequem sein muß, sollten sie die kostspieligen stehenden Heere, die ihnen unter Umständen entbehrlich sein können, vermindern, sollten sie den künstlichen Organismus der Staatsmaschine, deren Unterhaltung so große Summen kostet, auf einfache Prinzipien zurückführen, dann ist die Sache der Revolution, wenn sich der Himmel nicht erbarmt, in Deutschland auf immer verloren. Seht die Östreicher, sie sind wohlgenährt und zufrieden! Fürst Metternich... hat allen revolutionären Geist, der jemals unter ihnen aufkommen könnte, im eigenen Fett erstickt ¹⁵⁵⁾.“

Was unterscheidet nun Büchner von seinen Zeitgenossen, die auf dem Hambacher Fest schwärmerische Reden hielten und sich an einem so miserabel organisierten Unternehmen wie dem Frankfurter Wachensturm beteiligten, und von den biedereren Bürgern, die in Darmstadt Pressefreiheit forderten und sich dann von du Thil nach Hause schicken ließen, als diesem die 2. Kammer zu oppositionell wurde? Büchner hatte die praktischen Vorbedingungen für Revolution und politischen Umsturz begriffen. Seine Flugschrift „hatte den Zweck, die materiellen Interessen

¹⁵¹⁾ Vgl. Nöllner, a. a. O., S. 421.

¹⁵²⁾ ebenda.

¹⁵³⁾ Vgl. Nöllner, a. a. O., S. 421.

¹⁵⁴⁾ ebenda.

¹⁵⁵⁾ ebenda, S. 421/422.

des Volkes mit denen der Revolution zu vereinigen, als dem einzigen möglichen Weg, die letztere zu bewerkstelligen“¹⁵⁶⁾.

In diesem Sinne ist die Tendenz der Originalfassung des „Hessischen Landboten“ zu verstehen.

3. Die erste Ausgabe (Abb. IV)

Die erste Ausgabe der von Büchner verfaßten und von Weidig überarbeiteten Schrift trägt den Titel: „Der Hessische Landbote. Erste Botschaft.“ Der Titel stammt von Weidig¹⁵⁷⁾ und ist in dieser Formulierung durchaus treffend. Wenn auch die Lage der gepreßten und rechtlosen Bauernbevölkerung in anderen Teilen Deutschlands ähnlich war, wie sie im Landboten beschrieben wird, so wendet sich diese Schrift jedoch speziell an die Bevölkerung im Großherzogtum Hessen. Statistische Zahlenangaben aus dem Großherzogtum werden erklärt und die Angriffe richten sich gegen die Regierung in Darmstadt. Es werden Beispiele von Gewalttaten aus dem eigenen Lande angeführt.

Gleichsam um der Schrift mehr Autorität zu geben, trägt sie die fingierte Angabe „Darmstadt, im Juli 1834“. Von Darmstadt, der Hauptstadt des Großherzogtums, kamen die Anweisungen der Regierung, ihre Gesetze und Verordnungen.

In ähnlicher Weise gingen auch die Verfasser des sogenannten „Bauernkonversationslexikons“ vor. Sie gaben ihrer Flugschrift den äußeren Anschein, als handele es sich um ein Nachschlagewerk für Landleute¹⁵⁸⁾. Dessen erste Lieferung war unterzeichnet „Leipzig im Januar 1834“ und forderte, angeblich vom angesehenen Verlag Brockhaus ausgehend, zur Subskription weiterer Fortsetzungen auf. Im „Landboten“ wählte man die Form einer Botschaft aus der Landeshauptstadt, während die Verfasser in Wirklichkeit in Gießen bzw. Butzbach schrieben und eine geheime Druckerei in Offenbach die Flugschrift druckte.

Der Vorbericht bringt zunächst Verhaltensmaßregeln für die Leser der verbotenen Schrift: es gilt, das Blatt vor der Entdeckung durch die Polizei sicher aufzubewahren, es nur Freunden weiterzugeben — denen man nicht traut, soll man es nur heimlich hinlegen. Wird das Blatt entdeckt, so empfiehlt sich die Ausrede, man habe es bei der Behörde abliefern wollen. Dieser Ausrede bediente sich Minnigerode dann auch bei seiner Verhaftung.

Bereits die ersten Sätze des „Hessischen Landboten“ zeigen die gegensätzlichen Ziele, die Weidig und Büchner mit dieser Schrift anstrebten. Das Motto „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ aus der Französischen Revolution¹⁵⁹⁾ steht unmittelbar vor der Weidig zugeschriebenen Stelle¹⁶⁰⁾: „Im Jahre 1834 siehet es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am 5ten

¹⁵⁶⁾ ebenda, S. 422.

¹⁵⁷⁾ Vgl. Verhör Becker am 1. September 1837. Nöllner, a. a. O., S. 422.

¹⁵⁸⁾ Vgl. Viëtor, Büchner als Politiker, a. a. O., S. 87 und 130.

¹⁵⁹⁾ Wahlspruch des Schriftstellers Chamfort für die Soldaten der Revolutionsheere „Guerre aux châteaux. Paix aux chaumières“.

¹⁶⁰⁾ Vgl. Enzensberger, Landbote, S. 5.

Tage und die Fürsten und Vornehmen am 6ten Tage gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt ‚Herrschet über alles Gethier, das auf Erden kriecht‘, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt.“ Als gegensätzliche Bevölkerungsklassen werden auf der einen Seite die ausgebeuteten „Bauern und Handwerker“ auf der anderen Seite die ausbeutenden „Fürsten und Vornehmen“ genannt. Diese Gegenüberstellung führt zu einer zentralen Kontroverse über Bedeutung und Tendenz der von Weidig vorgenommenen Veränderungen. „Sie unterscheidet sich von dem Originale namentlich dadurch, daß an die Stelle der ‚Reichen‘ die ‚Vornehmen‘ gesetzt sind ¹⁶¹⁾.“ Es liegt kein Grund vor, diese Angabe Beckers zu bezweifeln.

In der Literatur wurde besonders dieser Abänderung Weidigs Bedeutung zugemessen. Ricarda Huch zieht den überspitzten Schluß, Weidig habe die „Reichen“ durch die „Vornehmen“ ersetzt, „um die Bauern nicht gegen das Eigentum aufzuhetzen“ ¹⁶²⁾. Selbst wenn Weidig dies beabsichtigt hätte, hätte dazu eine solche Abänderung nicht genügt. Mayer folgert aus dieser Abänderung und dem Weglassen der Angriffe gegen die Liberalen: „So wird das Manifest einer Revolution, die bereits eine soziale ist und schon im Kampf gegen die Bourgeoisie steht, umgedeutet und zurückdatiert zu einer Kampfansage der bürgerlichen Klassen gegen das monarchische und feudale Regime ¹⁶³⁾.“ Diese Aussage in marxistischer Terminologie wird den Gegebenheiten der Zeit und des Entstehungsorts nicht gerecht, bürgerliche und proletarische Revolution sind hier nicht genau gegeneinander abzugrenzen.

David ¹⁶⁴⁾, der vom sozialistischen Standpunkt aus die erste Würdigung des „Hessischen Landboten“ gibt, verzichtet auf eine ähnliche Terminologie und wird auch der Schrift viel eher gerecht. „Arm gegen Reich schimmert noch genugsam durch, um den bürgerlichen Revolutionären den Geschmack daran zu verderben. Wenn statt der Reichen die Vornehmen gesetzt wurde, so war damit nicht viel für die Vorstellung des Lesers aus dem Volke geändert. In der Sprache des hessischen Landvolkes fallen beide Begriffe nahezu zusammen ¹⁶⁵⁾. Wenn es auch einzelne ‚Reiche‘ unter den Bauern selber gibt, die nicht zugleich auch zu den Vornehmen gezählt werden, so herrscht im allgemeinen doch die Auffassung, daß die ‚Vornehmen‘ und die ‚Reichen‘ die nämliche Leute sind. Und da zu den ‚Vornehmen‘ auch alle Gebildeten gerechnet werden, so war die Wahl dieses Wortes sehr wenig geeignet, die liberalen Professoren und Doktoren

¹⁶¹⁾ Becker am 1. September 1837, Nöllner, S. 423.

¹⁶²⁾ Vgl. Huch, Ricarda: 1848. Die Revolution des 19. Jahrhunderts in Deutschland. (Neuausgabe des Werks „Alte und neue Götter“. Zürich 1944.) S. 44.

¹⁶³⁾ Mayer, a. a. O., S. 167.

¹⁶⁴⁾ Vgl. David, Eduard: a. a. O., S. 49.

¹⁶⁵⁾ Der synonyme Gebrauch von „Reiche und Vornehme“ findet sich auch in der Flugschrift des großherzoglichen Leutnants Wilhelm Schultz: Frag- und Antwortbüchlein über Allerlei, was im deutschen Vaterlande besonders Noth thut. Für den deutschen Bürgers- und Bauersmann. Deutschland 1819. Text bei Schultz, Wilhelm: Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin. Mannheim 1846. Bd. 2. „Einzelne Reiche und Vornehme leben gar üppig und schwelgerisch, während mancher ehrliche und fleißige Bürger und Bauer große Noth leiden muß, schwere Abgaben bezahlen, Schulden machen und noch obendrein von sogenannten vornehmen Herrn gehudelt wird“, a. a. O., S. 47.

mit der Schrift zu versöhnen; sie waren in beiden Fällen in der Vorstellung des Volkes mitgetroffen.“

Eine spätere Briefstelle Büchners, „das Verhältnis zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt“¹⁶⁶⁾, wird oft herangezogen, um Büchners Auffassung über die Revolution zu verdeutlichen. In diesem Zusammenhang gilt es allerdings zu beachten, daß diese Aussage nach den gescheiterten Plänen der oberhessischen Verschwörer erfolgte, vielleicht sogar als eine Reaktion auf das, was geschehen war, denn es war deutlich geworden, daß in bäuerlichen und kleinbürgerlichen Verhältnissen, auch wenn das Elend noch so groß war, nicht jene eindeutige Frontstellung zwischen zwei Klassen gegeben war, die sich in späterer Zeit in Industrieländern findet.

Eine Revolution der Eigentumsverhältnisse im Sinne einer Enteignung der Besitzenden durch die nicht Besitzenden ist wohl in einer industriellen Gesellschaft, in der eine große Masse von Proletariern wenigen Eigentümern der Produktionsmittel gegenübersteht, denkbar. Möglich ist sie auch in gutsherrlichen Verhältnissen, also dort, wo der Landarbeiter in proletarischen Verhältnissen die Güter von Großgrundbesitzern bewirtschaftet. Die soziale Struktur des oberhessischen Gebiets war im 19. Jahrhundert dadurch bestimmt, daß in den Dörfern und Kleinstädten neben den Kleinbauern auch Handwerker und Heimarbeiter lebten, die zum Teil im Nebenerwerb ihre kleine Landwirtschaft betrieben. Die Zahl der Gutshöfe war gering und dadurch auch die Zahl des Landarbeiterproletariats. Das Gesinde der mittleren Bauern lebte in patriarchalischen Verhältnissen „in der Regel in der Familiengemeinschaft des Dienstherrn“¹⁶⁷⁾.

In der Gesellschaft des Vormärz im Großherzogtum Hessen-Darmstadt waren die Klassengegensätze mehrschichtig und vielfältig. Der Adel, dessen Vorrechte nur langsam abgelöst wurden, hatte eine, selbst in der Verfassung verbriefte Sonderstellung. Er war, dadurch daß er die hohen Beamten- und Offiziersstellen innehatte, die eigentliche Stütze der großherzoglichen Regierung. Gegner des Adels waren einmal die liberalen Bürger, die sich gegen dessen verfassungsrechtliche Privilegien wandten, und zum anderen die Bauern auf dem Land, die unter den Adelsprivilegien ihrer ehemaligen Herren, wie Wald- und Weiderechte und Vorrechte auf dem Gebiet der lokalen Gerichtsbarkeit, zu leiden hatten.

Der Reichtum einiger Bürger, die sich in Handel und der nur sehr zögernd entstehenden Industrie betätigten, setzte diese sowohl in Gegensatz zur armen Bevölkerung als auch zum Adel, der die aufsteigende Bourgeoisie fürchtete. Dementsprechend zwiespältig war in dieser Epoche die Haltung der politisch aktiven Liberalen. Sie bewegten sich zwischen

¹⁶⁶⁾ Vgl. Brief an Gutzkow, Sommer 1845. Werke, S. 425/426.

¹⁶⁷⁾ Vgl. Müller, Reinhard: Die Reichen und die Vornehmen. In: Hessische Heimat. 1962, Nr. 4, S. 14. Beilage zur „Gießener Freien Presse“. Dazu auch: Katz, a. a. O., S. 5/6: In den bäuerlichen Betrieben bildete die Beschäftigung von Gesinde eine Seltenheit, Tagelöhner wurden hier nur in den arbeitsintensiven Jahreszeiten von den größeren Bauern der Wetterau verwandt. Die große Mehrzahl der bäuerlichen Wirtschaften bedurfte zur Bewirtschaftung jedoch nur der Arbeitskräfte des Inhabers und seiner Familie. (Dort auch eine entsprechende Statistik.)

dem Adel und der Masse des Volkes. Oft waren sie zwar Wortführer des unzufriedenen Volkes gegen die herrschende Aristokratie, aber zugleich hinderte sie ihre gesicherte wirtschaftliche Situation daran, radikale Forderungen des „Pöbels“ zu unterstützen. Der Aufruf E. E. Hoffmanns in den Unruhen von 1830 zeigte das in aller Deutlichkeit.

Von diesen Gegebenheiten des Großherzogtums Hessen mußten die Verfasser des „Hessischen Landboten“ ausgehen. Sie erklären auch zugleich viele der als inkonsequent und widersprüchlich bezeichneten Stellen dieser Flugschrift. In einem bäuerlich und kleinbürgerlich geprägten Gebiet¹⁶⁸⁾ galt es zunächst, die für das Gelingen einer Revolution notwendigen breiten Volksschichten zu gewinnen. Aus diesem Grunde wollte Weidig nicht, daß durch Büchners Gegenüberstellung arm — reich, weil sich dieser Gegensatz in jedem Dörfchen fände¹⁶⁹⁾, die für ein erfolgreiches Vorgehen gegen die herrschende Regierung notwendige Einheit der revolutionären Bewegung gefährdet werde. Bei allen vorhandenen Gegensätzen der einzelnen Klassen untereinander gab es jedoch Gegner, die den Liberalen und der Masse des Volkes gleich verhaßt waren, Militär, Beamtenschaft, die Instrumente der Monarchie, „vom Polizei- und Kreisrat über die Offiziere bis zum allmächtigen Minister des Großherzogs und seinen Helfern“¹⁷⁰⁾.

Die Bezeichnung „die Vornehmen“ ist eine gewisse Abschwächung Weidigs, resultierend aus den gesellschaftlichen Gegebenheiten Hessens. Die Kehrseite seines Strebens nach einer einheitlichen revolutionären Aktion blieb nicht verborgen: die politischen Ziele vieler Liberalen waren mit den berechtigten Forderungen des Volkes nicht in Einklang zu bringen. Denn „das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigene Sprache; das Volk liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker“¹⁷¹⁾.

Eine wesentliche Neuerung, die der „Hessische Landbote“ anderen Flugschriften voraus hat, und die ihm zu einer besonderen Wirkung auf die Massen verhilft, ist die geschickte Verwendung der Statistik¹⁷²⁾. Die amtliche Statistik ist für Büchner nicht trockenes Zahlenmaterial, sondern er versteht es, dieses agitatorisch zu kommentieren. Der Mann aus dem Volk soll einsehen: die Abgaben, die ihm abgepreßt werden, sind viel zu hoch, sie werden nicht zu seinem Wohl verwandt, sondern um einen aufgeblähten Apparat von Schmarotzern, an dessen Spitze den großherzoglichen Hof, zu unterhalten. Von Weidig hatte sich Büchner eine Statistik

¹⁶⁸⁾ Die durch unhistorische Betrachtung der Flugschrift entstandene Kritik „großstädtische und industrielle Verhältnisse“ seien nicht berücksichtigt worden, so z. B. bei Honigmann, a. a. O., S. 36, ist überhaupt nicht zu rechtfertigen.

¹⁶⁹⁾ Vgl. Schäffer, Martin: Vortrag in . . . , a. a. O., S. 92.

¹⁷⁰⁾ Vgl. Müller, a. a. O., S. 14.

¹⁷¹⁾ Enzensberger, Landbote, S. 5.

¹⁷²⁾ Mayer, a. a. O., S. 166: „Zum erstenmal hat der politische Pamphletist in Deutschland von der ‚Waffe Statistik‘ Gebrauch gemacht.“ Neben amtlichen Zahlen verfügten die Verfasser des „Landboten“ wohl auch über das „Handbuch der Statistik des Großherzogthums Hessen . . .“ des Gießener Ordinarius für Statistik und Cameralwissenschaften August Friedrich Wilhelm Crome. Darmstadt 1822.

des Landes geliehen und sie nach Beendigung seiner Schrift wieder an ihn zurückgeschickt ¹⁷³⁾. Und dann geht er ans Werk.

Die staatlichen Gesamteinnahmen von 6 363 363 fl. werden zunächst auf-
gegliedert nach ihrer Herkunft: „Directe Steuern, Indirecte Steuern,
Domänen ¹⁷⁴⁾, Regalien, Geldstrafen, verschiedene Quellen.“ Sie sind „der
Blutzehnte, der vom Leib des Volkes genommen wird“ ¹⁷⁵⁾. Braucht der
Staat soviel Geld, um die Ordnung zu erhalten? Er unterhält damit
zunächst seine Beamten. „Ihre Anzahl ist Legion: Staatsräthe und Regie-
rungsräthe, Landräthe und Kreisräthe, Geistliche Räthe und Schulräthe,
Finanzräthe und Forsträthe usw. mit allem ihrem Heer von Sekretären
usw. ¹⁷⁶⁾.“ Diese Aufzählung von verhaßten Staatsdienern soll zeigen: „In
Ordnung leben heißt: hungern und geschunden werden ¹⁷⁷⁾.“

Aufgeteilt nach den Ressorts folgen nun die Ausgaben der einzelnen
Ministerien: Das Innen- und Justizministerium ¹⁷⁸⁾ 1 110 607 fl. Die Ge-
setze „zusammengehäuft aus willkürlichen Verordnungen aller Jahrhun-
derte“ ¹⁷⁹⁾ sind für den Recht suchenden Bürger nicht verständlich — sie
sind „das Eigenthum einer unbedeutenden Klasse von Vornehmen und
Gelehrten, die sich durch ihr eigenes Machwerk die Herrschaft zu-
spricht“ ¹⁸⁰⁾. Das Volk war längst ohne Vertrauen zum Recht, das zeigten
die Klagschriften der Gemeinden deutlich; was Büchner hier aussprach,
das gab dem bestehenden Zustand nur zu deutlich Ausdruck. Die Kosten
für einfache Rechtsgeschäfte waren immens hoch — oft ließen sie den
armen Bürger Abstand nehmen, sein Recht zu suchen. „Klagt einmal, daß
ihr der Willkür einiger Fettwänste überlassen seyd und daß diese Willkür
Gesetz heißt, klagt über eure verlorene Menschenrechte: Wo sind die
Gerichtshöfe, die eure Klage annehmen, wo die Richter, die rechtsprechen?
— Die Ketten eurer Vogelsberger Mitbürger ¹⁸¹⁾, die man nach Rockenberg
schleppte, werden euch Antwort geben ¹⁸²⁾.“

Das Ministerium der Finanzen verschlingt pro Jahr 1 551 520 fl. Die Auf-
gaben dieses Ministeriums werden mit dem eindringlichen Beispiel des
Bauern, der die Leistungsfähigkeit seines Viehs abschätzt, verdeutlicht:
„die Herren in Fräcken . . . legen die Hände an seine (des Volkes) Lenden
und Schultern und rechnen aus, wie viel es noch tragen kann, und wenn
sie barmherzig sind, so geschieht es nur, wie man ein Vieh schont, das
man nicht so sehr angreifen will ¹⁸³⁾.“

Die Aufzählung der Ausgaben für das Militär (914 820 fl.) nimmt Büchner
zum Anlaß sehr kritischer Bemerkungen über den Sinn dieser Einrich-
tung. Schon in seiner Straßburger Zeit klagte Büchner über die „rohe

¹⁷³⁾ So Becker. Vgl. Nöllner, S. 422.

¹⁷⁴⁾ Treitschke, a. a. O., Bd. 4, S. 311, polemisiert gegen Büchners Verfahren, auch
die Einnahmen aus den Domänen zu den Abgaben zu zählen.

¹⁷⁵⁾ Enzensberger, Landbote, S. 6.

¹⁷⁶⁾ ebenda, S. 7.

¹⁷⁷⁾ ebenda, S. 6.

¹⁷⁸⁾ Polemisch das Ministerium der „Gerechtigkeitspflege“.

¹⁷⁹⁾ Enzensberger, Landbote, S. 7.

¹⁸⁰⁾ Enzensberger, Landbote.

¹⁸¹⁾ Die Verurteilten 75 „Rädelsführer“ von 1830.

¹⁸²⁾ Enzensberger, Landbote, S. 8. In Rockenberg befand sich das Gefängnis.

¹⁸³⁾ ebenda.

Militärgewalt“¹⁸⁴), das Mittel der Fürsten, ihre Herrschaft zu erhalten. Im Landboten mischt sich Spott über die Soldatenspielererei der Kleinfürsten mit Verbitterung: Die Söhne des Volkes bekommen „einen bunten Rock auf den Leib ein Gewehr oder eine Trommel auf die Schulter und dürfen jeden Herbst einmal blind schießen, und erzählen, wie die Herren vom Hof und die ungerathenen Buben vom Adel allen Kindern ehrlicher Leute vorgehen und mit ihnen in den breiten Straßen der Städte herumziehen mit Trommeln und Trompeten“. Sie schützen nicht das Volk vor äußeren Feinden, sondern den Fürsten vor seinem eigenen Volk. „Sie sind die gesetzlichen Mörder, welche die gesetzlichen Räuber schützen“¹⁸⁵). Eine Andeutung auf die Vorgänge von Södel 1830 genügt als Beweis für die Aktualität des Gesagten.

Für Pensionen werden jährlich 480 000 fl. aufgewendet. Diese Summe erklärt sich aus der großen Zahl von Beamten, die Handlangerdienste leisten „bei der regelmäßigen eingerichteten Schinderei . . . , die man Ordnung und Gesetz heißt“¹⁸⁶). Staatsministerium und Staatsrat verbrauchen jährlich 174 600 fl. Der Fürst und seine nächste Umgebung sind untereinander verbunden durch ein System von Intrigen und Abhängigkeiten. Ein schärferer Angriff als die Feststellung: „die größten Schurken stehen wohl jetzt allerwärts in Deutschland dem Fürsten am nächsten, wenigstens im Großherzogthum“¹⁸⁷), ist gegen die fürstlichen Berater, an ihrer Spitze du Thil, bis dahin nicht ausgesprochen worden. Das ist eine andere Sprache als die der liberalen Opposition in der 2. Kammer.

Es folgt ein Weidig zugesprochenes Bibelzitat (Micha 7, 3 und 4). Verschiedene Beispiele aus der Literatur sollen nun gegenübergestellt werden, um zu zeigen, wie die Einfügungen Weidigs beurteilt wurden. Treitschke¹⁸⁸) bezeichnet sie als „erbauliche Redewendungen“ und bedauert, daß Weidig an diesem „wildradikalen Machwerk“ mitarbeitete. Für den Sozialisten Mehring¹⁸⁹) wirken die „biblischen Kraftstellen“ entstellend. Mayer¹⁹⁰) sieht die Bibelzitate „neben Büchners Stil und Diktion doch als fremdes und entkräftigendes Element“ an. Den Literaturhistorikern sind die Einfügungen Weidigs ein unliebsamer Eingriff in die Dichterworte. Die Abänderungen und Hinzufügungen Weidigs entspringen nicht alle der gleichen Absicht. Die Bibelzitate spielen dabei eine besondere Rolle. Die Erklärung Treitschkes, Weidig habe als gläubiger Christ und protestantischer Pfarrer christliche Elemente in ein atheistisches Pamphlet bringen wollen, befriedigt nicht¹⁹¹).

Die Ausgabe von 827 772 fl. für das großherzogliche Haus und den Hofstaat nimmt der „Landbote“ zum Anlaß, nicht nur die Person des Landesfürsten, sondern die Institution selbst anzugreifen. Das Gottes-

¹⁸⁴) Vgl. Brief an die Familie vom 5. April 1833, ähnlich auch Brief vom 27. Mai. Werke, S. 380/381.

¹⁸⁵) Landbote, S. 9.

¹⁸⁶) Landbote, S. 9. Vgl. Brief an den Landrat von Alsfeld, der zeigt, wie man über die Höhe der Pensionen dachte.

¹⁸⁷) ebenda, S. 9.

¹⁸⁸) Treitschke, a. a. O., S. 310.

¹⁸⁹) Mehring, a. a. O., S. 78.

¹⁹⁰) Mayer, a. a. O., S. 168.

¹⁹¹) Treitschke, a. a. O., S. 310.

gnadentum ist eine nicht zu rechtfertigende Erfindung der Fürsten. Es ist Anmaßung, daß sich ein Mensch selbst über andere setzt. Die Erörterung dieses Punktes zeigt deutlich zwei verschiedene Teile, die sich durch Stil und Begründung ihrer Argumentation unterscheiden. Die Weidig zugeschriebenen Passagen¹⁹²⁾ bewegen sich im Bereich des religiösen Vergleichs. Unterwürfigkeit ist Götzendienst — die Fürsten sind nicht Sachwalter einer gottgewollten Ordnung, sondern Diener des Teufels. Die Zeit des mittelalterlichen Kaisertums wird idealisiert dargestellt: „Die deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit, sondern die rechtmäßige Obrigkeit, den deutschen Kaiser, der vormals vom Volke frei gewählt wurde, haben sie seit Jahrhunderten verachtet und endlich gar verrathen¹⁹³⁾.“

Büchner verzichtet dagegen auf Wunschbilder, er zeigt die Zustände der Gegenwart eindringlich auf: „Der Fürst ist der Kopf des Blutigels, der über euch hinkriecht, die Minister sind seine Zähne und die Beamten sein Schwanz. Die hungrigen Mägen aller vornehmen Herren, denen er die hohen Stellen vertheilt, sind die Schröpfköpfe, die er dem Lande setzt... Der Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herren und Damen vom Adel und Hofe in ihrer Geilheit übereinander wälzen — mit Orden und Bändern decken sie ihre Geschwüre und mit kostbaren Gewändern bekleiden sie ihre aussätzigen Leiber. Die Töchter des Volks sind ihre Mägde und Huren, die Söhne des Volks ihre Laquaien und Soldaten¹⁹⁴⁾.“

Als letzter Posten der Staatsausgaben erscheinen 16 000 fl. für die Landstände. Zur Erklärung der Entstehung dieser Einrichtung folgt zunächst ein Bericht über die Geschichte seit der Französischen Revolution. Sinn und Aufgaben einer Volksvertretung werden in leicht verständlicher Sprache dargestellt.

Der Stil Weidigs und der Büchners sind sehr verschieden, dieser Widerspruch ist zweifellos eine bedeutende Schwäche des Landboten. Im Gegensatz zu anderen Stellen Weidigs, in denen er seine politischen Vorstellungen entwickelt, sind die ausgewählten Bibelstellen oft treffend und ein guter Beleg für das vorher Gesagte, denn sie verdeutlichen, daß die Zustände in Hessen nicht in Einklang zu bringen sind mit den Forderungen der Bibel. Mayer¹⁹⁵⁾ hat mit Recht auf gewisse Ähnlichkeiten zu Aufrufen Thomas Münzers hingewiesen.

Das Verfahren Büchners, durch eine in sich schlüssige Beweisführung mit Hilfe von statistischen Unterlagen die Ungerechtigkeit der bestehenden Zustände anzuprangern, ist ein wirksames Mittel der politischen Agita-

¹⁹²⁾ Genaue Abgrenzung nicht möglich. Auch in den wiss. Büchnerausgaben ist sie nicht einheitlich.

¹⁹³⁾ Enzensberger, Landbote, S. 11. Büchner nennt sich in einem Brief an Gutzkow „... kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann“. Werke, S. 430.

¹⁹⁴⁾ Enzensberger, Landbote, S. 10/11.

¹⁹⁵⁾ „... evangelische Zitate, die in ihrer Ableitung sozialer Kampfforderungen aus den Worten der Schrift... an die Forderungen der aufständischen Bauern Thomas Münzers gemahnen.“ Mayer, S. 168.

tion. Das Einfügen biblischer Belegstellen für das Gesagte ist ein weiteres Mittel¹⁹⁶⁾. Indem Weidig es anwandte, greift er in Büchners Konzeption ein, der materiell argumentiert. Die Bedeutung des Weidigschen Verfahrens liegt in seiner praktischen Wirksamkeit. Die Bibel war für die hessischen Bauern dieser Zeit eine Autorität¹⁹⁷⁾, die zählte. Zustände, die mit den Forderungen der Bibel nicht in Einklang standen, wurden auch von dem Teil der Bevölkerung als ungerecht erkannt, der nicht zu politischer Aktivität neigte. Weidig kannte aus eigener Anschauung die Mentalität der Bevölkerung, die hier angesprochen werden sollte.

Wenn auch Büchner theoretisch Weidig weit überlegen war, die Anschauungen französischer Staatsdenker kannte und über einen weiteren Horizont verfügte, so besaß Weidig doch die größere praktische Erfahrung. Das gemeinsame Vorgehen der beiden zeigt trotz aller Differenzen und der daraus entstehenden Schwierigkeiten, daß beide bereit waren, voneinander zu lernen und Abstriche von ihren eigenen Vorstellungen zu machen, und sei es auch nur unter dem Zwang der Situation.

Den Franzosen, dem Volk, das als erstes die Freiheit erlangte, gilt die Bewunderung der deutschen Revolutionäre. Das Zeitalter Napoleons, dem die Franzosen „ihre Freiheit für den Ruhm“¹⁹⁸⁾ verkauften, ist nur eine Episode. Die Jahre der Reaktion unter den „dickwanstigen Bourbonen“ werden als eine Strafe Gottes dargestellt, „damit Frankreich sich bekehre vom Götzendienste der erblichen Königsherrschaft und dem Gott diene, der die Menschen frei und gleich geschaffen“¹⁹⁹⁾. Der Konstitutionalismus in Deutschland und seine Entstehung sind Betrug am Volk. „Laßt uns einen Theil unserer Gewalt abgeben, daß wir das Übrige behalten... und zitternd vor Furcht warfen sie (die Fürsten) einige Brocken hin und sprachen von ihrer Gnade. Das Volk traute ihnen leider und legte sich zur Ruhe²⁰⁰⁾.“

Auch die Verfassungen Deutschlands sind „Nichts als leeres Stroh, woraus die Fürsten die Körner für sich herausgeklopft haben“. Die Landtage sind „Nichts als langsame Fuhrwerke, die man einmal oder zweimal wohl der Raubgier der Fürsten und ihrer Minister in den Weg schieben, woraus man aber nimmermehr eine feste Burg für deutsche Freiheit bauen kann“²⁰¹⁾. Diese deutlichen Vergleiche aus der Sphäre der Bauern sind geeignet, ihnen sonst schwer verständliche Sachverhalte zu verdeutlichen.

Der Inhalt der Verfassung des Großherzogtums wird in seinen kritischen Punkten, dem Wahlgesetz, den absoluten Rechten des Großherzogs, der äußerst beschränkten Gesetzesinitiative der Landstände, rücksichtslos analysiert. „Eine solche Verfassung ist ein jämmerlich Ding²⁰²⁾.“ Die

¹⁹⁶⁾ Man vergleiche die große Wirksamkeit von Laménais, *Paroles d'un croyant*.

¹⁹⁷⁾ „Wenn es Autoritäten für sie gab, so waren es Ezechiel und Jesajas, und keineswegs Robespierre und Babeuf“, Enzensberger: *Politischer Kontext*, S. 51.

¹⁹⁸⁾ Landbote, S. 13.

¹⁹⁹⁾ ebenda.

²⁰⁰⁾ ebenda, S. 14.

²⁰¹⁾ ebenda.

²⁰²⁾ ebenda, S. 15.

Frage: „Was ist von Ständen zu erwarten, die kaum die elenden Fetzen einer armseligen Verfassung zu verteidigen vermögen“ ²⁰³⁾, ist ein Angriff gegen die Liberalen. Weidig hatte anscheinend doch nicht alle Angriffe Büchners gegen die Liberalen weggestrichen.

Im folgenden läßt sich wohl wieder Weidigs Diktion erkennen: Die hoffnungslose Lage, in der sich Deutschland befindet, ist eine Strafe des Himmels, weil das deutsche Volk abgefallen ist „von der Freiheit und Gleichheit seiner Voreltern und von der Furcht des Herrn“ ²⁰⁴⁾. Mit Gottes Hilfe kann dieser Zustand auch wieder geändert werden, die Zeit der Knechtschaft ist bald vorbei. Gott hat die Fürsten, „die Satansengel“, nur eine Zeitlang als seine Werkzeuge benutzt. Neben Bibelstellen finden sich hier gleichgestimmte Worte Gottfried August Bürgers ²⁰⁵⁾:

„Ha! du wärest Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus;
Du raubst du schindest, kerkerst ein,
Du nicht von Gott, Tyrann!“

Als Prototyp eines solchen Tyrannen gilt neben dem eigenen Landesfürsten der König von Bayern, „das von Gott gezeichnete Scheusal... der Gotteslästerer... das Schwein, das sich in allen Lasterpfützen von Italien wälzt“ ²⁰⁶⁾.

Wie soll nun ein neues Deutschland nach der Beseitigung der Fürstenherrschaft aussehen? Weidig hatte zweifellos eine starke Sympathie für ein Volkskaisertum, wie es seiner von der Romantik geprägten Meinung nach früher bestanden habe. „Die deutschen Fürsten sind keine rechtmäßige Obrigkeit, sondern die rechtmäßige Obrigkeit, den deutschen Kaiser, der vormals vom Volk frei gewählt wurde, haben sie seit Jahrhunderten verachtet und endlich gar verrathen.“ — „Doch das Reich der Finsternis neiget sich zum Ende. Über ein Kleines und Deutschland, das jetzt die Fürsten schinden, wird als ein Freistaat mit einer vom Volke gewählten Obrigkeit wieder auferstehen ²⁰⁷⁾.“ — „Weil das deutsche Reich morsch und faul war, und die Deutschen von Gott und von der Freiheit abgefallen waren, hat Gott das Reich zu Trümmern gehen lassen, um es zu einem Freistaat zu verjüngen ²⁰⁸⁾.“ Beide Stellen werden Weidig zuzuschreiben sein, und es ist müßig zu fragen, ob er hier eine ursprünglich auf Büchners Staatsvorstellungen beruhende Diktion gestrichen und durch seine eigene ersetzt habe.

Weidig war kein uneingeschränkter Anhänger der Republik. Seine eigenwilligen Idealisierungen des Mittelalters zeigen eine große Vorliebe für eine mit dem Volkswillen in Einklang stehende Herrscherfigur. Aus

²⁰³⁾ ebenda.

²⁰⁴⁾ Enzensberger, Landbote, S. 15.

²⁰⁵⁾ Letzte Strophe des Gedichts „Der Bauer an seinen durchlauchtigsten Tyrannen“, etwa 1775. Vgl.: Gottfried August Bürger: Werke und Briefe, Auswahl. Leipzig 1958, S. 330.

²⁰⁶⁾ Enzensberger, Landbote, S. 16/17.

²⁰⁷⁾ ebenda, S. 12.

²⁰⁸⁾ ebenda, S. 12.

Äußerungen Mitverurteilter im Prozeß seit 1835 geht hervor, daß er in den Jahren seiner revolutionären Tätigkeit auch die Republik nicht mehr völlig ablehnte²⁰⁹⁾. Es ist eine gewisse Wandlung in den politischen Ansichten Weidigs zu Beginn der dreißiger Jahre festzustellen, jedenfalls wird man ihm nicht gerecht werden, wenn man ihn nur als deutschtümeln- den Schwärmer für Volkskaiserium und Konstitutionalismus darstellt.

Hier gilt es nun, an Hand des Textes das Staatsideal des „Hessischen Landboten“ aufzuzeigen. Das Reich wird „als ein Freistaat mit einer vom Volk gewählten Obrigkeit²¹⁰⁾ wieder auferstehen“. Gott wird es „zu einem Freistaat“ verjüngen. Das ist eine deutliche Antwort. Die Benutzung der Bezeichnung „Freistaat“²¹¹⁾ für den französischen Staat nach Abschaffung des Königtums und Hinrichtung Ludwigs XVI. zeigt, daß mit dem Terminus „Freistaat“²¹²⁾ die Republik gemeint ist. Trotz Idealisierung des Volkskaiseriums im Mittelalter ist im „Hessischen Landboten“ nicht davon die Rede, daß ähnliches auch für eine zukünftige Ordnung gefordert wird²¹³⁾.

Dem geknechteten Volk sein Recht zu verschaffen, war das Hauptanliegen der beiden Verfasser des „Landboten“. Beseitigung der unhaltbaren Zustände durch Gewalt, ist der erste Schritt. Der „Landbote“ ist zu verstehen als erster Aufruf in einer geplanten größeren Agitationswelle. Das Volk zunächst einmal aus seiner Resignation aufzurütteln, ist vordringlicher als detaillierte Erörterungen über eine künftige Staatsform.

Der Schluß zeigt noch einmal deutlich, wie Weidig und Büchner von ihren verschiedenen politischen Standpunkten aus diesen ersten Schritt zu gehen versuchen. Büchner wägt nüchtern und sachlich: „Hebt die Augen auf und zählt das Häuflein eurer Presser, die nur stark sind durch das Blut, das sie euch aussaugen und durch eure Arme, die ihr ihnen willenlos leihet. Ihrer sind vielleicht 10 000 im Großherzogthum und Euer sind es 700 000 und also verhält sich die Zahl des Volkes zu seinen Pressern auch im übrigen Deutschland²¹⁴⁾.“ Und daraus zieht er die Konsequenz: „Es ist einerlei, wo die Scheinleiche zu zucken anfängt... erhebet euch, und der ganze Leib wird mit euch aufstehen.“

²⁰⁹⁾ Den Apotheker Ernst Fröhlich aus Ellwangen wollte er dazu bewegen... „für eine deutsche Republik mitzuwirken“. Nöllner, S. 304. Becker: Er war kein „heftiger Republikaner“, Nöllner, S. 313. An anderer Stelle: „er war unter den Republikanern republikanisch unter den Constitutionellen constitutionell“. Nöllner, S. 423. Zeuner: Befreiung vom Absolutismus war sein Hauptziel. Nöllner, S. 319. Moritz Carrière, Lebenserinnerungen, betont, daß es Weidig mehr um die Volksfreiheiten als um die Staatsform ging, a. a. O., S. 144.

²¹⁰⁾ Was für eine Obrigkeit das sein sollte, bleibt unklar. Vgl. hier auch die Forderung des süddeutschen Liberalen I. A. G. Wirth nach einer Republik mit einem absetzbaren Wahlkaiser an der Spitze. I. A. G. Wirth: Die Rechte des deutschen Volkes. Eine Vertheidigungsrede vor den Assisen zu Landau. Nancy; im September 1833.

²¹¹⁾ Landbote, S. 13.

²¹²⁾ Auch Nöllner hebt die Bedeutung des Begriffs bereits durch gesperrten Druck hervor, S. 106.

²¹³⁾ Anders Mihm, a. a. O., S. 365 und 375 ff. Auch Mayers Urteil: „Weidig läßt das Manifest in Volkskaiserium und Konstitutionalismus enden“, ist unrichtig, a. a. O., S. 169.

²¹⁴⁾ Enzensberger, Landbote, S. 18.

Weidig dagegen spricht die Gläubigkeit der Bevölkerung an und verkündet: Gott wird die Sache der Revolution unterstützen, ihn gilt es anzurufen: „Und bis der Herr euch ruft durch seine Boten und Zeichen, wachet und rüstet euch im Geiste, und betet ihr selbst und lehrt eure Kinder beten: Herr, zerbrich den Stecken unserer Treiber und laß dein Reich zu uns kommen, das Reich der Gerechtigkeit, Amen ²¹⁵⁾.“

4. Minnigerodes Verhaftung und Büchners Flucht

In Offenbach am Main in der Druckerei des Buchhändlers Karl Preller war der Landbote in seiner ersten Auflage im Juli 1834 ²¹⁶⁾ gedruckt worden. Die Höhe der Auflage ist nicht bekannt. Um die Verbreitung im Großherzogtum vorzunehmen, wurden die Exemplare dort von den Verschwörern in kleineren Mengen abgeholt. Wie die Verhaltensmaßregeln im sog. Vorbericht ²¹⁷⁾ vermuten lassen, wurde die Schrift Bauern und Bürgern heimlich zugestellt oder unter die Tür geschoben. Die Gießener Studenten Minnigerode und Schütz waren Ende Juli in Offenbach gewesen, um dort Exemplare abzuholen. Als am 1. August 1834 Minnigerode nach Gießen zurückkehrte, wurde er am Selterstor verhaftet. Der Universitätsrichter Georgi hatte von Darmstadt, wo eine Anzeige eingegangen war, Instruktionen erhalten und den Zurückkehrenden bereits erwartet. Der Bericht des Innenministeriums in Darmstadt vom 2. August 1843 faßt die Vorgänge wie folgt zusammen ²¹⁸⁾: „Es war uns die Anzeige zugekommen, daß eine angeblich in Offenbach gedruckte revolutionäre Schrift in diesen Tagen von den Studenten Minnigerode und Schütz zu Gießen in Bergen bei Offenbach abgeholt und zur weiteren Verbreitung von denselben nach Gießen und Darmstadt gebracht werden solle. Wir sendeten deshalb den Ghg. Regierungsrath von Bechtold mit den geeigneten Aufträgen nach Offenbach, welcher von dort den Ghg. Universitätsrichter Georgi zu Gießen zur Ergreifung der erforderlichen Maßregeln von der erhaltenen Anzeige in Kenntnis setzte.“

Die Verhaftung war auf Grund einer Denunziation des Butzbacher Bürgers Konrad Kuhl erfolgt. Kuhl, der als Bauer in Butzbach lebte, war verarmt, hatte sein Besitztum veräußert und sich mit dem Gedanken der Auswanderung getragen. Mit Weidig hatte er sich zeitweise nicht verstanden, als dieser „gegen ihn intriguiert habe, als er Bürgermeistereihülfe und Kirchenvorstand habe werden wollen“ ²¹⁹⁾. Nach der Aussage Zeuners, eines Butzbacher Handwerkers, der zusammen mit Minnigerode und Schütz in Offenbach gewesen war und ebenfalls von der Denunziation Kuhls betroffen wurde, hatte sich Kuhl dann aber doch 1832 dem Kreis Weidigs angeschlossen ²²⁰⁾. Er zeigte „großen Eifer für revolutionäre Ansichten“, und Weidig schenkte ihm „ein unbedingtes Vertrauen und schien

²¹⁵⁾ ebenda, S. 19.

²¹⁶⁾ Vgl. das Geständnis Clemms am 14. April 1835. Akten des Ghzgl. Hofgerichts Gießen, abgedruckt bei Viëtor: Büchner als Politiker, a. a. O., S. 101.

²¹⁷⁾ Vgl. Landbote (1. Ausg.), a. a. O., S. 5.

²¹⁸⁾ Acten des Ghgl.-Hess. Universitätsrichters zu Gießen. Betr. die Verfassung. Vervielfältigung und Verbreitung revolutionärer Schriften 1834, 1835.

²¹⁹⁾ Vgl. Nöllner, a. a. O., S. 204.

²²⁰⁾ Nöllner, Anlage 6, S. 28.

damals in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm zu leben“ ²²¹⁾. Seine schlechte wirtschaftliche Lage und eventuell noch nachwirkende Rachsucht gegen Weidig wegen früherer Kränkungen ließen Kuhl zum Verräter werden. Die Art und Weise, in der Kuhl seine Denunziationen nach und nach mit gerissener Geschäftstüchtigkeit verkaufte, werfen ein bezeichnendes Licht auf seinen Charakter, aber auch auf das Regierungssystem des Großherzogtums.

Im März 1833 hatte Kuhl begonnen, den Behörden von geplanten Aktionen, von denen er wußte, Mitteilung zu machen. Zunächst war der württembergischen Regierung die bevorstehende Militärverschwörung verraten worden ²²²⁾. Zu Aussagen über Vorgänge im Großherzogtum Hessen war Kuhl erst bereit, nachdem ihm du Thil am 12. März 1833 absolute Verschwiegenheit versprochen hatte ²²³⁾. Gegen eventuelle Maßnahmen der Gerichte sicherte sich Kuhl zunächst durch eine allgemeine Urkunde des Großherzogs vom 12. März 1833, die allen Denunzianten Diskretion und Straffreiheit zusicherte, ab. Er berichtete der Regierung von der bevorstehenden Frankfurter Erhebung und erhielt dafür 2000 Gulden ²²⁴⁾. Aus berechtigtem Grund mißtraute Kuhl trotz seines Verrats weiter der Regierung. Deswegen ließ er sich die Zusage der Straffreiheit erneut garantieren, diesmal in einem eigens auf seinen Namen ausgestellten großherzoglichen Dekret vom 17. Juni 1833 ²²⁵⁾. Kuhl war es auch, der am 31. Juli 1834 die Anzeige machte, die zur Verhaftung Minnigerodes führte ²²⁶⁾. Spätestens einen Tag danach nannte er auch den Verfasser des Landboten, Büchner, denn er kannte bereits das Manuskript, es waren ihm Stellen daraus vorgelesen worden ²²⁷⁾.

Kuhl waren im ganzen etwa 4000 Gulden versprochen worden; als seine Dienste der Regierung nicht mehr nützten, blieben weitere Zahlungen aus, Kuhls gerichtliche Klagen auf Zahlung wurden 1844 endgültig abgelehnt ²²⁸⁾.

Durch Estafette war Georgi in der Nacht vom 31. Juli auf 1. August die Nachricht Bechtolds zugegangen. Er traf sofort die entsprechenden Maßnahmen ²²⁹⁾: „Geschehen Gießen, den 1. August Nachts 2 Uhr. Auf die

²²¹⁾ Vgl. Mittheilungen über die gerichtlich abgewiesenen Klagen des Johann Conrad Kuhl zu Butzbach gegen den Großherzoglich Hessischen dirigierenden Staatsminister Freiherrn du Thil und den Großherzoglich Hessischen Central-Fiscus. Verfaßt von dem Großh. Hessischen Ministerialrathe Dr. Breidenbach, Darmstadt 1844, S. 46 und 59.

²²²⁾ ebenda, S. 48.

²²³⁾ ebenda, S. 51/52.

²²⁴⁾ ebenda, S. 66. Viëtor spricht von 4000 Gulden, das geht aus den von ihm angeführten Quellen nicht hervor.

²²⁵⁾ Text bei Breidenbach, S. 71.

²²⁶⁾ ebenda, S. 75/76.

²²⁷⁾ ebenda, S. 76 und 129, Viëtor: Büchner als Politiker (S. 98), nimmt die Denunziation Büchners „einige Tage später“ an, Diese muß aber entweder auch am 31. 7. oder spätestens am 1. 8. erfolgt sein. Das Schreiben des Innen- und Justizministeriums an Georgi trägt den Vermerk: „Mundiert am 1. Aug. 1834.“

²²⁸⁾ Breidenbach, S. 5—44.

²²⁹⁾ Protokoll Georgis über die Verhaftung abgedruckt bei Diehl, Wilhelm: Minnigerodes Verhaftung und Georg Büchners Flucht. In: Hessische Chronik 9 (1920), S. 5 ff.

soeben per Estaffette erhaltene Mittheilung hat man alsbald den Pedellen Krämer kommen lassen, ihn soweit nöthig, mit dem Frageverhältnis bekannt gemacht und angewiesen, sich sofort am Selzerthor vorsichtig zu postiren und genau darauf zu sehen, ob die Studenten Schütz und Minnigerode etwa hier anlangten. Im Falle dieses geschehe, habe er sie vorsichtig zu verfolgen, zu sehen, wo sie eingingen, wer, wenn sie zu Wagen ankämen, sie fahre und wohin der Wagen gehe, hiernächst aber alsbald dem Unterzeichneten Anzeige zu machen...“ — „Um 6 Uhr heute Morgen hat man den Pedellen Krämer durch den Pedellen Nauheimer ablösen lassen, diesem schriftliche Verfügung unter Beidrückung des Amtssiegels dahin behändigt: die genannten Studenten bei ihrem Eintreffen samt ihrem Gepäck und Transportmitteln anzuhalten und sie mit diesem dem Unterzeichneten sofort vorzuführen²³⁰⁾.“ Krämer wurde in die Wohnung der beiden Studenten geschickt und meldete: „daß beyde seit drey Tagen verweist seyen, wohin? und mit welcher Gelegenheit?, habe er nicht erfahren können.“

Da es nicht in der Kompetenz der Universitätspedellen lag, Personen am Stadttor anzuhalten, versicherte sich Georgi der Hilfe der Polizei: „Zu dem Ende besprach man sich mit dem Vicar-Polizeycommissär, Kreissecretär Stumpf, welchem die strengste Verschwiegenheit anempfohlen wurde, und kam über folgende Masregeln überein. 1. Solle ein Gensdarme angewiesen werden, sich im Thorhause aufzuhalten, sich aber nicht zu präsentiren. 2. solle der Thorschreiber Schlund... angewiesen werden, jeden Wagen ohne Ausnahme anzuhalten, und durch die Abforderung der Vorlage des Chausseezeichens die Möglichkeit zu gewähren, sich zu überzeugen, ob die Gesuchten hier eintreffen. — 3. Solle auf sehr vorsichtige Weise Erkundigung eingezogen werden, wann die Studenten Schütz und Minnigerode von hier abgereist seyen und auf welchem Wege...²³¹⁾.“

Mit Hilfe einer „vertrauten Privatperson“ gelang es Georgi, von Minnigerodes Wirtsleuten zu erfahren, daß er noch an diesem Abend von dem Studenten Clemm zurückerwartet würde. Minnigerode ging in die Falle und wurde abends um 18.45 Uhr vom Pedellen Nauheimer und einem Gendarm Georgi überbracht. Georgi ließ sofort den Hofgerichtssekretariatsaccesist Haberkorn kommen und begann mit der Untersuchung. In dieser Situation nun blieb Minnigerode nichts anderes übrig, als zu versuchen, der Angelegenheit eine harmlose Wendung zu geben. „Minnigerode erklärte währenddessen, daß ihm durch seine Verhaftung ein Gang gespart worden sei, indem er im Begriff gestanden habe, sich alsbald nach seiner Ankunft entweder zu dem Gr. Kreisrath oder dem Gr. Universitätsrichter zu begeben und dasjenige abzuliefern, was er hiermit überreichen wolle²³²⁾.“ — „Herr Minnigerode öffnete hiermit seine Weste und zog unter dem Hosenträger, und zwar zwischen den Beinkleidern und seinem Hemde ein Paquet Druckschriften hervor... Darauf erklärte derselbe,

²³⁰⁾ Diehl, S. 6.

²³¹⁾ ebenda, S. 7.

²³²⁾ ebenda.

dies sei noch nicht Alles, was er besitze, in seiner rechten Rocktasche befinde sich noch etwas eingenäht und er wolle darum dies auch übergeben²³³⁾.“

Auf eine Frage Minnigerodes bezüglich der Zuständigkeit wurde ihm mitgeteilt, daß das Universitätsgericht in allen Vorkommnissen eines Studierenden bis zur Herstellung des Tatbestands die zuständige Behörde sei. Georgi begann sofort mit dem Verhör, das zu Protokoll gegeben wurde. Minnigerode gab die Stationen der Reise genau an und versuchte, sie jeweils durch harmlose persönliche Motive zu erklären: Weidig habe man in Butzbach besucht, da er bald nach Obergleen versetzt werde; um Schütz zu begleiten und aus Lust an einer Fußreise sei er mit nach Offenbach gegangen, dort habe sich Schütz von ihm getrennt, vermutlich um in Darmstadt Bekannte zu besuchen. Schwieriger war die Erklärung, wie er zu den Schriften gekommen war, die ja zum Teil eingenäht waren. Minnigerodes Ausrede von dem unbekannten Mann, der ihm bedrohlich vorgekommen sei, ist dann auch entsprechend fadenscheinig, seine angebliche Absicht, die Schrift den Behörden abzugeben, entspricht wiederum den Verhaltensmaßregeln im Vorbericht des Landboten.

Nach der Beschreibung des angeblichen Hotels, in dem er gewohnt haben will, fragte Georgi, ob er sich in ein Fremdenbuch eingetragen habe. Minnigerode antwortete, es habe ihm keins vorgelegen. Das Protokoll schließt: „Compurent klagte über große Müdigkeit und Kopfschmerzen und bat, wenn möglich, die Vernehmung abubrechen, was er auch im Laufe des Verhörs gethan hat. Es wurde hiernächst das ganze Protokoll deutlich vorgelesen und er genehmigte seinen ganzen Inhalt urkundlich seiner eigenhändigen Unterschrift²³⁴⁾.“

Georgi ließ noch in derselben Nacht die Wohnung Minnigerodes versiegeln. „Hiernächst fand man es geeignet, das Gr. Ministerium des Innern und der Justiz von dem Thatsächlichen der hiesigen Untersuchung schleunigst in Kenntniss zu setzen und sandte zu dem Ende um 12 Uhr Nachts den Bericht im Concept mittels Estafette ab, in welchem man zugleich den Antrag stellte, die Sache an die ordentlichen Landesgerichte abzugeben und auf schleunigstem Wege Verfügung zu ertheilen²³⁵⁾.“ Die Angelegenheit wurde dann auch an das Landgericht in Friedberg übertragen, da man in Gießen Unruhen der Studenten fürchtete, und da der dortige Landgerichtsassessor Weber bereits wegen eines „verbreiteten Schmähedichts“²³⁶⁾ gegen Verfasser revolutionärer Schriften fahndete, und weil dort sich ein sichereres Gefängnis befand²³⁷⁾.

Minnigerode wurde zunächst unter scharfer Bewachung in den Karzer der Universität gesetzt und auch das Zimmer Schütz' wurde versiegelt. Was Georgi befürchtet hatte, trat ein. Im Laufe des Abends rotteten sich vor der Wohnung Georgis junge Leute zusammen, „unpassende Gesänge erfolgten“. Da der „Arrestat mit vielen jungen Bürgern und Studenten,

²³³⁾ Diehl, S. 8/9.

²³⁴⁾ ebenda, S. 10.

²³⁵⁾ ebenda, S. 12.

²³⁶⁾ Es handelt sich um das Gedicht „Herr du Thil mit der Eisenstirn“.

²³⁷⁾ du Thil an Georgi. Akten Universitätsarchiv Gießen betr. die Verfassung, Vielfältigung und Verbreitung revolutionärer Schriften 1834, 1835.

die der sogenannten liberalen Parthei angehören, befreundet“ und Georgi die Wichtigkeit der Angelegenheit bedenkend, Befreiungsversuche fürchtete, ließ er die Bewachung Minnigerodes durch vier Soldaten verstärken ²³⁸).

Zugleich mit der Anweisung, gegen Minnigerode vorzugehen, ging ein anderes Schreiben des Innen- und Justizministeriums an Georgi: „Mit Bezug auf unser Rescript vom heutigen bemerkten wir Ihnen weiter, daß nach den uns zugekommenen Anzeigen der Student Büchner zu Gießen der Verfasser der in Rede stehenden revolutionären Druckschrift seyn soll. Wir halten es nicht allein wegen dieses gegen denselben vorliegenden Verdachtes, sondern auch um Collusionen vorzubeugen, für dringend nöthig, daß derselbe alsbald verhaftet und seine Effekten unter Siegel gelegt werden. Wir beauftragen Sie, dieses unverzüglich zu bewerkstelligen und davon das Gr. Hofgericht zu benachrichtigen.

Mundiert am 1. Aug. 1834 ²³⁹).“

Auch Büchner war also unmittelbar von der Denunziation Kuhls betroffen ²⁴⁰). Als er von der Verhaftung Minnigerodes erfahren hatte, machte er sich noch in der gleichen Nacht auf, um die Mitverschwörer zu warnen. Er begab sich zunächst nach Butzbach zu Zeuner. Der berichtete in einem späteren Verhör ²⁴¹): „In der darauf folgenden Nacht (vom 1. auf den 2. August) klopfte mir um Mitternacht jemand an meinem Fenster und rief mich bei Namen. Ich öffnete das Fenster und frage: ‚was gibts Neues?‘ worauf erwidert wurde: Minnigerode sei am Thor zu Gießen verhaftet worden und man habe bei ihm Schriften vorgefunden, er habe sich sogleich aufgemacht, um uns zu benachrichtigen. Ich erkannte nun den Büchner, er wünschte, ich möge ihn alsbald zu Weidig begleiten, was ich dann auch that. Ich klopfte dem Weidig am Fenster, so wie er dann heraus sah, wurde ihm alsbald die Hiobsbotschaft mitgetheilt. . . . Becker (er war ebenfalls dort) war sehr bestürzt. Außer uns vier Personen war niemand zugegen. Weidig sagte zugleich zu Büchner, da er doch einmal auf dem Weg sei, so müsse er nothwendig seine Reise fortsetzen, namentlich nach Offenbach, um den Schütz, wo möglich, zeitig zu benachrichtigen, damit er nicht in eine gleiche Falle gerathe, sodann den Hausmann, damit dieser etwa vorrätliche Schriften wegthun könne.“ Schütz wollte weiter nach Darmstadt, um dort einen Bekannten zu beliefern, den er zur Verbreitung von Flugschriften gewonnen hatte ²⁴²).

Büchner war daraufhin sehr vorsichtig vorgegangen, denn obwohl es ihm gelang, Schütz zu warnen, der ins Ausland fliehen konnte, ging er weiter nach Frankfurt und traf dort seinen ehemaligen Studienkollegen Böckel

²³⁸) Vgl. Diehl, a. a. O., S. 12.

²³⁹) Masch. schr. Abschrift im Gießener Universitätsarchiv Allgemeines. Disziplinarangelegenheiten diesbezügliche Verfügungen. Studentenverbindungen 1. Hälfte des 19. Jahrh. Ehem. Original: Staatsarchiv Darmstadt, Ablieferung des Ministeriums für Kultus- u. Bildungswesen 1. Die Akten des Innenministeriums sind bis auf wenige Reste im zweiten Weltkrieg zerstört worden.

²⁴⁰) Franzos: Sämtl. Werke, S. CXXXIII, nimmt fälschlich an, Büchner sei nicht denunziert worden.

²⁴¹) Verhör Zeuners vom 21. November 1835 bei Nöllner, S. 431/432.

²⁴²) Vgl. Schäffer, Vortrag in . . . , S. 93.

aus der Straßburger Zeit. Dadurch hatte er sich ein Alibi und eine sichere Begründung für den Zweck seiner Reise verschafft. Georgi hatte, entsprechend den Weisungen, nach Büchner gefahndet²⁴³). Er hatte noch in der Nacht das Haus des Rentamtmanns Bott auf dem Seltersweg, wo Büchner wohnte, umstellen und morgens, als er Büchner nicht antraf, seine Wohnung durchsuchen lassen und auch Briefe an Böckel gefunden, in denen von einem bevorstehenden Zusammentreffen in Frankfurt die Rede war. Deswegen schrieb er in seinem Bericht an das Ministerium: „Was Büchner betrifft, so habe ich es sehr bedenklich gehalten, ob auf die Anzeigen, wie sie mir höchsten Orts geworden, Gr. Hofgericht die mir aufgetragenen Maßnahmen richterlich billigen und die eventuelle Captur als gerechtfertigt erklären werde²⁴⁴).“

Trotzdem schreibt er zugleich an das Polizeiamt in Frankfurt, falls man Büchners habhaft werden könne, ihn zu verhaften. Er gibt folgende Personenbeschreibung bei²⁴⁵): „Alter 20 Jahre. — Größe: 6 Schuh 9 Zoll hessisches Maß. — Haare: Blond. — Stirn: sehr gewölbt. — Augenbrauen: blonde. — Augen: blaue. — Nase: stark. — Mund: klein. — Bart: rund. — Angesicht: oval. — Gesichtsfarbe: frisch. — Besondere Zeichen: düsteren, nach der Erde gesenkten Blick, dem Anscheine nach kurzsichtig, trägt zuweilen eine Brille. Geht etwas einseitig. — Wahrscheinliche Kleidung: Runder schwarzer Hut; Rock: blautüchern, eine Art Polonaise mit Schnüren auf der Brust und Rücken, sog. Blattlitzen; Beinkleider: unbekannt; Stiefeln: gewöhnlich.“

Büchners Täuschung des Universitätsrichters war völlig gelungen. Nach seiner Rückkehr nach Gießen begab er sich sofort zu Georgi, um sich gegen die ungerechtfertigte Haussuchung zu beschweren. Büchners Vorgehen war ausgesprochen leichtsinnig, aber es erklärt sich daraus, daß er nicht ahnte, daß die Darmstädter Regierung auch seine Verhaftung angeordnet hatte. Durch sein forsches Auftreten gegenüber Georgi hatte er diesen allerdings eingeschüchtert, zumal er seine Reise begründen konnte. Georgi hatte selbst in Frankfurt angefragt, ob Büchner dort Böckel getroffen hatte und wartete noch auf die Nachricht von dort. Briefe Büchners an seine Familie aus diesen Tagen geben Einblick in den Ablauf. In diesen Briefen stellt er freilich die Dinge so dar, daß auch seine Angehörigen nichts von seiner politischen Tätigkeit erfahren sollen und bemüht sich zugleich, sie nicht zu beunruhigen²⁴⁶). „Ihr könnt über die Sache ganz unbesorgt sein. Ich bin auf freiem Fuß, und es ist unmöglich, daß man einen Grund zur Verhaftung finde. Nur im tiefsten bin ich über das Verfahren der Gerichte empört, auf den Verdacht eines möglichen Verdachts in die heiligsten Familiengeheimnisse einzubrechen.“

Büchner fühlt sich ganz sicher — er bittet sogar das Disziplinargericht „um Schutz gegen die Willkür des Universitätsrichters“²⁴⁷). Vorgetäuschte Em-

²⁴³) Bericht Georgis an das Innenministerium, Diehl, S. 14.

²⁴⁴) Bericht Georgis an das Innenministerium, 4. Aug. 1834, Diehl, S. 14.

²⁴⁵) ebenda, S. 15.

²⁴⁶) An die Familie, 5. Aug. Sämtliche Werke (hrsg. Jürgen Meinerts, Darmstadt 1963, S. 401).

²⁴⁷) An die Familie vom 8. Aug. 1834, a. a. O., S. 401.

pörung des Unschuldigen prägen den Ton seiner Briefe ²⁴⁸⁾: „Es geht hieraus hervor, daß ich durch nichts kompromittiert bin und daß die Haus-suchung nur vorgenommen worden, weil ich nicht liederlich und sklavisch genug aussehe, um für keinen Demagogen gehalten zu werden. Eine solche Gewalttat stillschweigend ertragen hieße die Regierung zur Mitschuldigen machen; hieße aussprechen, daß es keine gesetzliche Garantie mehr gäbe; hieße erklären, daß das verletzte Recht keine Genugtuung mehr erhalten. Ich will unserer Regierung diese grobe Beleidigung nicht antun.“ Diese Worte waren sicher für den Vater, einen korrekten großherzoglichen Regierungsbeamten, bestimmt.

Büchners gewagtes Spiel schien zunächst Erfolg zu haben. Während Büchner sich noch in Sicherheit wähnt, gehen aber die Untersuchungen weiter. Noch am 5. August schreibt Georgi nach Darmstadt: „da bis jetzt kein bestimmter Anhaltspunkt gegeben ist, und Büchner sich gewiß nicht gestellt haben würde, wenn er sich nicht hinlänglich sicher wüßte; so habe ich es gewagt, die befohlene Verhaftung nicht zu vollziehen, weil sie zweckloß seyn und vom Hofgerichte, alsbald wieder aufgehoben werden würde, wie seine Verfügung gegen Schütz beweiset ²⁴⁹⁾.“

Das Ministerium billigt zwar Georgis Vorgehen, aber im Schreiben vom 5. August an Georgi wird zugleich der Verdacht formuliert, daß die Reise nach Frankfurt und Offenbach dazu gedient haben könne, „andere bey der Entstehung, dem Druck und der Verbreitung des Landboten interessierte Personen schnell von dem Vorgang in Gießen in Kenntniss zu setzen“ ²⁵⁰⁾. Dieser Verdacht sei berechtigt, da die Haussuchung bei dem Drucker Preller in Offenbach zu keinem Ergebnis geführt habe, was den Schluß zulasse, daß er gewarnt worden sei.

Den folgenden Winter bringt Büchner unter Aufsicht des Vaters im Elternhaus in Darmstadt zu. Neben seinen Studien schreibt er sein bedeutendstes dichterisches Werk, „Dantons Tod“, dessen Ertrag ihm dann die Flucht ermöglichen soll. Zweimal wird er noch vor Gericht geladen, nämlich nach Darmstadt und nach Offenbach. Er spürt, wie sich das Netz, in dem er sich fangen soll, immer mehr zusammenzieht, aber trotzdem wirkt er auch noch in Darmstadt politisch und aktiviert wieder die dortige Sektion der Gesellschaft der Menschenrechte, die er dort ins Leben gerufen hatte. Am 9. April 1835 floh er nach Straßburg, als seine Verhaftung unmittelbar bevorstand.

5. Die zweite Ausgabe

Trotz der Verhaftung Minnigerodes und der Flucht Büchners und Schütz' war die Organisation der oberhessischen Verschwörer noch intakt geblieben ²⁵¹⁾. Die Regierung ahnte zwar, daß Weidig bei der Abfassung von Flugschriften eine besondere Rolle gespielt hatte, denn seine Versetzung nach Ober-Gleen bei Alsfeld war zweifellos eine Verbannung ²⁵²⁾. Weidig

²⁴⁸⁾ ebenda, S. 402.

²⁴⁹⁾ Diehl, a. a. O., S. 15.

²⁵⁰⁾ Innenministerium an Georgi, 7. Aug. 1834, Diehl, S. 16/17.

²⁵¹⁾ Minnigerode hatte nach seiner Verhaftung geschwiegen, so war den Behörden die Organisation nicht bekanntgeworden. Vgl. Haupt, Herman: Minnigerode, Karl Friedrich Ernst. In: Hessische Biographien, Bd. 1, S. 286.

blieb jedoch auch hier am äußersten Rande des Großherzogtums nicht ruhig. Er nahm Verbindung auf zu den Marburger Teilnehmern der Badenburger Versammlung.

Da die Offenbacher Druckerei bekanntgeworden war, stellte sich erneut das Problem, eine Druckerei zu finden, wo weiterhin Flugschriften gedruckt werden konnten. Man hatte bereits im Sommer 1834 erwogen, eine eigene Druckerpresse anzuschaffen. Damals waren die Butzbacher Carl Flach, Valentin Kalbfleisch und Carl Zeuner nach Darmstadt gereist, um bei dem Maschinenfabrikanten Jordan eine Druckerpresse zu kaufen. Die gesammelten Geldmittel hatten allerdings nicht ausgereicht. Verschiedene Gruppen sollten an der Presse teilhaben, denn auch Pfarrer Flick aus Petterweil bei Friedberg und der Frankfurter Dr. Jucho hatten sich für den Ankauf interessiert ²⁵³⁾. Auch in seinem neuen Wirkungskreis, im Raum Fulda, Alsfeld und Lauterbach, hatte sich Weidig bemüht, eine Druckerpresse aufzustellen ²⁵⁴⁾.

Die Verbreitung der Flugschriften war gesichert, in Gießen bestand seit Sommer 1834 sogar eine besondere Vereinigung zur Verbreitung von Flugschriften ²⁵⁵⁾, die unter der Führung des Studenten Weyprecht stand und der die Küfer Schneider und Faber, der Bäcker Kämmerer, der Schlosser Hirschfeld, der Schuhmacher Philipp sowie Theodor Lotz, Lois Petri, Franz Lindt und Conrad Debus angehörten. Die Mitglieder solcher Vereinigungen zahlten Beiträge und verbreiteten die Schriften entsprechend den auf der Badenburger Versammlung beschlossenen Richtlinien. Durch Vermittlung der Marburger Gesinnungsgenossen, Professor Jordan und Privatdozent Eichelberg, wurde in Marburg ein Drucker, nämlich der „Factor Rühle in der Elwert'schen Officin Druckerei“ ²⁵⁶⁾ gewonnen. Die Marburger machten allerdings ihre Zusammenarbeit davon abhängig, daß die radikale Tendenz der Flugschriften abgeändert werden müsse. Als erstes Produkt der neuen Richtung wurde zunächst eine von Jordan und Weidig gemeinsam erarbeitete Schrift, das 5. Blatt des „Leuchter und Beleuchter“, herausgegeben ²⁵⁷⁾. Im November 1834 schickte Weidig die überarbeitete 2. Ausgabe des „Landboten“ nach Marburg. In 400 Exemplaren wurde die Schrift gedruckt. Einen Teil davon brachte der Marburger Student v. Stockhausen gleichzeitig mit Exemplaren des „Leuchter“ nach Gießen. Gustav Clemm führte ihn zu Sartorius und Weyprecht, wo die Blätter niedergelegt wurden. Weyprecht ließ sie teils durch die oben genannte Organisation verteilen, teils weitergeben nach Butzbach, wo eine ähnliche Organisation sie in und um Butzbach verbreitete ²⁵⁸⁾. Von Gießen aus schickte der Advokat Briel auch eine Anzahl Exemplare an seinen Bruder nach Darmstadt, der dort Lehrer war ²⁵⁹⁾. A. Becker, der ebenfalls einen Teil abholte, sagte später aus:

²⁵³⁾ Vgl. Mihm, a. a. O., S. 384.

²⁵⁴⁾ Vgl. Schäffer, Vortrag in . . . , a. a. O., S. 104.

²⁵⁵⁾ ebenda, S. 104.

²⁵⁶⁾ Ilse, a. a. O., S. 348.

²⁵⁷⁾ Vgl. Schäffer, Vortrag in . . . , S. 99.

²⁵⁸⁾ Vgl. Rehmann, a. a. O., S. 113.

²⁵⁹⁾ Vgl. Schäffer, Vortrag in . . . , S. 100.

²⁶⁰⁾ Vgl. Protokoll des Untersuchungsrichters Georgi, Geständnis Clemm vom 14. Apr. 1835. Bei Viëtor, S. 100/101.

„Breidenbach hat sie aus der Druckerei geholt und bei Weller sind sie gepackt und am anderen Tag durch mich nach Ober-Gleen gebracht worden. Ludwig Becker, damals in Alsfeld, hat einen Theil derselben in dem Haus eines Bauern Namens Seip, in dem eine Viertelstunde von Ober-Gleen entfernten Dorf Heimertshausen, den anderen Theil aber hat Weidig ... selber nach Alsfeld gebracht ²⁶⁰⁾.“ Weidig wirkte demnach ebenfalls bei der Verteilung mit. Obwohl er wieder sehr beträchtliche Änderungen ²⁶¹⁾ im Vergleich zur ersten Ausgabe ²⁶²⁾ vorgenommen hatte, war er von der Wirksamkeit der Büchnerschen Sprache unter den Bauern überzeugt.

Die zweite Ausgabe trägt das Datum „Darmstadt, im November 1834“, der Vorbericht fehlt. Die Abänderungen des ersten Abschnitts ²⁶³⁾ zeigen deutlich ein weiteres Fortschreiten in der von Weidig schon in der ersten Ausgabe eingeschlagenen Richtung. Der unklare Begriff, die „Vornehmen“ wird jetzt ersetzt durch die „Fürsten“, die „Zwingherrn“ bzw. die „Beamten des Fürsten“. Der Kampf der Liberalen: Bürger gegen Fürst, tritt in aller Deutlichkeit ans Licht. Was Büchner bezweifelte, nämlich die Einheit aller Volksklassen im Kampf gegen das Fürstentum und für die politische Mitbestimmung, das wird von Weidig propagiert. Diesem Ziel muß auch der klassenkämpferische Satz weichen: „Das Gesetz ist das Eigenthum einer unbedeutenden Klasse von Vornehmen und Gelehrten, die sich durch ihr eigenes Machwerk die Herrschaft zuspricht ²⁶⁴⁾.“

Drastische Redewendungen Büchners werden verschiedentlich durch zahmere ersetzt, so steht statt: „Willkür einiger Fettwänste“ ²⁶⁵⁾ nun „Willkür gewissenloser Subjekte“ ²⁶⁶⁾. Im Abschnitt über das Staatsministerium folgt nach dem Satz „Die größten Schurken stehen wohl jetzt allorts in Deutschland den Fürsten am nächsten, wenigstens im Großherzogtum“ ein größerer Einschub Weidigs. Er nimmt die Gelegenheit wahr, die Querelen der liberalen Opposition in der 2. Kammer mit der Regierung zu besprechen. Die Auflösung des Landtags und die bevorstehenden Neuwahlen wurden nun in die Flugschrift aufgenommen; Gegenstände also, die Büchner als den Bauern völlig gleichgültig bezeichnet hatte.

Weidig richtet seine Angriffe speziell gegen den mit jährlich 15 000 fl. besoldeten du Thil und den Staatsrat Knapp ²⁶⁷⁾. Alle Minister sind zwei-

²⁶⁰⁾ Nöllner, S. 424.

²⁶¹⁾ Nach Clemms Angaben soll auch er bei den Abänderungen mitgewirkt haben.

²⁶²⁾ Viëtor entdeckte die als verschollen angenommene 2. Ausgabe im Besitz einer Darmstädter Familie, er teilte zuerst die Veränderungen und Erweiterungen mit. Die Ausgabe von Enzensberger 1965 stellt die beiden Ausgaben nebeneinander.

²⁶³⁾ Enzensberger, Landbote, S. 20/21. Für die Tendenz unwichtige und stilistische Abweichungen bleiben unerwähnt.

²⁶⁴⁾ Enzensberger, Landbote, S. 7.

²⁶⁵⁾ ebenda.

²⁶⁶⁾ ebenda, S. 8.

²⁶⁷⁾ Joh. Friedrich Knapp war der engste Mitarbeiter du Thils, seit 1825 Mitglied des Ministeriums führte er verschiedene Untersuchungen. Er war ebenso unbeliebt wie du Thil selbst. Vgl. letzte Strophe des Spotgedichts „Herr du Thil mit der Eisenstirn“:

„Herr Knapp, Herr Du-Thil tröstet Euch
So bleibt's nicht stehn im deutschen Reich.
Kommt statt des Leuchters die Latern,
Dann heißt's: Lebt Hoch! Ihr werthen Herrn.“

fach meineidig: „Sie haben geschworen, keine Steuern ohne Bewilligung der Landstände zu erheben; aber wenn diese nicht blind verwilligen, so lösen sie dieselben auf- und abermals auf und erheben die unverwilligten Steuern fort. Sie haben geschworen, die Gerichte unangetastet und unabhängig zu lassen; aber Männer wie den Präsidenten Minnigerode ²⁶⁸⁾ entfernen sie aus den Kanzleien und bringen Richter hinein, wie den Millionendieb Weller ²⁶⁹⁾; oder man übergibt bürgerliche Sachen, wie die Sache des Dr. Schulz, den Kriegsgerichten und läßt den sogenannten Prinz Emil bestimmen, wie viele Jahre der Angeklagte auf die Festung verurteilt werden soll.“

Die Ausführungen über die Verfassung erfahren wieder verschiedene Abänderungen. Der von Büchner wichtig erachtete Satz über die freie Verfügungsgewalt des Fürsten über das Heer als Basis seiner Macht wird gestrichen. Statt dessen wird noch einmal im Detail über die Verfassungskämpfe der Liberalen berichtet: die Verweigerung der Übernahme der Schulden des Erbprinzen und einer weiteren Million für den Schloßbau und schließlich die Auflösung des Landtags.

Eine Vision Weidigs, wie das erneuerte Reich aussehen werde, wird kurz vor dem Ende der Schrift eingefügt. Ganz Deutschland, auch die österreichischen Teile, soll vereinigt werden, Frankfurt wird der Sitz einer frei gewählten Volksvertretung. Über die Fürsten wird ein Volksgericht gehalten; das Heer wird zu einem Volksheer mit Aufstiegsmöglichkeiten für jeden Begabten umgeformt. Doch auch an dieser Stelle fehlt ein präziser Hinweis, wie die Spitze dieses Staates aussehen solle. Wenn Weidig zu dieser Zeit noch ein so glühender Anhänger von Konstitutionalismus und Volkskaiserum gewesen wäre, wie ihm unterstellt wird, warum hat er dann nicht diese Ideen in die neue Fassung eingearbeitet, die er jetzt allein gestaltete?

Die ursprünglich an die Bauern gerichtete Schrift mit klassenkämpferischer Tendenz war durch die zweimalige Veränderung in ihrer Tendenz uneinheitlich geworden. Revolutionäre Agitation auf der einen Seite und Diskussion über die Rechte landständischer Vertretungen finden sich nebeneinander. Der Grund dafür, daß Weidig den Büchnerschen Text in den Grundzügen beibehielt, ist wohl darin zu sehen, daß er die Wirksamkeit der Büchnerschen Sprache richtig einschätzte, wenn nun auch dessen politische Vorstellungen noch mehr aus der Flugschrift verschwanden. Eine von Privatdozent Eichelberg in Marburg geplante „2. Botschaft des ‚Hessischen Landboten‘“ kam nicht mehr in Druck, da sie die Billigung der anderen Beteiligten nicht fand ²⁷⁰⁾.

²⁶⁸⁾ Nach der Verhaftung seines Sohnes Karl Minnigerode war Hofgerichtspräsident Ludwig Minnigerode im August 1834 pensioniert worden.

²⁶⁹⁾ Oberappellationsrat E. J. Weller war der Nachfolger Minnigerodes als Präsident des Hofgerichts der Provinz Starkenburg (vgl. Viëtor: Büchner als Politiker, S. 106). Die Schulden des Erbprinzen in Höhe von 2 Mill. fl. sollten auf Antrag der Regierung als Staatsschulden übernommen werden. Die Rede Wellers für diesen Antrag (Verh. der 2. Kammer der Landstände des Großh. Hessen 1829/30, Prot. 3, S. 600–612 und 701–715), der abgelehnt wurde, brachte ihm den Namen „Millionendieb“ ein.

²⁷⁰⁾ Vgl. Müller, Ludwig: Aus Deutschlands trüben Tagen, Marburg 1892, 1. Teil, S. 112.

6. Verrat und Ende der Verschwörung

Minnigerode hatte nach seiner Verhaftung geschwiegen und dadurch war der Bestand der Organisation nicht gefährdet gewesen. Ein erneuter Verrat im Jahre 1835 sollte das Ende der Organisation bringen. Clemm war Mitglied der Burschenschaft und der Büchnerschen Gesellschaft der Menschenrechte. Bereits 1833 war er 8 Monate verhaftet gewesen; er galt als besonders zuverlässig und aktiv ²⁷¹⁾. Bei seiner erneuten Verhaftung 1835 glaubte Clemm, daß die ganze Verschwörung aufgedeckt würde. Aus persönlichen Gründen, er warb um eine junge Gießener Dame, fürchtete Clemm nun besonders die ihm bevorstehende lange Haft und die Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz. Durch den Verrat alles dessen, was er über die Verbreitung der Flugschriften und die Organisation der geheimen Burschenschaft wußte, erhoffte er sich nun Erleichterungen und Vergünstigungen. Sein Gesuch an den Großherzog um Entlassung aus der Haft ist voll von Reue und Selbstkritik, er bezeichnet sich als Verführten ²⁷²⁾. Sein Geständnis war so umfangreich, daß eine Untersuchung in Gang kam, in deren Verlauf alle an revolutionären Unternehmungen Beteiligten verhaftet wurden, sofern ihnen nicht die Flucht gelang. Es begann mit den Verhaftungen Beckers und Weidigs am 22. und 24. April. Für die Gefangenen, besonders für Weidig, begann eine grauenvolle Zeit, nachdem die Untersuchung 1835 nach Darmstadt verlegt worden war. Das Verfahren im geheimen Inquisitionsprozeß ²⁷³⁾ gab den Verdächtigen in die Macht des Untersuchungsrichters. Dieser mußte dem Verdächtigen das Geständnis abringen, so lange blieb der Verdächtigte in der Haft. Die in endlosen Verhören angefertigten Protokolle lieferten das Material, auf Grund dessen dann vom Gericht unpersönlich entschieden wurde. Ein ganzes System von Ordnungsstrafen, von Nahrungsmittelbeschränkungen, Entzug der Lektüre, über Dunkelhaft bis zu Prügelstrafen und Anlegen von Ketten, stand dem Untersuchungsrichter zur Verfügung.

Die Person des Untersuchungsrichters war es, die im besonderen dem Prozeß gegen Weidig seine Grausamkeit und Unmenschlichkeit gab. Hofgerichtsrat Georgi, ehemals Universitätsrichter in Gießen, war ein stadtbekannter Alkoholiker ²⁷⁴⁾. Als erschwerend für Weidig sollte sich die persönliche Gegnerschaft seines Richters auswirken. Nach dem Frankfurter Putsch war Weidig ebenfalls in die Untersuchung einbezogen worden, die Georgi führte. Weidig war damals nichts nachzuweisen, und er wurde wieder auf freien Fuß gesetzt; deswegen hatte er das Vorgehen des Richters „gesetzwidrig und verbrecherisch“ ²⁷⁵⁾ genannt. Georgi beglich nun die alte Rechnung mit den brutalsten Mitteln.

²⁷¹⁾ Büchner an seinen Bruder Wilhelm, Juli 1835: „Clemm ist ein Verräter, das ist gewiß; aber es ist mir doch immer, als ob ich träume, wenn ich daran denke.“ Werke, S. 439.

²⁷²⁾ Brief an den Großherzog vom 8. Mai 1835. Nöllner, S. 223.

²⁷³⁾ Vgl. Welcker, Carl: Strafverfahren, Criminalprozeß. In: Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausg. von Carl Rotteck und Carl Welcker. Charlottenburg 1843, Bd. 15, S. 247–298.

²⁷⁴⁾ Vgl.: Einige Worte zur Beurtheilung des Wahnsinns überhaupt und des Säuerer-Wahnsinns insbesondere, in medicinisch-gerichtlicher Beziehung. Von Dr. Graff und Dr. Stegmayer. Wiesbaden 1844.

²⁷⁵⁾ Vgl. Viëtor: Büchner als Politiker, S. 113.

Fast zwei Jahre dauerte diese Qual, und der Gefangene war körperlich und geistig gebrochen, hatte aber kein Geständnis abgelegt. Am 23. Februar 1837 wurde er fast verblutet in seiner Zelle aufgefunden. Er hatte sich in seiner aussichtslosen Lage mit Scherben die Pulsadern durchschnitten. Erst vier Stunden später erschien ein Arzt, der nur noch den Tod feststellen konnte. Gegen Georgi wurden in den folgenden Jahren schwere Anschuldigungen laut. Ob ihm unterlassene Hilfeleistung, Körperverletzung mit Todesfolge oder gar Mord vorzuwerfen ist, ist nicht endgültig geklärt worden.

Der Tod Weidigs fand nicht nur als bedauernswerter individueller Fall Beachtung, sondern er diente den liberalen Schriftstellern und Wissenschaftlern als Anlaß für eine Anzahl von Schriften, die die Einführung des öffentlichen Anklageverfahrens und Schwurgerichts forderten. Schulz²⁷⁶⁾, der nach seiner Flucht in die Schweiz gegangen war, brachte anonym die erste Veröffentlichung dieser Vorgänge. Im gleichen Jahr griff Welcker die Angelegenheit wieder auf und brachte zugleich auch den Prozeß gegen den Marburger Professor Jordan zur Sprache²⁷⁷⁾. Die Angegriffenen, nämlich die großherzogliche Regierung, wehrten sich durch eine Rechtfertigungsschrift, die der Hofgerichtsrat Nöllner²⁷⁸⁾ als Aktenauswahl zusammenstellte; und Georgi verfaßte eine Broschüre²⁷⁹⁾, in der er auf seine Belohnungen durch die Regierung hinwies. Nöllners Werk wurde verschiedentlich kritisiert²⁸⁰⁾ und er schrieb 1845 noch eine Entgegnung²⁸¹⁾. Auch Hofgerichtsrat Schäffer²⁸²⁾, der selbst viele politische Untersuchungen geführt hatte, befürwortete schließlich die Abschaffung des Inquisitionsverfahrens. Schulz, der diese Reihe eröffnet hatte, lieferte zusammen mit Welcker 1845 eine Zusammenfassung und neue Aktenstücke zum Prozeß Weidig²⁸³⁾. Diese Schriften waren es, die die Einführung des öffentlichen Strafverfahrens mit Schwurgericht im Groß-

²⁷⁶⁾ Der Tod des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig. Ein actenmäßiger und urkundlich belegter Beitrag zur Beurtheilung des geheimen Strafprozesses und der politischen Zustände Deutschlands. Zürich und Winterthur 1843.

²⁷⁷⁾ Welcker, Carl: Die geheimen Inquisitionsprozesse gegen Weidig und Jordan. Zur neuen Unterstützung des Antrags auf öffentliches Anklageverfahren und Schwurgericht. Karlsruhe 1843.

²⁷⁸⁾ Nöllner, Actenmäßige Darlegung . . . , Darmstadt 1844, ist durch die Fülle des Materials die wichtigste Quelle für die Entstehung des „Landboten“.

²⁷⁹⁾ Erwiderung auf des Herrn Carl Welcker's, Abgeordneten der Badischen Zweiten Kammer, Schrift: Die geheimen Inquisitionsprocesse . . . Von dem Großherzoglich Hessischen Hofgerichtsrath Georgi zu Gießen. Siegen und Wiesbaden 1844.

²⁸⁰⁾ Boden, August: Über den Untersuchungsprozeß gegen Pfarrer Weidig. Eine Streitschrift wider den großherzoglich hessischen Hofgerichtsrath Dr. jur. Friedrich Nöllner in Gießen. Frankfurt/Main 1845; und: Kritik der von Friedrich Nöllner gelieferten actenmäßigen Darstellung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig von einem practischen Criminalisten. Wiesbaden 1844.

²⁸¹⁾ Nöllner, Friedrich: Die Kritik des gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Weidig. Braunschweig 1845.

²⁸²⁾ Schäffer, Martin, Nachträgliche actenmäßige Mittheilungen über die politischen Untersuchungen im Großherzogthume Hessen insbesondere diejenigen gegen Pfarrer Dr. Weidig, eingeleitet durch allgemeine Betrachtungen über den Inquisitionsprozeß in Vergleichung mit dem öffentlich-mündlichen Anklageverfahren. Gießen 1844.

²⁸³⁾ Schulz, Wilhelm, und Welcker, Carl: Geheime Inquisition, Censur und Kabinettsjustiz im verderblichen Bunde. Karlsruhe 1845.

herzogtum im Oktober 1848²⁸⁴⁾ vorbereitet haben. Sie überlieferten zugleich viele Einzelheiten über die Verfasser des „Landboten“ und die Vorgänge dieser Jahre.

Gegen 30 Beteiligte²⁸⁵⁾ der oberhessischen Verschwörung wurde am 5. November 1835 vom Hofgericht in Gießen Urteile bis zu 10 Jahren Zuchthaus gefällt. Damit war für Jahre hinaus die revolutionäre Bewegung lahmgelegt²⁸⁶⁾. Die intelligentesten und tüchtigsten jungen Männer des Großherzogthums waren ins Ausland geflohen, verhaftet oder man hatte ihnen die Laufbahn im Staatsdienst verbaut. Büchner charakterisierte im März 1836 diejenigen, die sich in jenen Jahren nicht kompromittiert hatten: „Es ist doch im ganzen ein armseliges junges Geschlecht, was eben in Darmstadt herumläuft und sich ein Ämtchen zu erkriechen sucht²⁸⁷⁾.“ Erst im Jahr 1848 sollte die revolutionäre Bewegung zu neuem Leben erwachen²⁸⁸⁾.

V. Die Bedeutung des „Hessischen Landboten“

Um die Bedeutung dieser Flugschrift richtig einschätzen zu können, soll zunächst aufgezeigt werden, wie die Verfasser der Schrift sie selbst verstanden, und was sie damit erreichen wollten. Die oppositionellen Kräfte in Deutschland hatten nach den Bundestagsbeschlüssen von 1832 und dem gescheiterten Frankfurter Putsch von 1833 wichtige Erfahrungen machen müssen. Die Regierung war nicht gewillt, eine liberale Volksbewegung zu dulden. Auch wenn die Feiern und Zusammenkünfte der Liberalen keine umstürzlerischen Ziele verfolgten, so wurde dort doch immer wieder die Forderung nach einem einheitlichen deutschen Reich erhoben. Die zahlreichen größeren und kleineren Fürsten Deutschlands schufen sich in der Bundeszentralbehörde ein Instrument der Überwachung aller oppositionellen Kräfte im Land. Wenn auch in einigen Staaten Verfassungen gewährt worden waren, so hatten die Fürsten damit die Absicht verfolgt, ihre eigentliche Macht nicht aus den Händen zu geben. Die Verfassungen vermieden es, das Prinzip der Volkssouveränität anzuerkennen und waren somit in ihrem Wesen ganz anders, als das, was die Liberalen, angeregt durch das französische Vorbild, gefordert hatten. Die französische Juli-revolution von 1830 hatte auch in Deutschland Unruhen zur Folge. Die Fürsten wußten sehr wohl, daß die Forderungen der fortschrittlichen oppositionellen Kräfte sich immer wieder an Frankreich orientierten. Durch ein ausgeklügeltes System der Überwachung und Kontrolle wollte man daher jede oppositionelle Regung im Keim ersticken.

Von den Verfassungen, die die Fürsten gewährt hatten und an die sie sich dennoch im Ernstfall nicht hielten, war also keine Änderung der politi-

²⁸⁴⁾ Vgl. Bloß, a. a. O., S. 136 ff.

²⁸⁵⁾ Schäffer, Vortrag in . . ., 1844, S. 4—6, nennt die Namen von 45 Personen, gegen die erfolgreiche Untersuchungen angestellt wurden, weiteren fünf konnte nichts nachgewiesen werden. 27 entzogen sich den Untersuchungen durch Flucht ins Ausland.

²⁸⁶⁾ Vgl. Bauer, E.: Geschichte der konstitutionellen und revolutionären Bewegung 1831—1834. Bd. 3. Charlottenburg 1845, S. 382.

²⁸⁷⁾ Brief an die Familie vom 15. März 1836, Werke, S. 449.

²⁸⁸⁾ Vgl. Nover, Lorenz: Die Verschwörungen und Revolutionen des 19. Jh. Gießen 1861.

schen Verhältnisse zu erwarten. Den Umsturz dieser Verhältnisse mit Gewalt herbeizuführen, sollte sich jedoch als sehr schwierig erweisen. Die Macht der Fürsten war nicht durch einen Putsch zu erschüttern, der von wenigen gewagt wurde, hatten doch die Frankfurter Attentäter damit gerechnet, daß nach ihrem Handstreich eine Volksbewegung in Gang kommen werde. Das war nicht der Fall, und sogar in Frankfurt selbst hatte das Volk sich nicht dazu bewegen lassen, mitzumachen, obwohl man ihm die erbeuteten Waffen anbot²⁸⁹⁾.

Sollte ein Umsturzversuch Erfolg haben, so war die Teilnahme größerer Volksmassen notwendig, die ein gewisses Gegengewicht gegen die Heere der Fürsten bildeten. Die Bürger der kleineren Städte erwiesen sich nicht als sehr revolutionär. In den Städten lebten in erster Linie Handwerker und Händler mit ihren in starker Abhängigkeit stehenden Gehilfen und Bediensteten. Ein Proletariat von ungebundenen Industriearbeitern fehlte noch. Die Landbevölkerung jedoch war wegen ihrer schlechten wirtschaftlichen Lage und ihrer Gegnerschaft gegen die Standesherrn eher zu Unruhen geneigt, das hatten die Ereignisse des Jahres 1830 gezeigt.

Die neue Taktik der Revolutionäre ging nun dahin, mit ihrer Propaganda breite Schichten des Volkes zu erreichen. Die gebildeten Liberalen sollten durch eine allgemeine Zeitschrift ständig unterrichtet werden, das Volk auf dem Land aber galt es zunächst aufzuklären und für die Revolution bereit zu machen. Der „Hessische Landbote“ ist als erste Schrift der Propagandaaktion im hessischen Raum unter dem Landvolk zu verstehen. Weidig hatte erkannt, daß Büchner durch seine sprachliche Gestaltungskraft, durch die „Robustheit der Bilder“ und die „Prägnanz und Schlagkraft der Ausdrucksweise“²⁹⁰⁾ auf die Bauern wirken mußte, wenn er auch nicht in allen Punkten Büchners politische Vorstellungen teilte. Inwieweit hat nun die Flugschrift ihren Zweck, die unmittelbare Wirkung auf die Bauern, erreicht?

Die Antwort der Quellen erscheint zunächst widersprüchlich. Becker sagt über Büchners Verfahren: „Mit der von ihm geschriebenen Flugschrift wollte er vor der Hand nur die Stimmung des Volkes und der deutschen Revolutionäre erforschen. Als er später hörte, daß die Bauern die meisten gefundenen Flugschriften auf die Polizei abgeliefert hätten, als er vernahm, daß sich auch die Patrioten gegen seine Flugschrift ausgesprochen, gab er alle seine politischen Hoffnungen in Bezug auf ein Anderswerden auf...“, „und ich muß noch bemerken, daß Büchner und seine Freunde in Gießen die Absicht hatten, wenn der Versuch mit dieser ersten Flugschrift gelinge, dahin zu wirken, daß auch in anderen Ländern ähnliche Schriften verfaßt würden. Dies ist aber nicht geschehen, da der Versuch so ungünstig ausgefallen war²⁹¹⁾.“ Es wurden sehr viele Exemplare des „Landboten“ bei den Behörden abgeliefert, die Bauern trauten sich oft nicht, die gefährliche Schrift weiterzugeben oder aufzubewahren. Ein zweifelsfreier Beleg für die Wirkungslosigkeit der Schrift ist diese Aussage Beckers allerdings nicht, zumal auch hier wieder, wie bei allen anderen

²⁸⁹⁾ Vgl. Nöllner, S. 423.

²⁹⁰⁾ Vgl. Edschmid, a. a. O., S. 168.

²⁹¹⁾ Verhör vom 1. November 1837. Nöllner, S. 425.

Verhöraussagen, die Einschränkung gilt, daß die Angeklagten bewußt verharmlosten. Becker war ja selbst auch noch bei der Verbreitung der zweiten Ausgabe der Schrift mit tätig.

Schäffer, der seine Darstellung nicht, wie die Verfasser späterer Literatur, nur auf Grund einer Auswahl der Prozeßakten schrieb, sondern dem das gesamte Material zugänglich war, schreibt²⁹²⁾: „Weidig scheint sich von dieser Schrift einen guten Erfolg versprochen zu haben und dadurch mag er wohl auch bestimmt worden seyn, eine neue Auflage derselben zu veranstalten. August Becker versichert wenigstens, daß Weidig Bauern gesprochen haben wolle, auf welche der Landbote einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht habe.“ Die Tatsache, daß eine 2. Auflage erfolgte und daß Weidig und sogar Eichelberg, der Büchners ursprüngliche Fassung zu scharf fand, sich mit der Absicht trugen, eine 2. Botschaft²⁹³⁾ des „Landboten“ herauszugeben, spricht eindeutig dafür, daß die Schrift populär war.

Der Grund dafür, daß diese Schrift sowenig praktischen Einfluß auf die politische Entwicklung hatte, liegt in erster Linie darin, daß ihre Verbreitung in größerem Umfange zweimal, und zwar immer am Beginn einer Agitationswelle, durch Verrat verhindert wurde. Gleich die ersten Exemplare kamen nur in geringer Zahl unter das Volk, da Kuhls Verrat nicht nur zur Verhaftung Minnigerodes und zu Büchners Flucht führte, sondern weil auch die Druckerei bekanntgeworden war. Und als dann mit viel Mühe eine neue Druckerei gefunden worden war und die ersten Exemplare der 2. Ausgabe verbreitet wurden, erfolgte Clemms Verrat. Diesmal gelang es der Regierung, die gesamte Organisation zu zerschlagen; jegliche Verbreitung von Flugschriften hörte auf.

Wenn Büchner im Juli 1835 an seinen Bruder Wilhelm schreibt²⁹⁴⁾: „Ich habe mich seit einem halben Jahr vollkommen überzeugt, daß nichts zu tun ist und daß jeder, der im Augenblick sich aufopfert, seine Haut wie ein Narr zu Markte trägt. Ich kann Dir nichts Näheres sagen, aber ich kenne die Verhältnisse: ich weiß, wie schwach, wie unbedeutend, wie zerstückelt die liberale Partei ist, ich weiß, daß ein zweckmäßiges übereinstimmendes Handeln unmöglich ist und daß jeder Versuch, auch nicht zum geringsten Resultat führt“, so zeigt diese Überlegung, daß sich Büchner keiner Illusion hingab über die Macht der „Internationale der Reaktion“²⁹⁵⁾.

Der „Hessische Landbote“ hat die politischen Verhältnisse des Großherzogtums Hessen nicht nachhaltig beeinflussen oder gar über dessen Grenzen hinaus wirken können. Er sollte den Anfang einer großangelegten Agitation bilden, die dann nicht mehr durchgeführt werden konnte, weil die Regierung ihre Gegner beseitigen konnte. Die besondere Bedeutung des „Hessischen Landboten“ über seine Zeit hinaus liegt darin, daß er ein

²⁹²⁾ Vgl. Schäffer, Vortrag in . . ., S. 100.

²⁹³⁾ ebenda, S. 101: „Außerdem hatte auch Dr. Eichelberg wie glaubhaft versichert wird, eine Schrift entworfen, welche er als zweite Botschaft des Hessischen Landboten zum Drucke bestimmt hatte.“

²⁹⁴⁾ Werke, S. 438.

²⁹⁵⁾ Vgl. Viëtor, Büchner und seine Zeit, S. 92.

wichtiges historisches Dokument für die politischen Verhältnisse des Vormärz ist und das Vorgehen einer Gruppe der revolutionären Bewegung aufzeigt. Durch seine besondere Entstehung und seinen Inhalt fällt der „Landbote“ aus dem Rahmen der üblichen Flugschriften dieser Epoche heraus.

Eine grundlegende Umgestaltung der Gesellschaft, nicht der Kampf für den Konstitutionalismus, ist wichtigste Forderung des „Landboten“. Büchner ist der erste der deutschen Revolutionäre, der die Bedeutung der ökonomischen Befreiung der Massen erkannt hat. Er proklamiert lange vor Karl Marx den Klassenkampf als Mittel der staatlichen Umgestaltung²⁹⁶⁾, wenn er sich auch noch einer zeitlich und lokal bedingten Terminologie bedient. Bei aller Ähnlichkeit bestimmter Forderungen mit späteren kommunistischen und sozialistischen Zielen gilt es doch zu beachten, daß Büchners politische Vorstellungen dem Mitleid an der unterdrückten Masse der Bevölkerung entspringen und nicht auf dogmatisch gewonnenen Einsichten basieren.

Indem sich die Ideen des sozialen Revolutionärs Büchner, der für die Belange der entrechteten und materiell bedrückten Volksklassen eintritt, mit denen des radikalen Liberalen Weidig, dem es in erster Linie um eine neue Staatsform geht, vereinigen, ist gleichsam ein erster Ansatz gegeben für das Bündnis zwischen Bürgertum und Proletariat, wie es Engels 1847 gefordert hat²⁹⁷⁾. Durch die gemeinsame Aktion zweier, ihrer Herkunft und ihrer politischen Zielsetzung nach so verschiedener Persönlichkeiten wie Büchner und Weidig, ist dieses revolutionäre Manifest des Jahres 1834 geprägt.

Der junge Dichter und konsequente Revolutionär Büchner ist Kenner moderner französischer Staatsvorstellungen, er hat die Französische Revolution studiert und hatte Berührung mit den radikalen politischen Geheimbünden in Frankreich. Sein Mitleid mit den politisch geknechteten und ökonomischen ausgebeuteten Volksschichten führt dazu, daß er sich einer oppositionellen Bewegung anschließt, deren politische Vorstellungen er nicht teilt, die ihm aber die Möglichkeit praktischer Betätigung bietet. Weidig, der Kopf der oberhessischen Verschwörer, unterscheidet sich vom gewöhnlichen Liberalen durch seine auf Grund persönlicher Erfahrungen und Einsichten gewonnene Hinwendung zur Revolution. Er erkennt die Fähigkeiten des jungen Büchner und gibt ihm die Möglichkeit zur Mitarbeit in seiner Verschwörerorganisation. Wenn er auch die theoretische Konzeption Büchners oft zu deren Nachteil abschwächt, so verfügt er zugleich über die nötigen Voraussetzungen, die für die erfolgreiche Agitation notwendig sind, nämlich Kenntnis der lokalen Gegebenheiten und praktisches Organisationstalent.

²⁹⁶⁾ Vgl. Westra, Pier: Georg Büchner dans ses rapports avec ses contemporains. Voorburg Paris, 1946, S. 23. „En principe Büchner proclame par ses mots la lutte de la classe bien qu'il le foudrait pour un programme socialiste. Il voit dans le prolétariat — et en ceci il est précurseur du communisme — le fond et la force d'une nouvelle société qui doit remplacer la société bourgeoise de cette époque.“

²⁹⁷⁾ Friedrich Engels: Der status quo in Deutschland. 1847. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 4, Berlin 1959, S. 40 ff.

Die Verfasser des „Hessischen Landboten“ brachten die notwendigen Voraussetzungen für den erfolgreichen Kampf gegen die politischen Zustände des Vormärz mit, aber ihrem weiteren Wirken wurde durch Verrat ein Ende bereitet.

Literaturverzeichnis

A. Quellennachweis

I. Akten aus dem hessischen Staatsarchiv Darmstadt

1. Konv. 51, Fasc. 3. Korrespondenz zwischen du Thil und Blittersdorf, beinhaltend Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung 1830/35.
2. Konv. 51, Fasc. 8. Die Errichtung einer Centralbehörde in Bezug auf das am 3. April d. J. zu Frankfurt verübte Attentat und sonstige gegen den Bund gerichteten revolutionären Verbindungen sowie die Untersuchung derselben.
3. Konv. 52, Fasc. 1. Untersuchungen wegen der dt. politischen Flüchtlinge 1834/36.
4. Konv. 52, Fasc. 2. Die gegen die Existenz, Integrität des deutschen Bundes oder den öffentlichen Frieden in demselben gerichteten Untersuchungen sowie die Auslieferung der Verbrecher 1834/35.

II. Akten aus dem Archiv der Universität Gießen

1. Acten der Ghglich hessischen Landesuniversität Gießen. Anstellungen außerordentlicher landesherrlicher Bevollmächtigter auf der Landesuniversität.
2. Acten der Ghgl. Hessischen Immatriculations-Commission zu Gießen betr. Die Immatriculation des stud. med. Georg Büchner aus Darmstadt WS 1833/34.
3. Universität Gießen. Allgemeines. Disziplinarangelegenheiten. Diesbezügliche Verfügungen, Studentenverbindungen, 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts.
4. Universität Gießen. Allgemeines. Akten des Großherzoglich Hessischen Akademischen Disziplinargerichts zu Gießen. Betr.: Die verbotenen Verbindungen unter Studierenden 1834—1840.
5. Universität Gießen. Allgemeines. Disziplinarangelegenheiten 1829—1851.
6. Akten des Großherzogl. Hessischen Universitätsrichters zu Gießen. Betreffend die Verfassung, Vervielfältigung und Verbreitung revolutionärer Schriften 1834—1835.
7. Promotionsakten Friedrich Ludwig Weidig.

III. Handschriften der Universitätsbibliothek Gießen

1. Brief des Dr. Weidig an den Staatsminister. Butzbach 3ten July 1833.
2. Schäffer, Martin: Vortrag in Untersuchungssachen wider die Theilnehmer an revolutionären Umrrieben in der Provinz Oberhessen, Gießen den 6ten November 1838.
3. Nover, Lorenz: Die Verschwörungen und Revolutionen des 19. Jahrhunderts, Gießen 1861.

IV. Akten des Gemeindearchivs Freienseen, Kreis Gießen

1. II. Abt., 1. Abschn., Konv. 5, Fasc. 6. Schilderung des in Freienseen 1826 herrschenden Notstands durch die Gemeindevertretung an den Herrn Staatsminister von Grolmann.
2. XVIII. Abt., 4. Abschn., Konv. 1, Fasc. 15. Das Großherzoglich hessische Ministerium des Innern und der Justiz an die Großhzgl. Regierung zu Gießen. Betreff: Aufreizung zur Widersetzlichkeit und zum Aufruhr. Darmstadt 7. Okt. 1830.
3. XVIII. Abt., 4. Abschn., Konv. 1, Fasc. 19. Die in folge der aufrührerischen Ereignisse zu Frankfurt für nöthig erachteten polizeilichen Maaßregeln gegen Fremde, Hungen 20. April 1833.

V. Amtliche Publikationen

1. Verhandlungen der 2. Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen 1829—1836. Darmstadt.
2. Archiv der großherzoglichen Gesetze und Verordnungen. Bd. 1, 1806, bis Bd. 5, 1877.

B. Verzeichnis der benutzten Literatur

I. Zeitgenössische Literatur und Textpublikationen

1. Bauer, E.: Geschichte der konstitutionellen und revolutionären Bewegung 1831—1834, Bd. 3, Charlottenburg 1845.
2. Boden, August: Über den Untersuchungsprozeß gegen Pfarrer Weidig. Eine Streitschrift wider den großherzoglich hessischen Hofgerichtsrath Dr. jur. Herrn Friedrich Nöllner in Gießen. Frankfurt/Main 1845.
3. Breidenbach, Moritz Wilhelm August: Mittheilungen über die gerichtlich abgewiesenen Klagen des Johann Kuhl zu Butzbach gegen den Großherzoglich hessischen Staatsminister Frh. du Thil und den Großherzogl.-Hess. Central-Fiscus. — Zugl. als Beitrag z. Gesch. der 1833—1838 im Großherzogthum Hessen stattgefundenen polit. Untersuchungen derselben von dem Großh. Hessischen Ministerialrath Dr. Breidenbach, Darmstadt 1844.
4. Buchner, Karl: Friedrich Ludwig Weidig, Ffm. 1849, Männer des Volkes, Bd. 7,1.
5. Büchner, Alexander: Das „tolle“ Jahr vor, während und nach 1848. Gießen 1904, 2. Aufl.
6. Büchner, Georg: Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Hrsg. Karl Emil Franzos. Ffm. 1897.
7. Büchner, Georg: Sämtliche Werke nebst Briefen und anderen Dokumenten. Eingeleitet von Werner Bökenkamp. Herausgegeben und erläutert von Hans Jürgen Meinerts. Darmstadt 1963.
8. Büchner, Luise: Dt. Geschichte v. 1815—1870. Leipzig 1875.
9. Bürger, Gottfried August: Werke und Briefe (Auswahl). Leipzig 1958.
10. Crome, August Friedrich Wilhelm: Handbuch der Statistik des Großherzogthums Hessen. Darmstadt 1822.
11. Diehl, Wilhelm: Minnigerodes Verhaftung und Georg Büchners Flucht. In: Hessische Chronik 9 (1920).
- 11a Diehl, Wilhelm (Hrsg.): Ein politisches Gedicht auf Minister du Thil. In: Hess. Chronik 4. (1915), S. 311/312.
12. Diehl Wilhelm (Hrsg.): Moritz Carrières Lebenserinnerungen (1817—1847). In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, NF 10, Heft 2, 1914.
13. Engels, Friedrich: Der Status quo in Deutschland. 1847. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 4, Berlin 1959, S. 40 ff.
14. Erwiderung auf des Herrn Carl Welcker's Schrift: Die geheimen Inquisitionsprozesse gegen Weidig und Jordan zur neuen Unterstützung des Antrages auf öffentliches Anklageverfahren und Schwurgericht. Von dem Großherzogl. Hessischen Hofgerichtsrath G e o r g i zu Gießen. Siegen u. Wiesbaden 1844.
15. J. A. Graff und E. Stegmayer: Einige Worte zur Beurteilung des Wahnsinns überhaupt und des Säuerwahnsinns insbesondere in medicinisch-gerichtlicher Beziehung. Wiesbaden 1844.
16. Heine, Heinrich: Französische Zustände. Werke und Briefe in 10 Bänden. Hrsg. Hans Kaufmann, Berlin 1961, Bd. 4, S. 366 ff.
17. Ilse, Fr. L.: Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt in den Jahren 1819 bis 1827 und 1833 bis 1842 geführt sind. Ffm. 1860.
18. Kritik der von Dr. Friedrich Nöllner, großherz. hess. Hofgerichtsrathe zu Gießen gelieferten actenmäßigen Darstellung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig von einem practischen Criminalisten. Wiesbaden 1844.
19. Georg Büchner, Ludwig Weidig: „Der Hessische Landbote“. Texte, Briefe, Prozeßakten. Kommentiert von Hans Magnus Enzensberger, Ffm. 1965. Sammlung Insel 3.
20. Moriz Carrières Lebenserinnerungen (1817—1847). Hrsg. Wilhelm Diehl. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, NF, Band X, 2. Heft, 1914, S. 133 ff.
21. Mucke, Johann Richard: Die polit. Bewegungen in Deutschland, 1. Bd., Leipzig 1875.
22. Müller, Ludwig: Aus Deutschlands trüben Tagen. Marburg 1892, Teil 1.
23. Nebel: Land und Leute in der Herrschaft Laubach vor 90 Jahren. In: Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 10, Leipzig 1911, S. 87—101.
24. Nöllner, Friedrich: Actenmäßige Darstellung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer D. Friedrich Ludwig Weidig. Darmstadt 1844.
25. Rehmann, Wilhelm: Ein Neues Dokument zur hessischen Demagogenzeit 1832 bis 1835. Nachr. d. Gießener Hochschulges., Bd. 18, 1949, S. 104—117.

26. Rotteck - Welcker: Staatslexikon, Artikel: Hessen Bd. 7, S. 704—739, Strafverfahren, Criminalprozeß Bd. 18, S. 274—298. Altona 1843.
27. Schäffer, Martin: Nachträgliche aktenmäßige Mitteilungen über d. polit. Untersuchungen im Ghzgtum Hessen. 1844. Gießen.
28. Schäffer, Martin: Actenmäßige Darstellung der im Großherzogthume Hessen in den Jahren 1832—35 stattgehabten hochverrätherischen und sonstigen damit in Verbindung stehenden Unternehmungen. Darmstadt 1839.
29. Schulz, Wilhelm: Der Tod des Pfarrers Weidig. Ein aktenmäßiger, urkundlich belegter Beitrag zur Beurtheilung des geheimen Strafprozesses und der politischen Zustände Deutschlands. Zürich 1843.
30. Schulz, Wilhelm, Welcker, Carl: Geheime Inquisition. Schlußverhandlungen mit vielen neuen Aktenstücken über den Prozeß Weidig. Karlsruhe 1845.
31. Schulz, Wilhelm: Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin. Mannheim 1846, 2 Bände.
32. Thudichum, Friedrich: Rechtsgeschichte der Wetterau. Tübingen 1867, Bd. 1.
- 32a Ullmann, Heinrich (Hrsg.): Denkwürdigkeiten aus dem Dienstleben des Hessen-Darmstädtischen Staatsministers Freiherrn du Thil 1803—1848. Stuttgart, Berlin 1921.
33. Vogt, Karl: Aus meinem Leben. Stuttgart 1896.
34. Wagemann, Frh. v.: Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen. Frankfurt a. M. 1839.
35. Weidig, Fr. L.: Reliquien Fr. Lud. Weidig's gewesenen Pfarrers in Obergleen im Großherzogthume Hessen. Zum Besten der Wittwe Weidigs hrg. v. einigen Freunden. Mannheim 1838.
36. Weidig, Friedrich Ludwig: Teutsches Gesangbuch. Darmstadt, Hanau 1831.
37. Welcker, Carl: Die geheimen Inquisitionsprozesse gegen Weidig und Jordan. Zur neuen Unterstützung des Antrags auf öffentliches Anklageverfahren und Schwurgericht. Karlsruhe 1843.
38. Wernher, Julius: Über Gemeinde-Bürgerthum insbesondere Stimmrecht und Nahrungsstand des Gemeinde-Bürgers. Darmstadt 1838.

II. Literatur

1. Hessische Biographien, in Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert, hrsg. von Herman Haupt, 3 Bde. Darmstadt 1912/1920/1934.
2. Bloß, Hugo: Die Entwicklung des Strafverfahrens in Hessen-Darmstadt im 19. Jh., Breslau 1934, Diss. Gießen.
3. Bopp, J. M.: Straßburger Studentenleben bis 1850. In: Jahrbuch des wissenschaftlichen Zweigvereins des Vogesen-Clubs, Strasbourg 1934, Bd. II.
4. Crößmann, Chrsitoph: Die Unruhen in Oberhessen im Herbst 1830. Diss. Gießen 1928.
- 4a David, Eduard: Der hessische Landbote von Georg Büchner. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken. München 1896.
5. Demandt, Karl E.: Geschichte des Landes Hessen. Kassel, Basel 1959.
6. Dietz, Ed(uard): Das Frankfurter Attentat vom 3. April und die Heidelberger Studentenschaft. Heidelberg 1906.
7. Eckel, Marianne: Die politische Presse Hessens von 1830 bis 1850. Würzburg 1938.
8. Edschmid, Kasimir: Georg Büchner. In: Die großen Deutschen. Bd. 3. Berlin 1956, S. 163—174.
9. Glossy, Karl: Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. Wien 1913.
10. Haupt, Herman: Karl Follen und die Gießener Schwarzen. In: Mitt. d. Oh. Geschv., NF 15 (1907), S. 1 ff.
11. Henkelmann, Karl: Kurzer Abriß der Geschichte und Verfassung des Grhzgtums Hessen. Breslau 1911.
12. Hoffmann, Ernst Emil: Das Gefängniswesen in Hessen. Seine geschichtl. Entwicklung und jetzige Lage. Mannheim 1899.
13. Honigmann, Georg: Die sozialen und politischen Ideen im Weltbild Gg. Büchners. Diss. Gießen 1929.
14. Huch, Ricarda: 1848. Die Revolution des 19. Jahrhunderts in Deutschland. (Neuauflage des Werks „Alte und neue Götter“. Zürich 1944.)
15. Jansen, Hans Ernst: Das Proletariat im Vormärz in den Anschauungen dt. Denker. Diss. Kiel 1928.
16. Johann, Ernst: Georg Büchner in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg 1958. 3. Aufl. 1965.

17. Katz, Eugen: Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen. Stuttgart, Berlin 1904 (Münchner Volkswirtschaftliche Studien. Hrsg. Lujo Brentano u. Walther Lotz, 64. Stück).
18. Krüger, Paul: „Hochverrätherische Unternehmungen“ in Studentenschaft und Bürgertum des Vormärz in Oberhessen (bis 1838). In: Mitteilungen des Oberhess. Geschichtsvereins, NF 49/50, 1965.
19. Kuenzel, Heinrich: Heinrich Künzels Großherzogtum Hessen. Lebensbilder aus Vergangenheit und Gegenwart, 2. Aufl. Gießen 1893.
20. Löw, Adolf: Die Frankfurter Bundeszentralbehörde von 1833—1842. Diss. phil. Ffm. 1931.
21. Lukács, Georg: Der faschistisch verfälschte und der wirkliche Georg Büchner. In: Georg Büchner. Hrsg.: Wolfgang Martens. Wege der Forschung, Bd. LIII, Darmstadt 1965. S. 196—224. Zuerst in: „Das Wort, Moskau 1937.“
22. Mayer, Hans: Georg Büchner und seine Zeit. Berlin 1960.
23. Mehring, Franz: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Gesammelte Schriften, Bd. I, Berlin 1910.
24. Meinecke, Friedrich: Die deutschen Gesellschaften und der Hofmann'sche Bund. Stuttgart 1891.
25. Mihm, Karl: Alex. Friedrich Ludwig Weidig. Ein Beitrag zur Geschichte des vormärzlichen Liberalismus. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. NF 15, 1928, S. 348—384 und 574—608.
26. Müller, Reinhard: Die Reichen und die Vornehmen. In: Hessische Heimat 1962, Nr. 4, Beilage zur „Gießener Freien Presse“.
27. Obermann, Karl: Deutschland von 1815—1849. Lehrbuch der Geschichte, Bd. 6, Berlin 1963².
28. Rehmann, Wilhelm: Leopold Eichelberg (1804—1879). In: Lebensbilder aus Kurhessen und Waldeck 1830—1930, Bd. 5, Marburg 1955, S. 61—67.
29. Richter, Hans: Hessen und die Auswanderung 1815—1855. In: Mitteilungen des Oberhess. Geschichtsvereins, NF 32 (1934), S. 49 ff.
30. Schieder, Wolfgang: Anfänge der dt. Arbeiterbewegung. Stuttgart 1963.
31. Schnabel, Franz: Deutsche Geschichte im 19. Jh. Monarchie und Volkssouveränität. Freiburg/Br. 1964.
32. Soldan, Friedrich: Geschichte des Großherzogthums Hessen. Gießen 1896.
33. Strohl, Jean: G. Büchner à Strasbourg. In: La Vie en Alsace Strasbourg Sept. 1936, S. 193 ff.
34. Thomas, Adolf: Beiträge zur Geschichte der Bauernbefreiung und der Entlastung des ländlichen Grundbesitzes im Großherzogtum Hessen. Mainz 1910.
35. Treitschke, Heinrich v.: Deutsche Geschichte im 19. Jh. Leipzig 1889, Bd. IV.
36. Ulmann, Heinrich: Minister du Thil im Kampf um das monarchische Prinzip 1832—35 nach seinen Briefen. Archiv hess. Gesch. u. Altertumskunde, NF XIV, Bd. 1925, S. 52—71.
37. Viëtor, Karl: Georg Büchner. Bern 1949.
38. Viëtor, Karl: Georg Büchner als Politiker. Bern, Leipzig 1939.
39. Walbrach, Carl: Die Badenburg. Mitt. d. Oberh. Geschichtsvereins, NF 34, 1937, S. 218 ff.
40. Westra, Pier: Georg Büchner dans ses rapports avec ses contemporains, Voorburg, Paris 1946.
41. Wiltberger, Otto: Die deutschen politischen Flüchtlinge in Straßburg 1830 bis 1849. Berlin, Leipzig 1910.
42. Zobel von Zabeltitz, Max: Friedrich Ludwig Weidig, ein Dichter und ein Vorkämpfer der deutschen Einheit. Hess. Chronik 5 (1916), S. 127 ff.
43. Zobel von Zabeltitz, Max: Georg Büchner, sein Leben und sein Schaffen. Berlin 1915.

Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715-1808)
übersetzt nach Georges Duplessis:
«Mémoires et Journal de J. G. Wille», 2 Bde., Paris 1857

von Herbert Krüger und Peter Merck

Teil II (Fortsetzung von Band 51, 1966)

Am großen Marktplatz der Stadt fließt dieser Fluß offen; dort stehen auf jedem Ufer zwei viereckige Türme in gutem Zustand und aus Backstein fest gebaut. Diese vier Türme schienen mir nach ihrer Bauart aus sehr alter Zeit zu stammen, und ich stellte mir natürlich vor, daß die Bewohner dieses Viertels aus Tradition oder anderen Gründen über ihren Ursprung und ihren Zweck unterrichtet sein könnten. Deshalb wandte ich mich, um etwas darüber zu erfahren, an einen Anwohner, der vor seiner Tür saß und der mir mit seinem freundlichen Gesicht und seiner ruhigen Haltung Vertrauen einflößte. Er schien mir auch ein Mann von Bildung zu sein, um so mehr als er in tiefsinnige Überlegungen versunken schien, während er ebenso sachverständig wie behaglich rauchte. Nachdem der gute Mann meine Fragen wohlwollend angehört hatte, während er in regelmäßigen Abständen den Rauch seiner Pfeife in die Luft blies, antwortete er mir endlich mit herzlicher Aufrichtigkeit: „Mein Herr, das einzige, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß mein Großvater, mein Vater und ich selbst immer diese vier Türme so vor uns gesehen haben wie sie vor Ihnen stehen, aber mehr weiß ich darüber nicht.“ Eine so lichtvolle Auskunft vergrößerte mein Unwissen und entließ mich verdutzt.

Unersättlich in dem Wunsch, Neues kennenzulernen und zu erforschen, streifte ich überall herum. So sah ich auf dem Friedhof der St.-Georgs-Kirche ehrfurchtsvoll einige Kriegsmaschinen, wie sie vor der Erfindung des Schießpulvers gebraucht wurden. Es waren hölzerne Rammböcke, hergestellt aus geraden Baumstämmen von mehr als 20 Fuß Länge; sie hingen waagerecht an der linken Mauer, sorgfältig geglättet und an ihrem Kopf mit starken Bandeisen versehen; sie hatten noch die alten Griffe, an denen die Soldaten sie aufhoben, schwangen und mit wiederholten Stößen die Mauern erschütterten oder die Tore der Städte und Burgen einrannten. Ich glaube, daß solche Maschinen heute selten sind. Daher hatte man die Rammböcke auf diesem Friedhof sorgfältig überdacht, um sie gut zu erhalten.

Auf dem gleichen Friedhof gab es rechter Hand an der Mauer eine Kreuzigungsgruppe, deren rötliche Sandsteinfiguren in natürlicher Größe sehr schön gearbeitet waren. Dieses sehr eigenartige Werk im gotischen Stil hatte keinerlei Beschädigung erlitten ⁵²⁾.

⁵²⁾ Über Willes Jugendjahre und die hier zur Besprechung stehende Gesellenwanderung sind inzwischen zwei weitere Einzelbearbeitungen erschienen: H. Krüger: Oberhessische Jugenderinnerungen des Pariser Kupferstechers Jean Georg Wille, 1715–1808. Hessische Heimat, N. F. 16, H. 2, 1966, sowie H. Krüger: Die Gesellenwanderung des „französischen“ Kupferstechers Jean Georges Wille aus Oberhessen über Straßburg nach Paris im Jahre 1736. Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. Bd. 113 (N. F. 74) 1966.

Friedhof und Kreuzigungsgruppe von Hagenau werden in W. Hotz' Handbuch nicht erwähnt.

Unabhängig von diesen wenigen Kunstdenkmälern, die ich gerade angeführt habe, lernte ich doch, teils innerhalb der Stadt, teils in der Umgebung, eine Anzahl merkwürdiger Dinge kennen, die des Zeichnens wert gewesen wären. Trotz meines Verlangens, unterließ ich es aus Vorsicht, denn ich hatte es mir zur Pflicht gemacht, keine Objekte in der Nähe einer Garnison zu zeichnen. Zu meiner Zeit lag in Hagenau ein Regiment Husaren; mehrere sehr liebenswürdige Offiziere dieses Regiments hatte ich kennengelernt.

Ich hätte beinahe vergessen zu sagen, daß die Bevölkerung von Hagenau heiteren Gemüts ist. Sie liebt das Vergnügen, besonders das Tanzen, wozu es an Gelegenheit nie mangelte. Außerhalb der Stadt gibt es Tanzböden, wo die Jugend zu Festen und an Sonntagen zusammenströmt. Aus Neugierde gingen wir dorthin und sahen in einem großen Saal Maurergesellen in zerrissenen Hemden, Schusterbuben ohne Schuhe, Schneider ohne Hosen und Mägde ohne Zurückhaltung tanzen. Mein Ziel war, die lächerlichen Verrenkungen, die übertriebenen, tölpelhaften und unschicklichen Bewegungen all dieser herumhüpfenden Gestalten zu beobachten. All dies schien mir des Zeichnens wert; doch konnte ich es nur im Geiste tun und meine Erinnerung damit anfüllen. Indessen bezahlte diese feine Gesellschaft in all ihrer Ausgelassenheit die Musikanten ebenso großzügig wie aufs genaueste den Wein und das gute Essen dem Wirt, der nie Kredit gab.

Außer diesen Vergnügungsstätten gab es noch längs der alten Befestigungswälle von Hagenau eine Promenade, die von Pilgern und anderen Leuten begangen wurde, wenn sie nach Marienthal gingen zu einer Kirche, in der sich ein wundertätiges Bild befindet ⁵³⁾. Wir waren in dieser Kirche, in der es zahlreiche Votivtafeln jeglicher Art gibt, die an den Wänden aufgehängt sind. Diese Bilder, die dieses oder jenes Wunder zeigen, scheinen von denjenigen selbst gemalt zu sein, deren Heilung durch ihre fromme und inbrünstige Zuversicht bewirkt war. In der Nähe dieser Kirche gibt es Gasthäuser, deren Wirte und Wirtinnen mit ihrer zur Schau getragenen Teilnahme die Börsen der Pilger mit ebensoviel Vergnügen zu leeren verstanden wie diese die mehr oder weniger gut gefüllten Krüge.

Da es jedoch in Hagenau nichts mehr an Sehenswürdigkeiten zu besichtigen gab und meine handwerklichen Arbeiten wunschgemäß abgeschlossen waren, dachte ich, daß es höchste Zeit sei, diese Stadt zu verlassen, die nicht das eigentliche Ziel meiner Reise war. Ich sprach darüber mit meinem Freund und machte ihm klar, daß es viel angenehmer sei, Paris noch an schönen Sommertagen zu erreichen als im Winter hinzureisen. Er fand Geschmack an meiner Begründung, verständigte seinen Meister und nahm höflich von ihm Abschied. Danach waren unsere Reisevorbereitungen ebenso schnell getan wie erdacht. Jeder schulterte seinen Ranzen, der nicht zu groß war, als daß sein Gewicht unser Kreuz hätte schinden können. Er enthielt nur ein Hemd, drei Halskragen, eine Mütze,

⁵³⁾ Die im Jahre 1246 gegründete Einsiedelei wurde 1614 an die Jesuiten abgetreten, die die Wallfahrt wieder aufnahmen, bis der Orden 1764 aufgelöst wurde.

zwei Taschentücher und ein Paar Strümpfe. Jedes Bündel war in ein wasserdichtes Tuch eingeschlagen und hatte die Form der Tragtasche der Zigeuner. Wir verließen also die Stadt Hagenau, ausgestattet und beladen, wie ich es gerade geschildert habe, und wir drehten uns noch oftmals um und winkten aus dankbarer Erinnerung an das Vergnügen und das Wohlergehen, das wir fast zwei Monate in ihrem Schoß genossen hatten.

Nun waren wir endlich auf dem Weg, der nach Straßburg führt; wir waren dabei so froh und aufgeräumt, wie es nur junge Leute sein können, die sich weder um die Gegenwart noch um die Zukunft Gedanken machen. Wir sangen vergnügt die Lieder unserer Kindheit und unseres Vaterlandes, als ein Kapuzinermönch, der mit seinem wohlgefüllten Bettelsack im Schatten eines Gebüschs am Wege gesessen hatte, sich bescheiden erhob. Wir grüßten ihn mit dem Hut in der Hand; er erwiderte den Gruß mit einer ungezwungenen Verbeugung und bat uns, den Marsch durch den als gefährlich verrufenen Forst von Hagenau mit uns zusammen machen zu dürfen. Wir stimmten gern zu. Doch da der arme Mann alt war und unter seinem Doppelsack nur langsam ging, boten wir ihm an, sein Bündel abwechselnd zu tragen, um ihn zu erleichtern, wenn er es uns anvertrauen würde. Das tat er mit Freuden und von unserer Hilfsbereitschaft gerührt, zog er aus seinem Sack eine Blechdose, mit einer weißen Käsemasse und sagte: „Essen Sie davon, meine Herren, hier mit meinem kleinen Buchsbaumlöffel. Das wird Sie erfrischen, denn die Hitze ist groß.“ Wir dankten ihm, ohne seinen Käse anzunehmen, doch bat ich ihn um die Erlaubnis, bei der nächsten Rast sein Profil in ein Büchlein zeichnen zu dürfen, das ich bei mir trug. Er gestattete es mir und stellte sich bereitwillig zur Verfügung. Übrigens war das Profil dieses Mönchs schön und markant, sein im Laufe der Jahre weiß gewordener Bart war voll, lang und ehrwürdig. Es war dies das erste Porträt, das ich je auf einer Landstraße gezeichnet habe.

Als wir mitten im Walde waren, trat eine sehr dunkelbraune Zigeunerin hervor, mit wallendem Haar, ein Kind auf dem Rücken, in eine zerlumpte Decke gehüllt. Sie erbot sich, uns für wenig Geld die Zukunft zu weissagen; aber unser Mönch, der sie prüfend angeschaut hatte, zog aus seinem Sack eine Cervelatwurst, der er ihr gab und schickte sie mit der Güte und Würde eines Patriarchen in die Tiefe des Waldes zurück.

Kaum waren wir aus diesem bekannten Forst heraus, als unser ehrwürdiger Greis, der unterwegs uns die unglaublichsten Geschichten erzählt hatte, sein Bündel wieder aufnahm, uns dankte, uns sogar dafür segnete, daß wir ihm die Last erleichtert hatten, Abschied nahm und einen anderen Weg einschlug. Wir grüßten ihn im Weitergehen noch lange mit unseren Zurufen und Winken ⁵⁴⁾. Damals waren wir voll Frohsinn wie

⁵⁴⁾ Der Wahrheitsgehalt des so anekdotisch geschilderten Reiseerlebnisses muß allerdings zumindest für den letzten Reisetag vor Straßburg in Zweifel gezogen werden. Der berühmte Hagenauer Forst liegt im Norden dieser Stadt, er muß von den Freunden dementsprechend bereits Wochen zuvor, unmittelbar vor ihrer Ankunft in Hagenau, durchwandert worden sein, an jenem Tage, an dem sie äußerst ermüdet eine Wegstrecke von 55 km zurückgelegt hatten. Die Wegstrecke von Hagenau bis Straßburg, die die Freunde mit vermindertem Gepäck zu bewältigen hatten, beträgt dagegen nicht mehr als 30 km.

nie zuvor; wir erblickten in der Ferne das berühmte Straßburger Münster, das als ein Meisterwerk der Architektur angesehen wird; zwar gotisch, ist es doch elegant in seinem Aufbau. Trotz der Mächtigkeit dieses Bauwerkes ist es staunenerregend in seiner Höhe, seiner Leichtigkeit, seiner Kühnheit⁵⁵⁾. Es verlangte uns, das aus der Nähe zu betrachten, was wir aus Erzählungen schon lange kannten. Deshalb eilten wir mit der Schnelligkeit von Leuten, die keine Müdigkeit kennen, wenn es sich darum handelt, ein Ziel zu erreichen, das sie in hohem Maße interessiert.

Trotz der Schnelligkeit unseres Marsches kamen wir reichlich spät in Straßburg an, wo wir ausgezeichnet unterkamen. Am nächsten Morgen erkundigte ich mich zunächst einmal nach unserem Gepäck, das wir vorausgeschickt hatten. Gott sei Dank war alles da. Danach durchquerten wir einen Teil der Stadt und begaben uns sofort zum Münster, dem Ziel unserer Wünsche. Aufmerksam betrachteten wir alles, was es an Sehenswerthem innen und außen in dieser berühmten Kirche gab. Sie enthält so viele Bildwerke und ist so reich an Inschriften, die schon so gut bekannt sind, daß ich darauf verzichtete, sie in der Beschreibung festzuhalten, nicht zuletzt aus dem Grunde, weil ich nur ein junger Reisender mit wenig Erfahrung war.

Uns kam die Lust an, den Turm dieser prächtigen Kirche zu besteigen, um von dort die Größe der Stadt und ihre Umgebung zu betrachten. Sobald wir oben angekommen waren, kratzten wir unsere Namen auf der Balustrade ein, unter den Tausenden von Namen, die sich dort schon befanden⁵⁶⁾. Aber ich war noch nicht zufrieden, ich wollte in eines der Türmchen steigen, die die Kirchturmspitze außen begleiten. Mein Kamerad widersprach und stellte mir die Gefahr dieses Unternehmens vor Augen; aber ohne darauf zu hören, werfe ich meine Jacke und meinen Degen auf die Plattform, schwinde mich hinauf und steige flink bis auf die höchste Zinne. Von dort aus sehe ich mit Bewunderung in unbegrenzter Weite einen beträchtlichen Teil des Elsaß, einer Provinz, so volkreich, fruchtbar und lieblich wie die köstlichste Gegend der Welt. Schließlich muß ich herabsteigen; ich erblicke einen Abgrund unter mir; mir wird schwindelig. Das Türmchen war in seiner Konstruktion nach allen Seiten hin durchbrochen, sogar bis zu den Treppenstufen, auf die man die Füße setzen muß. Höchste Sorgfalt und Geschicklichkeit muß ich anwenden, um keine falschen Schritte zu tun. Endlich befinde ich mich unverseht dort, von wo ich aufgestiegen war und sogleich rufe ich meinem Freund zu: „Oh, welch ein Ruhm für mich!“ „Nur gut, daß ich nicht eifersüchtig darauf bin“, antwortete er.

Nach dieser so begeisterungsvollen Besichtigung kehrten wir in unsere Herberge zurück, wo wir G. F. Schmidt⁵⁷⁾, einen jungen Berliner Kupfer-

⁵⁵⁾ Gegenüber der allgemeiner bekannten „Entdeckung“ des Straßburger Münsters durch den jungen Goethe darf mit Recht auf dieses frühe Zeugnis der Wertschätzung altdeutsch-„gotischer“ Bauwerke durch unseren hessischen Handwerksgesellen hingewiesen werden. Schriftlich fixiert hat er dieses Straßburger Erlebnis allerdings erst gegen 1800.

⁵⁶⁾ Der junge Goethe als Straßburger Student hat 34 Jahre später dort gleichfalls seinen Namen eingekratzt.

⁵⁷⁾ Schmidt wurde, wie man noch sehen wird, Willes engster Freund, und ihre künstlerische Entwicklung hat sogar eine gewisse Ähnlichkeit (Duplessis).

stecher trafen, der gleichfalls dort logierte und sich auch auf dem Wege nach Paris befand. Er war in seinem Fach bereits gut bewandert und wurde später sehr perfekt in seinen prachtvollen Kupferstichen durch die vollendete Nachahmung von Rembrandts Manier, dessen kunstvolle und malerische Art kein Künstler je wieder so gut erfaßt hat wie er. Schmidt wurde von dieser ersten Begegnung an mein Freund, und unsere Freundschaft war bis an das Ende seines Lebens aufrichtig und beständig. Er war 4 Jahre älter als ich; wir reisten zusammen, unser Ziel war das gleiche. Er war in Begleitung eines jungen Malers, der auch aus Berlin kam.

Da die Kutsche von Straßburg nach Paris bereits innerhalb von 24 Stunden abfahren sollte, ordnete ich sogleich mein kleines Felleisen und ließ es auf die Kutsche bringen. Gleichzeitig drängte ich meinen Kameraden, eiligst dasselbe zu tun; er zögerte zuerst, dann erklärte er mir, er sei weiterhin entschlossen, in die Schweiz zu gehen, dort einige Zeit zu arbeiten und dann in die Heimat zurückzukehren. Er führte als besondere Begründung an, daß er kein Wort Französisch verstehe. Deshalb machte es ihm wenig Eindruck, als ich ihm sagte, daß auch ich sehr wenig verstehe, daß ich indessen glaube, immerhin genug zu verstehen, um uns jederzeit aus der Verlegenheit helfen zu können, daß ein Aufenthalt in Paris auch für ihn nützlich sei und ihm Ansehen geben würde, und daß, wenn er nicht genügend Reisegeld habe, ich genug für uns beide zu haben glaubte. Alle meine Argumente blieben ohne Erfolg, wir mußten uns also trennen. Ich war verärgert, doch in einem solchen Fall ist es üblich und angebracht, für das letzte Beisammensein ein nettes Essen auftragen zu lassen, bei dem wir, das Glas in der Hand, kein Ende finden konnten, uns über tausend unerhört wichtige Dinge zu unterhalten, was man leicht verstehen wird. Zum Beispiel beauftragte ich ihn, allen bei uns daheim meine Grüße auszurichten, Bekannten und Unbekannten, besonders aber dem Juden Moses, genannt „Rotbart“, aus Waldkirch, um Verzeihung zu bitten. Früher hatte ich mir nämlich ein Vergnügen daraus gemacht, ihn als Karikatur auf einem der Königsberger Stadttore darzustellen. Er solle ihm versichern, daß, seit ich Philosoph geworden sei, er nicht mehr zu befürchten brauche, daß ich mich über ihn lustig mache, darüber werde er sich sicher freuen. Endlich war es Zeit, daß wir uns trennten; der getreue Kamerad und ich umarmten uns herzlich und wünschten uns gegenseitig, wie es schon unsere Vorväter taten, gute Reise und gute Gesundheit! Nach diesen Zeremonien mußte ich eine empfindliche Nachzahlung auf meine Zeche leisten.

Schon längst war die Kutsche von Straßburg abgefahren. Was tun? Ich sah keine andere Möglichkeit als hinterher zu laufen, um sie wieder einzuholen. Es hatte geregnet, es regnete noch von Zeit zu Zeit; das Pflaster war glitschig, und ich hatte keine andere Stütze als meinen leichten Degen. Von Straßburg nach Zabern sind es 7 Meilen. Ich durchmaß diese Straße so rasch wie möglich, ohne mich aufzuhalten, ohne zu trinken und zu essen, und ich holte die Kutsche erst ein, als sie gerade in den Hof des Gasthauses von Zabern einfuhr, wo sie die Nacht über bleiben mußte. Ich betrat erschöpft und durchnäßt die große Schankstube der Herberge,

wo ich flüchtig sah, daß viele Leute dort zu Abend aßen. Ich werfe mich auf einen Stuhl und fühle mich krank. Niemand gab acht auf mich außer vier Fuhrleuten in blauen Kitteln, von denen einer zu mir kam, mir auf die Schulter klopfte und sagte: „Sind Sie krank, lieber junger Mann?“ „Leider ja“, antwortete ich. „Nun, wenn wir auch Fuhrleute sind“, gab er zurück, „sind wir auch Mediziner, essen Sie hier ein Stück Limburger Käse (den er auf einem Teller hatte), das wird Sie heilen; genießen Sie sich nicht, unsere Wagen sind voll von dieser medizinischen Ware.“ Ich dankte ihm höflich für sein Angebot. Er bestand darauf und drängte mich, davon zu essen, sogar ohne Brot und schwor bei seiner Seele, daß ich davon gesund würde. Schließlich gehorchte ich, und kaum hatte ich einen kleinen Teil von diesem Käse gegessen, fühlte ich mich zusehends so gut wiederhergestellt, daß ich mir ein Brathähnchen, Salat und eine halbe Flasche Wein bringen ließ, was ich sehr genoß, und noch nie zuvor hatte ich mit so viel Appetit und Vergnügen gespeist. Die Fuhrleute, stämmige, große und schwere Männer mit frischen Gesichtsfarben, beendeten in diesem Augenblick ihr Abendessen, das reichlich und gut gewesen sein dürfte, denn sie waren noch eifrig beim Trinken, als ich mich diesen guten Menschen näherte. Ich dankte ihnen für die Sorge, mit der sie sich meiner in solcher Gutherzigkeit angenommen hatten, sie antworteten mir: „Das ist nicht der Rede wert“. Darauf zog ich mich zurück und ging ruhig schlafen. Am anderen Morgen fühlte ich mich so munter und aufgeräumt, als ob ich am Tag zuvor weder müde noch unipäblich gewesen wäre. Als Schmidt mich sah, neckte er mich in aller Freundschaft wegen meiner Nachlässigkeit vom Vortage, was ich auch verdiente.

Alles stand bereit für die Abfahrt der Kutsche, die sich früh morgens auf den Weg machte, jedoch recht langsam fuhr, obwohl sie mit acht Pferden bespannt war. Schmidt und sein Gefährte hatten dort die besten Plätze. Neben mehreren Reisenden gab es einen Ingenieur, der die Belagerung von Philippsburg mitgemacht, sich einige Zeit in Straßburg aufgehalten hatte und nach Paris, seinem Geburtsort, zurückkehrte. Er kannte dort die bedeutendsten Künstler, liebte den Kupferstich und kannte sich darin ausgezeichnet aus.

Er hieß Helle. (Helle gab zusammen mit seinem Freund Glomi den Katalog der Rembrandtschen Werke heraus, der von den Liebhabern so wohlgefällig aufgenommen wurde.) Helle war Junggeselle. Er erzählte mir, daß Peter Helle, sein Urgroßvater, Bürger und Uhrmacher in Nürnberg, der erste gewesen sei, der ein kleines Uhrwerk konstruiert habe, das in eine Kapsel von der Form und Größe eines Eies eingeschlossen war, und daß aus dieser seltsamen Erfindung, von Verbesserung zu Verbesserung, die Uhren entstanden seien, wie sie heute sind. Helle führte auch Schmidt bei Larmessin ein, nicht als Schüler, sondern um ihm beim Gravieren behilflich zu sein. Schmidt blieb bei diesem Meister nur 9 Monate. Ich erwähne ihn hier besonders gern, denn er wurde mein Freund und ist es bis an sein Lebensende geblieben ⁵⁸⁾.

⁵⁸⁾ Wir finden am Ende des Kataloges von d'Hermand in der kaiserlichen Bibliothek in Paris über diesen Amateur und seinen Schützling Helle eine bemerkenswerte handschriftliche Notiz, die wir hier glauben ausführlich wiedergeben zu müssen: (Fortsetzung nächste Seite)

Dieser Katalog enthält nur einen Teil dessen, was in der Werkstatt des verstorbenen Robert-Alexandre d'Hermand angefertigt worden war, einem früheren Infanterieobersten, dem Generalfeldzeugmeister des Königs, der 1739 im Louvre im Alter von 69 Jahren verstorben ist.

Vor dem Verkauf seines Nachlasses traf man für den König eine Auswahl dessen, was ihm gefallen könnte. Der Geograph d'Anville und der verstorbene Herr Jaillot, ebenfalls ein Geograph, wurden ausersuchen, um das, was man für Seine Majestät ausgesucht hatte, aufzuzeichnen.

Was man dabei ausgewählt hatte, waren besonders handgezeichnete Pläne und Karten, deren größter Teil von Herrn d'Hermand in der Zeit von 35 Feldzügen gezeichnet worden war. Diese Zeichnungen wurden auf 10 000 Pfund geschätzt, durch eine Vergünstigung erhielt man 15 000 Pfund.

Viel Geld schlug man auch aus den Gemälden, Medaillen, Bronzen, Porzellanen, mechanischen und physikalischen Apparaten und anderem, ohne das Silbergeschirr zu zählen, das sehr umfangreich war, sowie auch aus Diamanten, Goldschmuck und wertvollen Möbeln. Man gab vorher dem König eine Reihe von Dingen zurück, die einst für seine Erziehung angefertigt worden waren. Darunter befanden sich z. B. eine Anzahl von Bänden, die eine sehr ausführliche Beschreibung aller Bekleidungsstücke der Truppen sowie die Geschichte aller Regimenter enthielten. Sie waren sehr sauber mit der Hand geschrieben, ein Teil war gezeichnet und koloriert, ein anderer Teil bestand aus farbigen Wiedergaben nach Stichen von Parrocel, und einige stammten sogar von ihm selbst; einige Kupferstiche zeigten Schwadronen, Bataillone und Lager mit ihren Zelten.

Ferner fand man zwei große Reliefkarten, eine von 36×18 Fuß Größe, die einen Teil Flanderns darstellte, auf der man die verschiedenen Truppenbewegungen beobachten konnte, wie sie in Abteilungen marschieren, wie sie sich zur Schlacht aufstellen und wie sie eine Blockade für die anschließende Belagerung einer Stadt aufbauen. Die andere Reliefkarte von ungefähr 6 Fuß Größe zeigte verschiedene Truppenbewegungen, wie sich die Abteilungen in Anpassung an die Unebenheiten des Terrains trennen und wie sie sich wieder vereinen, sich zur Schlacht aufstellen und einen festen Platz zur Belagerung einschließen.

Außer den oben erwähnten Dingen fanden sich zahlreiche bewegliche Modelle, die besondere Bewegungen veranschaulichten, sowohl der Kavallerie wie der Infanterie. Außerdem gab es einen vollständigen Zug Artillerie, ebenso viele Kanonen wie Mörser, alles Nötige an Gepäck und Munition; alles war in Miniatur, doch mit größtmöglicher Genauigkeit, angefertigt worden. Eine sehr große Summe Geldes erbrachte diese Habe beim Tod Herrn d'Hermands, die seiner Witwe ausbezahlt wurde.

Herr d'Hermand stammte aus guter Familie, von einem Vater, der an den königlichen Geschäften stark beteiligt war. Er ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zuteil werden und scheute dafür keine Kosten. Doch da seine natürlichen Neigungen ihn nicht den Beruf des Kaufmanns lieben ließen, den er trotzdem nach dem Willen seines Vaters ergreifen sollte, konnte er seit seiner frühesten Jugend nur seine Talente für die Künste und Wissenschaften und besonders für die Kriegskunst beweisen. Infolgedessen diente er im Alter von 16 bis 17 Jahren als Kadett im Regiment von Piémont; er nahm bei seinem ersten Feldzug an der Schlacht von Fleurus teil, in der sein Regiment fast gänzlich aufgerieben wurde. Sein Verhalten in dieser Schlacht und die Verwundung, die er durch einen Schuß in den Oberschenkel erhalten hatte, trugen viel zu seiner Beförderung bei, so daß er zum Infanteriehauptmann befördert wurde. Von Ludwig XIV. wurde er sehr geschätzt, der ja gern verdiente und talentierte Männer belohnte. Er erkannte ihm den Titel eines Hofgeographen allergnädigst zu, zeichnete ihn mit dem Kreuz des heiligen Ludwig aus und gewährte ihm eine hohe Pension.

Der Herzog von Orléans als Regent des Königreiches ließ d'Hermand aus Cambray kommen, wo er als Geograph wohnte, und gab ihm im Louvre eine Wohnung, die er mit Hilfe beträchtlicher Mittel äußerst angenehm ausgestattete. Dieser Fürst, der verdiente Männer auszuwählen verstand, vertraute ihm die Erziehung des jungen Königs an und beauftragte ihn, Seiner Majestät die verschiedensten Armeebewegungen darzustellen, sei es auf großen Reliefplänen, sei es auf gezeichneten Karten. Das versetzte ihn in die Lage, seinen Kartenbesitz zu vergrößern und sich eine große Pension zu verdienen.

(Fortsetzung nächste Seite)

Herr d'Hermand hatte seinen Neffen, Herrn P. C. A. Helle, als Pagen bei sich, um ihm eine Erziehung zuteil werden zu lassen, die ihn dazu befähigte, in kurzer Frist seinen Weg zu machen und von den weitreichenden Beziehungen, die er hatte, zu profitieren. Er verschaffte ihm sogar die Ehre, über die Zeit von 7 Jahren in der Nähe Seiner Majestät zu weilen. Das gab dem genannten Herrn Helle Veranlassung, sich große Hoffnungen zu machen. Doch da die Dinge dieser Welt, die die besten Aussichten zu haben scheinen, nicht immer gut ausgehen, hat dieser schöne Beginn Herrn Helle nichts genützt.

Herr d'Hermand hatte damals einen bedeutenden Rechtsstreit mit seiner Familie; er ließ keine Gelegenheit außer acht, sich mit allen seinen Geschwistern zu streiten. Sein Unwille erstreckte sich auch auf die Mutter des Herrn Helle, seine Schwester, obwohl sie an dieser ärgerlichen Angelegenheit keinen Anteil hatte. So war Herr Helle, von seinem Onkel in seiner Jugend im Stich gelassen, gezwungen, sich selbst um sein Fortkommen zu bemühen und seinen Unterhalt selbst zu bestreiten. Er beschäftigte sich mehrere Jahre damit, Leute von hohem Rang in der Geographie zu unterweisen. Herr d'Anville, der gelehrte Geograph, hat ihm gerne Stunden gegeben. Nachdem ihm dadurch die Möglichkeit gegeben war, bekannt zu werden, ergriff er 1734 die Gelegenheit, in den Krieg mitzuziehen. Er wohnte der Belagerung von Philippsburg in seiner Eigenschaft als beratender Geograph aktiv bei. Da er jedoch von seiner Familie nicht in gehöriger Weise unterstützt wurde, konnte er den Waffendienst nicht mehr leisten und war genötigt, nach Paris zurückzukehren, um eine Beschäftigung und eine Existenz zu finden.

Es war ein Glück für ihn, daß er Stiche und Zeichnungen immer geliebt und sich darin Kenntnisse erworben hatte, die ihm hohes Ansehen eintrugen. So vertrauten ihm zahlreiche Sammler die Ordnung ihrer Bestände an, was für ihn eine ehrenwerte und auszeichnende Tätigkeit war. Er hat sogar mehrere Reisen nach Holland unternommen, um verschiedene seltene Gegenstände zu erwerben: Zeichnungen, Gemälde, Stiche, Muscheln oder andere wertvolle Dinge, um die Sammlungen zu vervollständigen und zu bereichern. Er stellte auch gut durchdachte Auktionskataloge zum Verkauf von schönen und reichen Kuriositätenkabinetten jeglicher Art zusammen, und an den ihm anvertrauten Reichtümern konnte er partizipieren. Er übt noch immer die gleiche Beschäftigung aus und sucht sich sowohl durch seine Begabung als auch durch seine vollkommene Korrektheit hervorzuheben. Er verwertet noch immer seine Kenntnisse, indem er die wohldurchdachten Kupferstichkataloge aller Meisterwerke nach Schulen zusammenstellt, und die Interessierten können sich an dem Wissen, das er in langen Jahren erworben hat, erfreuen.

Der König nahm häufig bei Herrn d'Hermand militärischen Unterricht. Während seines ganzen Lebens war dieses Haus eines der glänzendsten von Paris, weil dort nur Angehörige der allerersten Gesellschaft zusammentrafen. Er wurde von den Großen uneingeschränkt geschätzt und geachtet. Das war jedoch nicht der Fall bei anderen Leuten seiner Begabung, die ihm kein so hohes Ansehen zugestanden, sei es aus Eifersucht auf seinen Wohlstand, sei es, weil sie ihm seinen Verdienst neideten. Der größte Teil der Künstler schätzte ihn nicht, weil er sehr schwer zufriedenzustellen war, da er alle Arbeiten mit der höchsten Vollkommenheit ausgeführt sehen wollte.

Herr d'Hermand heiratete aus Neigung in Brüssel eines der schönsten Mädchen, die es gab. Er hatte nur eine Tochter, die kurz nach seinem Tod sich mit Herrn Duchiron vermählte, einem Abteilungsleiter im Kriegsministerium. Sie ist jetzt kinderlose Witwe und wohnt in Versailles. Sie führt dort ein sehr ehrenwertes Leben, erfreut sich eines ansehnlichen Vermögens und wegen ihres lebenswerten Charakters wird sie von allen hoch angesehen und geschätzt.

Nachdem Gott Herrn d'Hermand zu sich genommen hatte, ließ man aus besonderen Gründen seiner Witwe sein schönes Heim im Louvre, obwohl seit mehreren Jahren die Wohnungen nach dem Ableben der Inhaber den Witwen nicht mehr belassen werden. Gleichzeitig gewährte man ihr und ihrer Tochter eine ansehnliche Pension. Frau d'Hermand genoß noch viele Jahre all diese Vorteile und starb in (fehlt) im Alter von (fehlt). Frau und Fräulein d'Hermand haben Herrn Huquier, der die Zeichnungen und Stiche des Herrn d'Hermand katalogisiert und verkauft hatte, gestattet, während zweier Versteigerungen mehrere, dem obengenannten Herrn Huquier gehörende Konvolute mit zum Verkauf zu stellen, um ihn ihnen zu verpflichten (Duplessis).

Als wir in Luneville angekommen waren, wo die Kutsche haltmachte, lief ich mit Helle und Schmidt, den einzigen Wißbegierigen, um dort das Schloß und die Gärten zu besichtigen⁵⁹⁾. Nach meiner Rückkehr schlug unsere Wirtin, aus Freundschaft, wie sie sich ausdrückte, vor, mein deutsches Geld in französisches umzutauschen, das allein in dem Land, in das ich ginge, Gültigkeit hatte. Der Wechsel vollzog sich; sie bekam meine Gulden und einen kleinen Teil guter Dukaten; doch behielt ich den Rest, weil ich dachte, daß Gold überall Gold sei. Ich bemerkte jedoch beim Umwechseln unserer Geldsorten, daß diese liebenswürdige und gefällige Wirtin ihren Profit mehr liebte als meine Person, die ihr sehr gleichgültig gewesen sein dürfte.

In Saint Nicolas, einer Stadt in Lothringen, zeigte man uns mit Ehrfurcht in der Kirche gleichen Namens schwere Eisenketten, die an den Pfeilern hingen. Einst hatten die Türken damit unmenschlicherweise hervorragende Christen gefesselt, die trotz der ihnen von den Barbaren zugefügten Qualen unerschütterlich fest in ihrem Glauben blieben. Dafür erhielten sie ihren Lohn; denn sie wurden auf wunderbare Weise, mit ihren Ketten beladen, trotz der Wachsamkeit der Türken in ihr heimatliches Lothringen gebracht. Man fügte hinzu, daß die Zeugnisse für die Wahrheit eines so außergewöhnlichen Tatbestandes sich darin manifestierten, daß diese gleichen Ketten, die seit Jahrhunderten an diesen Pfeilern hingen, sich niemals von ihrem Platz gerührt hätten, und seit dieser langen Zeit hätten die Pilgerfahrten zu der Kirche Saint Nicolas nie aufgehört⁶⁰⁾.

In Nancy angekommen, wo die Kutsche über Nacht blieb, blieb am Tag kaum Zeit, um mich in das Viertel zu begeben, das man Neustadt nennt, wo ich hübsche Straßen, schöne Bauten und einen großen Platz mit einem prächtigen Palais erblickte⁶¹⁾. Ich bedauerte damals, daß ich verhindert gewesen war, in einer Kirche die Grabmäler der alten lothringischen Herzöge, die bemerkenswert sein sollten, zu besichtigen.

Während dieser Reise machte ich die Bekanntschaft eines Kunsttischlers aus Olmütz in Mähren, der dem Wagen nachreiste. Es war ein höflicher junger Mann, der mir anschaulich die Begebenheiten seiner zahlreichen Reisen erzählte und mir, nachdem er meine Vertrauensseligkeit ein wenig auf die Probe gestellt hatte, bewies, daß er die Welt kannte und zu leben verstand. Er ließ sich von mir Geld, das er mir wiederzugeben versprach,

⁵⁹⁾ Es handelt sich um das wohl noch von Mansart sowie von Boffrand ab 1703 für die Lothringer Herzöge erbaute Barockschloß mit dem ausgedehnten „französischen“ Garten.

⁶⁰⁾ In dieser durch ihren imponierend hohen Turm weithin sichtbaren spätgotischen Stadt- und Wallfahrtskirche ließ sich über das weitere Schicksal der von Wille so anschaulich beschriebenen Ketten nichts mehr in Erfahrung bringen.

⁶¹⁾ Hier kann es sich nicht, wie man zunächst annehmen möchte, um den engeren Baukomplex der „Place Stanislas“ handeln, der erst von Héré einheitlich zwischen 1752–56 erbaut wurde, sondern um das aus dem 16. Jahrhundert stammende Palais Ducal, „das bedeutendste Profanbauwerk der Spätgotik in Lothringen“, sowie um die benachbarte Eglise des Cordeliers, die bekannte achteckige Grabeskirche der Lothringer Herzöge, auf die sich Wille ja ausdrücklich bezieht. Den anschließenden „großen Platz“ wird man kaum noch identifizieren können, da das an das Palais Ducal anschließende Gelände durch die unter Stanislaus Leszcynski durchgeführten Schloß- und Schloßgartenanlagen völlig umgestaltet worden ist.

sobald er in Paris wieder etwas verdient haben würde. Doch obwohl er dort in der Tat bald arbeitete und verdiente, gab er mir nach dem Brauch erfahrener Borger nichts zurück.

Wir kamen durch Verdun, eine stark befestigte und wichtige Stadt. Als wir anschließend an einer bestimmten Stelle ankamen, war die Kutsche genötigt, einen großen Umweg zu machen, um an einem Ort, an dessen Namen ich mich im Augenblick nicht erinnere, visitiert zu werden. Als wir dies erfuhren, verließen zwei Reisende die Kutsche, entschlossen, zu Fuß direkt nach Châlons zu gehen, um Zeit zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten zu haben und die Ankunft der Kutsche in dieser Stadt zu erwarten. Dieser Entschluß gefiel mir; ich schloß mich den beiden Reisenden an und unser Mann aus Mähren ebenfalls. Man zeigte uns den direkten Weg nach Châlons. Wir gingen rasch; aber bald drückte uns die Hitze nieder; es gab kein Wasser, um uns zu erfrischen; kein Baum war zu sehen, der uns Schatten hätte geben können⁶²⁾. Endlich gegen Abend stand am Eingang eines Dorfes ein Bauernhof, wo wir inständig um Quartier baten. Man antwortete uns: „Wir beherbergen niemanden.“ Nach einer so deutlichen und unfreundlichen Antwort wollten wir wissen, ob es im Dorf eine Herberge gäbe. „Nein“, sagte man, „aber da ist eine arme Frau, die manchmal Landstreichern und Vagabunden Obdach gibt; das könnte das richtige Quartier für Euch sein“.

Diese Antwort war nicht gerade erbaulich, aber wir wollten untergebracht werden, denn wir waren von Durst und Müdigkeit überwältigt. Wir fanden diese Frau, die uns aufnahm; wir baten um Wasser. „Das gibt es nicht bei uns“, sagte sie „aber hier ist ein Krug mit Wein, der fast voll ist.“ Dieser Wein war schlecht, doch in unserer Lage köstlich. „Und wie ist es mit dem Abendessen?“ „Ach, ich habe nur 10 Eier“, erwiderte sie, „ich werde sie mit Sauerampfer anrichten, wenn Sie wollen, das wird gut schmecken.“ Und sogleich schlug sie die Eier auf und mischte sie durcheinander mit den ganzen Sauerampferblättern in einem Topf, den sie auf ein kleines Strohfeuer stellte. Sie hatte das Salz vergessen, dafür war reichlich Pfeffer daran getan. So brachte unsere Wirtin ein Mus zusammen, das uns in einer anderen Situation angewidert hätte; doch der Hunger trieb es hinein. „Und wo schlafen wir?“ „Hier, meine Herren“, sagte diese gute Frau, „ist eine Leiter, steigen Sie da hinauf und Sie sind auf dem Dachboden. Dort ist Heu, legen Sie sich darauf, Sie werden gut schlafen, dafür stehe ich ein.“ Wir legten uns dort nieder und trotz der Flohbisse schlief ein jeder von uns bis zum nächsten Tag. Wir hatten keine Möglichkeit, Toilette zu machen; wir stiegen die Leiter hinab, bezahlten die Wirtin, brachen auf und kamen noch vor Mittag in Châlons an, in der Herberge, an der die Kutsche erwartet wurde. Da erst konnten wir uns frisch machen, da auch erkannten wir die Torheit unseres Ausflugs; denn die Blasen an unseren Füßen waren so schmerzhaft, daß wir gezwungen waren, das Zimmer zu hüten, so daß, als gegen Abend die Kutsche an-

⁶²⁾ Der Landschaftscharakter der hier benutzten schnurgeraden Römerstraße über die waldlosen, trockenen Kalkhochflächen der Champagne zwischen Verdun, St. Menehould und Châlons ist unserem hessischen Landsmann selbst noch in seinem hohen Alter unauslöschlich in Erinnerung geblieben.

kam, wir noch immer dabei waren, unsere Füße zu pflegen und zu heilen. Und so sah keiner von uns die Hauptstadt der Champagne, weder im ganzen noch in einzelnen Teilen.

Nach unserer Abreise von Châlons durchquerten wir verschiedene Städte und Dörfer, ohne daß wir die Möglichkeit gehabt hätten, ihre Sehenswürdigkeiten gemütlich zu betrachten⁶³⁾. Das setzte mich in Verzweiflung; doch wir näherten uns Paris, dem eigentlichen Ziel meiner Reise, was mich tröstete. Das Wetter war immer noch schön, doch die Hitze so beträchtlich, daß fast alle Reisenden das Innere der Kutsche verließen, und besonders, als die Sonne sich neigte, im Schatten des Wagens zu Fuß gingen, der mit Waren hoch beladen war. Unsere letzte Station war Meaux. Von dort sind es nur 10 Meilen bis Paris, wo ich gesund im Juli 1736 ankam. Die Kutsche kam endlich zu früher Stunde in Paris an und fuhr in den Vorort St. Martin, wo ich auf beiden Seiten nur Strohhütten und ärmliche Häuser sah, die so schlecht gebaut waren, daß ich darüber sehr überrascht war, um so mehr, als dieser Anblick keineswegs den Vorstellungen entsprach, die ich von der Prächtigkeit von Paris hatte. Doch beim Weiterfahren bemerkte ich nicht nur gute, sondern auch hübsche Häuser, besonders in der Nähe des Tores. Bei der Einfahrt durch dieses Tor hielt die Kutsche an, um kontrolliert zu werden. Mein schmales Felleisen enthielt nichts Verdächtiges und es durfte frei passieren.

Dort standen schon verschiedene Gruppen von Pariser Wirten, die sich dort günstig aufgestellt hatten, um durch schöne Versprechungen die Neuankömmlinge zu veranlassen, bei ihnen Unterkunft zu nehmen. Einer dieser werbenden Schankwirte in einer speckig glänzenden Weste stellte sich mir vor. Er hatte einen sehr runden Bauch, der von einer verblichenen Schürze bedeckt wurde, die hier und da ein wenig zerrissen war. Sein Gesicht war wie sein Kopf von passender Größe, voller Pickel und blau wie das eines notorischen Säufers. Mit rauher Stimme schwor er mir, auf Treu und Glauben eines anständigen Mannes, daß man bei ihm besser und preiswerter als bei seinen Kollegen aufgehoben sei, die alle elende Schufte ohne Ehre und Rechtschaffenheit und darauf aus seien, den zu vertrauensseligen Fremden durch ihr arglistiges und zuckersüßes Geschwätz den Beutel zu schneiden. Ich überlegte und hatte nichts gegen das Aussehen dieses Schwörenden einzuwenden, der mich zum Lachen reizte; seine Moral und seine Küche waren mir ja noch nicht bekannt. Man mußte das eine beobachten und das andere ausprobieren, um darüber urteilen zu können.

Es gelang diesem tüchtigen Mann endlich, noch einen unserer Reisenden unter seine Fittiche zu nehmen, einen Lothringer, sowie den Mann aus Mähren, der mich nicht verließ, und natürlich mich. Der Wirt bemächtigte sich zuerst unseres Gepäcks, das er einem Lastträger auflud, und führte uns dann durch das Tor St. Martin — dieses zu Ehren von Ludwig XIV.

⁶³⁾ Nach Willes Notiz, daß die Kutsche, „verschiedene Städte . . .“ durchquert habe, muß man annehmen, daß die Reisenden von Châlons bis Meaux nicht die moderne Kürzungsstraße benutzten, sondern die leicht umwegige Route durchs reizvolle Marne-Tal, die die Städtchen Épernay, Dormans, Château-Thierry und La-Ferté s. J. berührte.

mit Reliefs geschmückte Tor — durch die Stadt in die Rue de la Vannerie, eine gerade, schmutzige und dunkle Straße. Dort brachte er uns in einem schiefen Haus unter, das am Zusammenbrechen war und dessen Treppen im Innern halb verfault und seit Jahrhunderten von Rauch geschwärzt waren. Doch unser Wirt, der sich auf seine Umgangsformen wahrscheinlich etwas einbildete, bat uns um Entschuldigung, daß er uns so hoch hatte unterbringen müssen. „Denn, Messieurs“, sagte er, „mein Haus hat einen solchen Ruf, daß es nicht ein Eckchen gibt, das nicht von einem Mann von Welt bewohnt wird.“ Wir erfuhren indes bald, daß er nur Arbeitslose und Maurer aus Limoges für acht Sous pro Kopf beköstigte und beherbergte. Das Abendessen, das uns unser famoser Wirt servierte, und das er in ebenso erhabenen wie lächerlichen Worten pries, war äußerst mittelmäßig. Der Wein, den er als Burgunder ausgab, war seinem Charakter und Geschmack nach an den Nordhängen des Montmartre gewachsen. Das Bett war nicht besser.

Am nächsten Tag endlich, an einem Sonntag, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als im Vorort St. Germain einen jungen Mann aus der Wetterau aufzusuchen, um ihm einen Brief auszuhändigen, den man mir in Straßburg gegeben hatte, und dessen Inhalt teilweise mich betraf. Deshalb brach ich früh von unserer Herberge auf, begleitet von dem Mann aus Mähren, der angeblich einigermaßen Latein sprechen konnte. Er wendet sich an einen vorübergehenden Priester und fragt ihn höflich in lateinischer Sprache nach dem Weg zum Vorort St. Germain. Der Priester schaut ihn an, zuckt mit den Schultern und sagt: „Ich verstehe Sie nicht“ und geht weiter. Dieses schnelle Fortgehen des Priesters von unserem armen Lateiner gab mir Gelegenheit, mich über die Beredsamkeit des mährischen Kunstmischlers lustig zu machen. Das nahm er übel und riet mir, es in Französisch besser zu machen, als er es in Latein gemacht hätte⁶⁴⁾. Ich hörte ihm noch zu, als ich einen Bürger erblickte, der geruhsam die Morgenluft vor seiner Haustüre atmete. Ich näherte mich ihm, erweise ihm meine Reverenz und bitte ihn um Vergebung, daß ich mir die Freiheit genommen habe, ihn in seiner Beschäftigung zu stören, und frage ihn schließlich nach dem Weg zum Vorort St. Germain. Dieser gute Mann verstand mich, der Hoffnung des Mannes aus Mähren zum Trotz. Lächelnd zeigte er mir nicht nur den Weg dorthin, sondern auch die Straße entsprechend der Adresse auf meinem Brief, die ich dort aufsuchen sollte.

Nach dieser Auskunft fanden wir leicht den Vorort, die Straße und den Wetterauer selbst, der mich sehr freundlich empfing und mir seine Freundschaft anbot, die mir später nützlich sein sollte. Als er aus dem Inhalt des übergebenen Briefes ersah, daß ich Malerei studieren wollte, führte er mich sogleich zu einem ihm bekannten Maler in seinem Stadtteil. Dessen Werke erschienen mir jedoch so mittelmäßig, daß ich glaubte, weder von seiner Kunst noch von seiner Bekanntschaft Nutzen ziehen zu können. Nach diesem Gang erzählte ich meinem neuen Freund, daß meine

⁶⁴⁾ Man wird hier wohl die Frage nach dem Erfolg der Königsberger Lateinschule stellen dürfen, die Wille in seiner Jugend besucht hatte (s. Teil I, S. 50).

gegenwärtige Unterkunft äußerst erbärmlich sei. Er bedauerte mich und riet mir, mich in einem guten Haus in seinem Viertel einzumieten. Ich folgte seinem Rat, suchte und fand ein kleines möbliertes Zimmer in der Rue de L'Observance gegenüber dem Franziskanerkloster, das ich für 9 Franken im Monat mietete. Sodann entzog ich meine Habseligkeiten den Händen meines Wirtes, der mich viel für das Wenige, das er mir geboten hatte, bezahlen ließ. Dann begab ich mich zu meiner neuen Behausung, die mir gut gefiel. Während ich mich nach meinem Geschmack einrichtete, hatte mein guter Mann aus Mähren, der offensichtlich mehr von der Kunsttischlerei verstand als vom Latein, eine Beschäftigung gefunden. Er verdiente im Vorort St. Antoine sein Geld und begann, mich zu vernachlässigen, schließlich verschwand er ganz. Er hatte gute Gründe dafür, denn er war mir ja Geld schuldig.

Sobald ich mich in meiner kleinen Behausung eingerichtet hatte, kaufte ich vorsorglich Palette, Pinsel, Farben, Papier und Stifte, um gegebenenfalls gerüstet zu sein. Nach dieser Vorsorge begann ich, die öffentlichen Plätze zu durchstreifen, um die auf ihnen errichteten bronzenen Statuen der Könige zu betrachten. Ich begab mich auch in die Tuileries, wo ich zahlreiche Marmorstatuen aus der Hand moderner Künstler sah. Die Gemälde, die gotischen Grabmäler, die alten und die neuen Statuen in den Kirchen wurden keineswegs vergessen. Dieses Durcheinander, diese Vielfältigkeit, ein Produkt der schönen Künste, erhitzte meinen Kopf und regte meine Phantasie an. Ich träumte davon im Schlaf. Ich nahm mir vor, überall zu zeichnen, wo sich die Möglichkeit dazu gab. Alles drängte auf mich ein und machte mir Freude, so daß ich darüber oft Essen und Trinken vergaß. Das Wichtigste, an das ich nicht gedacht hatte, war zu wissen, wie es mir möglich sein würde, zu leben. Mein kleiner Geldvorrat verringerte sich täglich, und ich konnte bald auf dem Trockenen sitzen, wenn ich gegen dieses Unglück keine Vorkehrungen treffen würde. Wenn ich es recht überlegte, konnte mir nur mein Vater helfen. Doch fühlte ich mich ein wenig schuldig, weil ich ihm nichts von meiner Ankunft in Paris mitgeteilt hatte, und daß er sie inzwischen auf anderem Wege erfahren haben könnte. Diese Nachlässigkeit und diese Sorge bedrückten mich. Doch was machte das, das Herz meines Vaters und sein Wohlwollen waren mir gewiß. Ich schrieb ihm also einen kindlichen, sehr ergebenen Brief, wie es meine Pflicht war, und nach einigen Nachrichten, Entschuldigungen und Einzelheiten schloß ich, indem ich ihn um Hilfe und Geld bat. Ich rechnete mit einer günstigen Antwort und folglich mit der Möglichkeit, das Loch in meiner Börse stopfen zu können. So legte ich mir allerlei nette Gegenstände zu, die dem Geschmack eines jungen Mannes, der ein gepflegtes Äußeres und Schmuck liebt, entsprechen.

Ich erzählte schon, daß sich die Freundschaft zwischen Schmidt und mir während unserer Reise erfreulich gefestigt hatte; ich füge noch hinzu, daß sie sich in Paris mehr und mehr verstärkte. Unsere Art zu denken und zu handeln stimmte weitgehend überein; oft ging ich zu ihm, um zuzu-

schauen, wenn er Herrn de Larmessin bei den Stichen nach den Verserzählungen Lafontaines half ⁶⁵⁾).

Wir wurden des Beisammenseins niemals überdrüssig, Langeweile war nicht unsere Art. Schmidt besaß Geist und obwohl ein wenig satirisch angehaucht, war er im Grunde doch edel und ehrenhaft. Ich hatte auch die Bekanntschaft anderer junger Künstler gemacht, die wie ich studierten, um sich zu vervollkommen, und ich hätte Gelegenheit gehabt, vollauf zufrieden zu sein, wenn ich das nötige Geld, das ich von meinem Vater erwartete, in meiner Tasche gehabt hätte.

Endlich kam die Antwort von meinem Vater, gerade da, als ich seine Hilfe am nötigsten brauchte; sie lautete kurz gefaßt: „Nun, mein Sohn, Du bist aus Deinem Vaterland ausgewandert, ohne mich um Rat zu fragen und sogar ohne mich zu benachrichtigen. Ich muß also annehmen, daß Du im Stande bist, ohne meine Unterstützung auszukommen. Wenn ich so nachgiebig wäre, Dir Geld zu schicken, würde ich einen großen Fehler begehen; ich kenne Deine Neigung, überall zu glänzen, ich will und ich muß Dich daran hindern, Ausgaben zu machen, die weder nötig noch nützlich sind. Ich bitte Dich eindringlich, über meine Worte nachzudenken und über die Gründe, die mich so handeln lassen wie ich handele. Im übrigen, mein Sohn, verlasse nie den Weg der Tugend, den ich Dir gezeigt habe, meide alle krummen Wege, wenn sie auch noch so angenehm erscheinen, sie führen nur in Abgründe oder in den Schmutz; zeige bei jeder Gelegenheit, daß Du der Sohn eines ehrenwerten Mannes bist, damit ich den Trost haben kann zu sagen, daß ich verdiene, Dein Vater zu sein.“

Was konnte ich nach einer solchen Antwort machen? Mein Vater machte mir Vorwürfe, verweigerte Hilfe, gab Ratschläge; ich mußte bekennen, diese Lektionen teilweise verdient zu haben. Jedoch waren die Fehler, die ich begangen hatte, eher das Resultat des Leichtsinnes eines jungen Mannes als seiner Bosheit oder Schlechtigkeit. Mein Vater war es, der mit mir so gesprochen hatte, und wenn ich auch darüber betrübt war, liebte ich ihn darum nicht weniger, ich kannte sein Herz, ich hoffte, seine Zuneigung wiederzuerlangen; doch jetzt war nicht der Augenblick, es zu versuchen; die Sache war für mich noch zu frisch.

Jedenfalls war meine gegenwärtige Lage nicht angenehm. Sollte ich den Mut sinken lassen? In einem Winkel meines Koffers fand ich noch eine Geldquelle, es war ein Dutzend aus Deutschland mitgebrachter sehr schöner Silbermedaillen, eine meiner schönsten Kostbarkeiten; ich mußte sie hervorholen, um sie zu versetzen. Um dieses schöne Geschäft zu Ende zu bringen, fand ich leicht einen unbeschnittenen Juden, der nach der

⁶⁵⁾ Schmidt stach drei Stücke nach den Verserzählungen Lafontaines; sie sind unter den Nr. 99, 102 und 103 im Katalog des Werks von Schmidt beschrieben und korrespondieren mit diesen Erzählungen, deren Titel lauten: „Nicaise“; „A femme avare, galant escroc“; und „Le Faucon“. („Nicaise“; „Die Geizige und der galante Gauner“; „Der Falke“.) Sie sind alle nach Lancret gestochen und Crayen, der Verfasser des Kataloges der Werke Schmidts, weist darauf hin, daß in dem Stich „A femme avare, galant escroc“, die Gestalt des Liebhabers unseren Künstler (Lancret) darstelle und die des Gatten den Bruder von Herrn Lancret (Duplessis).

Gewohnheit und der Moral dieser nützlichen Leute die Freigebigkeit besaß, mir für die Hälfte des Wertes der Medaillen Geld zu leihen. Doch als er mir das Geld vorzählte, behielt er, aus lobenswerter Vorsicht seinerseits, die Zinsen für einen ganzen Monat ein. Was dann auf dem Tisch liegenblieb, wog nicht schwer, ich konnte es ohne Schwierigkeit in meine Westentasche stecken. Damit war noch eine Klausel verbunden, die besagte, daß, falls ich nicht nach 6 Monaten meine Medaillen durch Bezahlung der fälligen Zinsen eingelöst hätte, sie dem gütigen Darlehensgeber als Eigentum zufallen würden. Dieses erschien mir ebensowenig rechtmäßig wie trostreich. Ich mußte mich jedoch damit abfinden oder hätte ganz auf dem Trockenen sitzenbleiben müssen. Ich nahm mir jedoch vor, meine schönen Medaillen aus den ein wenig krummen Händen des Juden zurückzuholen, und nahm mir ebenso vor, sein Lob zu singen, wie es die Klugheit und Aufrichtigkeit verdienten, mit der er unseren wechselseitigen Handel durchzuführen geruht hatte. Die Folge wird zeigen, wie es weiterging ⁶⁶⁾.

Sobald ich das Judengeld in der Tasche hatte, fühlte ich mich kühn und voller Mut. Ich zauderte nun nicht mehr, die berühmtesten Künstler einen nach dem anderen zu besuchen und begann mit Monsieur de Largillière ⁶⁷⁾. Deshalb zog ich mich schnell adrett an und begab mich ohne eine Empfehlung in das Haus dieses berühmten Malers, in den prachtvollen Besitz, den er bewohnte. Ich wurde ihm vorgestellt, ich redete so gut, wie ich es vermochte, bat ihn um Entschuldigung, daß ich mir die Freiheit genommen hatte, ihn aufzusuchen. Der Grund dafür sei, so sagte ich ihm, seine große Berühmtheit. Ich bat ihn ferner, mir seinen Rat zu gewähren beim Studium der Malerei, zu der ich mich aus Neigung entschlossen habe. Der gütige Greis verstand mich ausgezeichnet, gab mir freundschaftlich die Hand, führte mich in einen großen Saal, der mit seinen Arbeiten angefüllt war, die er mir mit außergewöhnlicher Freundlichkeit zeigte. Von diesen schönen Werken von seiner Hand sah ich „Die 12 Apostel“ in natürlicher Größe, aber in Halbfigur, die er zu verschiedenen Zeiten ganz ausgezeichnet zu seinem eigenen Vergnügen gemalt hatte. In der gleichen Größe der Apostel hatte er auch den „heiligen Hieronymus“ so kühn ausgeführt, daß ich ihn unverwandt ansah, weil er mir so vorzüglich gefiel. „Nun“, sagte dieser tüchtige Mann, nachdem er meine Zuneigung zu diesem Gemälde bemerkt hatte, „wenn Sie eine Kopie dieses „heiligen Hieronymus“ machen wollen, werde ich ihn Ihnen gern ausleihen, denn Sie scheinen mir darauf zu brennen, Ihr Talent weiter zu bilden.“ Doch als ich einwandte, daß, falls ich das Glück hätte, mit ihm näher bekannt zu sein, ich sein Anerbieten dankbar annehmen würde, unterbrach er mich und sagte: „Ich habe häufig Leute Ihres Vaterlandes besucht, besonders, als ich in Flandern lebte, ich habe niemals Grund gehabt, mich über irgendeinen zu beklagen. So nehmen Sie nur“, fuhr er fort, „den „heiligen Hieronymus“ mit und zeigen Sie mir die Kopie, wenn Sie sie fertig haben.“

⁶⁶⁾ s. Seite 37

⁶⁷⁾ Largillière, Nicolas de, französischer Bildnismaler, geb. 1656 in Beauvais, gest. 1746 in Paris. Er wurde 1680 als Geschichtsmaler in die Akademie aufgenommen. Fiorillo sagt, als Porträtmaler sei Largillière nur von Rigaud übertroffen worden. Wille stach sein Bild für das Werk von Odieuvre (Le Blanc Nr. 129, 1738).

Nachdem ich mich von dem alten Herrn, der so voller Vertrauen in meine Ehrenhaftigkeit war, respektvoll verabschiedet hatte, ließ ich das Bild zu mir bringen, wo ich in kurzer Zeit eine Kopie anfertigte. Ich legte sie Monsieur de Largillière vor, der über die Schnelligkeit meines Arbeitens und über die Ähnlichkeit der Kopie mit dem Original, nach welchem ich sie angefertigt hatte, erstaunt schien. Er machte mir sogar Komplimente, wohl, um mich zu ermutigen; zugleich bot er mir an, einen seiner Apostel zu entleihen; doch bat ich ihn, dieses gütige Angebot bis zum nächsten Frühling aufzusparen. Als Entschuldigung fügte ich hinzu, daß der Winter gekommen sei und ich diese Jahreszeit zum Zeichnen bestimmt hätte; er billigte meine Entscheidung und versicherte mich seiner Freundschaft. Der wahre Grund war jedoch, daß mein Geldvorrat knapp wurde. Der Winter machte sich bemerkbar. Es gab immer noch habgierige Juden, aber ich hatte keine Medaillen mehr, um sie ihnen in den Rachen zu werfen. Ich war an Armut nicht gewöhnt. Es blieb mir nur übrig, Mittel und Wege zu finden, um leben zu können. Ich dachte an verschiedene Auswege und endlich blieb ich bei der Idee, meinen Wetterauer Freund zu befragen, der meiner Meinung nach ein ebenso guter Ratgeber wie Büchsenmacher war. Ich beuge mich also zu ihm, lege ihm meine Sorgen dar und bitte ihn, mir zu sagen, ob er nicht geeignete Mittel und Wege wisse, wie ich aus der bedrohlichen Lage herauskomme. Er hört mir zu, denkt einen Augenblick nach und sagt dann zu mir: „Wenn man sich darum bemüht, gibt es für alles eine Lösung; Sie haben früher Gravierungen auf Büchsenbeschlägen gemacht, wäre es nicht nützlich, Ihre Stichel wieder zu ergreifen und das gleiche zu machen, bis sich etwas Neues findet? Wenn Sie das wollen, werde ich Arbeit für Sie finden.“ Sollte ich da noch zögern? Im Gegenteil, ich dankte ihm für die Mühe, die er sich bei der Arbeitsbeschaffung machen wollte.

Am nächsten Morgen nach unserer Unterredung teilte mir mein Freund mit, daß ein Büchsenmacher namens Malardot, der auf dem Pont Ste. Marie (zu jener Zeit standen noch Häuser auf allen Brücken) wohnte, mich gern beschäftigen würde. Ich schlage ein, man muß ja leben, und bis zum nächsten Frühling arbeitete ich bei diesem Meister, der ebenso zufrieden mit mir war wie böse, als ich die Arbeit aufgab. Da sich meine Lage nicht wesentlich verbessert hatte, arbeitete ich in der gleichen Branche bei Monsieur Bletterie, der in der Straße gegenüber der Comédie Française wohnte; seine Wohnung war äußerst angenehm, und deshalb der auf dem Pont Ste. Marie vorzuziehen, die mir nie gefallen hatte. Monsieur Bletterie war ein sehr tüchtiger Mann, er lohnte und schätzte meine Arbeit; doch nach etwa 8 Monaten, in denen ich ununterbrochen bei ihm gearbeitet hatte, verließ ich ihn ebenfalls, ohne daß unsere gegenseitige Freundschaft darunter gelitten hätte.

Durch meine tägliche Arbeit und dadurch, daß ich mehrere Porträts gezeichnet hatte, hatte ich einiges Geld verdient. Ich hatte mein kleines möbliertes Zimmer behalten. Ich besuchte oft die Comédie Française, von der mir einige Schauspieler aus meiner Bekanntschaft freie Eintrittskarten gegeben hatten. Ich hätte beständig bleiben sollen, die Malerei oder der Kupferstich oder das Zeichnen hätten abwechselnd mein Ver-

gnügen ausmachen können. Aber nein, eine zu schnell gefaßte und noch schlechter überlegte Idee lenkte mich einige Zeit von meinem vorgenommenen Weg ab, ein Beweis für meinen Leichtsinn oder meinen Wankelmuth. So wollte ich bei einem Uhrmacher arbeiten; ich glaubte tatsächlich, daß ein Uhrmacher alles an einer Uhr ausführt, auch die Verzierungen der Gravur bis zur letzten Vollendung des Stücks. Erfüllt von einer solchen Vorstellung komme ich zufällig an der Abtei St. Germain vorbei, wo ich in goldenen Lettern auf einer Tür geschrieben sehe: „Le Lièvre, Uhrmacher.“ „Halt“, sage ich mir, „hier ist sicherlich der Meister, den ich brauche.“ Ich trete sogleich bei Monsieur Le Lièvre ein, frage ihn, ob er Arbeit für mich habe; er bejaht die Frage: „sogar sofort, wenn es Ihnen paßt“, fügte er hinzu. Dieser Vorschlag war nach meinem Wunsch, und am gleichen Tag hatte ich mich in der Werkstatt des Meisters eingerichtet und zwar als Uhrmachergeselle, ich, der ich ebenso unwissend in dieser mechanischen Kunst war, wie ich mich andererseits für etwas ausbebe, das ich gar nicht war. Ich fühlte dieses alles, aber ich verließ mich auf die Leichtigkeit meiner Auffassungsgabe und meine allgemeine Geschicklichkeit, das zu arbeiten, was ich bei meinen Werkstattkameraden sah. Jeder war davon überzeugt, daß ich das Handwerk kannte. Doch eines setzte mich oft in Verlegenheit; der Neffe meines Meisters fragte mich unaufhörlich: „Wie nennen Sie auf deutsch dieses oder jenes Werkzeug oder jenes Teil der Uhr?“ Und da ich die Namen der einzelnen Teile überhaupt nicht kannte, sah ich mich genötigt, um mich nicht zu verraten, den Betrüger zu spielen und auf der Stelle Namen zu erfinden, die es sicher nicht in der deutschen Uhrmacherei gab. Dieser nette junge Mann schrieb sie auf, lernte die Bezeichnungen auswendig und war mir dafür dankbar. Bald war mir die Uhrmacherei zuwider. Nachdem ich mehrere Wochen lang nichts anderes getan hatte, als haarfeine Fäden aus gehärtetem Stahl zu ziehen, hatte ich meinen Meister um Entlassung gebeten, die er mir nur ungern gewährte. Er bezahlte mich für meine ewige Dreherei besser, als ich es geglaubt und verdient hatte. Der gute Monsieur Le Lièvre vermutete, daß ich nach England reisen wollte, und bat mich, zu ihm zurückzukehren, wenn ich Lust dazu hätte.

Nach diesem ungewöhnlichen und für meine wirklichen Studien unfruchtbaren Unternehmen kehrte ich in mein Zimmer zurück. Dort zeichnete ich ein frei erfundenes Porträt, das ich auf eine kleine Platte stach, drucken ließ und den Abdruck einem Kupferstichhändler zeigte, der viel stechen ließ, aber wenig bezahlte. Er nannte sich Odieuvre, wohnte am Quai de l'École gegenüber der Samaritaine am Pont Neuf; er betrachtete meine Arbeit und sagte: „Das ist nicht schlecht.“ „Ich lasse übrigens“, fügte er hinzu, „im Augenblick nach Medaillen die Profile aller französischen Könige zeichnen⁶⁸⁾, und nach diesen Zeichnungen sie von fähigen Leuten stechen. Allerdings kann ich bei bestem Gewissen nicht mehr als 20 Fr. pro Platte bezahlen⁶⁹⁾. Überlegen Sie es sich, wenn Sie mir solche Blätter stechen wollen, sagen Sie mir offen, ob Ihnen dieser Preis zusagt.“ Ich

⁶⁸⁾ Odieuvre, Jean, Maler, Kunsthändler und Verleger in Paris; gab seit 1738 das sechsbändige illustrierte Werk heraus: *L'Europe illustre, contenant l'Histoire des Souverains, des Princes . . . célèbres en Europe.*

antwortete, daß er mir zusagte. „Gut“, rief er aus, „ich habe es gern, wenn man handelt, aber auch mir Gerechtigkeit widerfahren läßt.“ Sogleich gab er mir zwei dieser Zeichnungen und empfahl mir, sie besonders ausdrucksvoll zu stechen.

Ich gehe also mit den beiden Zeichnungen heim und in weniger als drei Wochen waren die Stiche fertig. Deren Platten trage ich sogleich zu Odieuvre, der sie durch die Schutzhülle begutachtet und auch die von mir angefügten Abdrucke. Er legte sie in eine Mappe und sagte zu mir: „Ich bin mit Ihrer Arbeit gar nicht unzufrieden, mit mir sollen Sie vollkommen zufrieden sein, denn ich will Sie gut bezahlen und Ihnen zeigen, daß ich die Künstler fördere.“ Im gleichen Augenblick öffnet er seine Schublade, wo er nicht ausreichend Geld findet, um die erforderliche Summe zu bezahlen. Er ruft seine Frau, die alt, schwerhörig und bucklig war und in der Küche fegte: „Mein Täubchen“, ruft er noch einmal, „hast du nicht noch etwas Geld in deiner Schürzentasche, denn ich will diesen jungen Mann, der für mich arbeitet, bezahlen.“ „Ja, mein Engel“, erwiderte sie und legt das, was sie besaß, auf den Ladentisch, von dem er mich mit Seufzen bezahlt und dauernd sagt: „Ach, wie schnell zerrinnt doch das Geld!“

Trotz seiner Seufzer gab er mir ohne Unterlaß Profil auf Profil zum Stechen; und ich befaßte mich damit sehr ernsthaft. Da kam Schmidt, der bei Larmassin ausgeschieden war und nun ein möbliertes Zimmer in der Rue Galande bewohnte, zu mir und erzählte unter anderem: „Unser Freund Ekhard ⁷⁰⁾ aus Darmstadt, der wie Sie wissen, neben mir wohnt, geht nach England, wohin er berufen worden ist, um einem berühmten Porträtmaler, der in jenem Lande sehr beschäftigt ist, zu helfen. Ich möchte Ihnen vorschlagen, das Zimmer zu nehmen, das er verläßt; so würden wir guten Freunde Wand an Wand wohnen und uns im Notfall gegenseitig unterstützen ⁷¹⁾.“ Dieser Vorschlag gefiel mir, und so wohnte ich denn an der Seite meines Freundes Schmidt, dessen Gesellschaft mir zusagte; dadurch wurde unsere Freundschaft noch enger. Dort in meiner neuen Wohnung setzte ich das Stechen der unvergänglichen Profile für Odieuvre fort; die ständige Beschäftigung damit begann mich zu langweilen, so daß ich den Wunsch verspürte, sie mit einer anderen Tätigkeit zu verbinden, die mir angenehmer wäre. In diesem Augenblick dachte ich an verschiedene von Ekhard gut gemachte Kopien nach den Originalen, die ihm Monsieur de Largillière geliehen hatte, und die Ekhard bei der Abfahrt in meinem Zimmer zurückgelassen hatte. Unter diesen Kopien befand sich das Porträt von Monsieur de Largillière, das ich in Arbeit nahm und in der

⁶⁹⁾ Wir müssen es uns versagen, die folgenden, oft unterschiedlichen Geld- und Münzangaben Willes auf einen einheitlichen Nenner zu bringen oder sie gar in Relation zur jeweiligen Kaufkraft zu setzen.

Wille stach wirklich für die von Odieuvre veröffentlichte Reihe der französischen Könige die Porträts von Childerich II., Theoderich I., Chlodwig III., Dagobert III., Chilperich II., Theoderich II., Childerich III., Karl dem Großen, Ludwig dem Frommen, Ludwig dem Stammler, Karl dem Dicken, Karl dem Einfältigen, Lothar, Hugo Capet, Heinrich I., Philipp I. und Ludwig dem Dicken. Man kann eine genaue Beschreibung davon im Katalog der Werke J. G. Willes von Ch. Le Blanc, Nr. 87 bis 103, finden (Duplessis).

⁷⁰⁾ Dieser Künstler wird in keiner Biographie erwähnt (Duplessis).

Größe der für Odieuvre gelieferten Platten stach ⁷²⁾, von dem ich zuerst eines, mit einem ehrerbietigen Brief versehen, an meinen Vater schickte, um seine Freundschaft wiederzugewinnen. Danach begann ich den Kupferstich des Porträts der Demoiselle de Largillière, aber in größerem Format ⁷³⁾, ebenfalls nach einer von Ekhard zurückgelassenen Kopie. Ich beendete diese Arbeit, indem ich sie mit der Arbeit an den obengenannten Porträts für Odieuvre verband.

Von diesen beiden fertiggestellten Porträts zeigte ich sogleich die Abdrucke dem verehrungswürdigen Monsieur de Largillière, der mich vor Freude umarmte und mich ermahnte, nicht die Laufbahn der Künste aufzugeben. Noch mehr, er riet mir, seinem Sohn (der einen bürgerlichen Beruf ausübte) einen Abdruck des Porträts seiner Schwester zu schenken. Denn er glaube, daß es ihm große Freude bereiten würde. Auf diesen Rat hin ließ ich ein goldumrandetes Druck-Blatt anfertigen und trug es zum Sohn von Monsieur de Largillière. Er dankte mir nicht nur für meine Aufmerksamkeit, sondern drängte mich, trotz meines Widerstandes vier Louisdors anzunehmen, die er mir in die Hand drückte; diese wurden mir später in meinem kleinen Haushalt sehr nützlich (vgl. unsere Abb. VI).

Nachdem dieser Ausflug so glücklich beendet war, suchte ich die Gelegenheit, andere berühmte Künstler der Hauptstadt kennenzulernen; und da mein Freund und Nachbar Schmidt gerade das Porträt des Herzogs von Evreux ⁷⁴⁾ stach, bat ich meinen Freund, mich diesem berühmten

⁷²⁾ In der Wille-Forschung wird allgemein G. F. Schmidt als der ausschlaggebende Lehrer Willes angesprochen, der den Wand an Wand wohnenden hessischen Ziseleur in die spezielle Kunst des Kupferstichs eingeführt habe. Nach seinen Lebenserinnerungen scheint Wille jedoch bereits eine Reihe selbständiger Arbeiten geliefert und bei Odieuvre unmittelbar abgesetzt zu haben, ehe Schmidt sein freilich nur 9 Monate dauerndes, abhängiges Arbeitsverhältnis bei Lar-massin aufgegeben, die eigene Wohnung in der Rue Galande bezogen und erst nach der Abreise von Ekhard den Freund bewogen hatte, zu ihm zu ziehen, wo sie sich „im Notfall gegenseitig unterstützen“ zu können hofften. („Dort in meiner neuen Wohnung setzte ich das Stechen der unvergeßlichen Profile für Odieuvre fort“, Wille.) Das wahrscheinliche Datum für Willes entsprechenden Wohnungswechsel und ihre in gewissem Umfang gemeinsame Arbeit ist, da Wille nur gelegentlich exakte Zeitangaben mitgeteilt hat, nur mittelbar zu erschließen. In jedem Falle darf nicht übersehen werden, daß der sorgfältige Interpret des Oeuvre von Wille die Drucke der „Könige“ sowie, außer anderen, die beiden gewiß nicht mehr anfängerhaft ausgeführten Porträtstiche Nicolas de Largillières und seiner Tochter Marguerite Elisabeth noch in das Jahr 1738 einordnet. Dann hätte sich der in den ersten zwei Pariser Jahren hauptberuflich als Ziseleur und Uhrmacher arbeitende und nebenbei auf der Akademie und in der Anatomie studierende Wille in der Tat ungewöhnlich schnell zu meisterlichem Können im Kupferstich herangebildet.

⁷³⁾ Le Blanc Nr. 129 (Duplessis). Dieser ausgezeichnet durchgearbeitete Stich hält sich bei einer Größe von 15,5×10,5 cm in der Tat an das Kleinformat der „Königsstiche“.

⁷⁴⁾ Sie hieß Marguerite-Elisabeth. Nr. 146 im Katalog von M. Ch. Le Blanc (Duplessis). Bei einem Format von 34,0×25,0 cm stellt diese reizvolle Arbeit das bis dahin größtformatige Stück unter seinen selbständigen Werken dar.

⁷⁵⁾ Katalog der Werke Schmidts von Crayen, Nr. 42 nach einem Gemälde von Rigaud. Die Beziehungen von Wille und Rigaud werden in der so vollständigen Biographie dieses Künstlers nicht erwähnt. Veröffentlicht in „Erstmalige Memoiren über das Leben und die Arbeiten der Mitglieder der Königlichen Akademie der Malerei und Skulptur, veröffentlicht durch die Herren Dissieux, Soulié de Chenévières, Mantz und de Montaignon, bei Dumoulin in 2 Bänden“. Die Biographie von Hyacinthe Rigaud umfaßt im zweiten Band die Seiten 114 bis 200 (Duplessis).

Maler vorzustellen, von dem er geschätzt wurde, und dem auch ich meine Ehrerbietung erweisen wollte. Schmidt willigte gerne ein und führte mich zu Monsieur Rigaud, der uns höflich empfing und dem ich dann mit einiger Kühnheit meine zwei Stiche zeigte; ich bat ihn, nachsichtig zu sein, aber mir offen zu sagen, was er im allgemeinen daran zu tadeln hätte. Dieser Mann, Respekt einflößend durch sein Talent wie durch sein Alter⁷⁵⁾, betrachtete sie sehr ausführlich und sagte endlich: „Monsieur, Sie verdienen, daß man Sie anspornt.“ Diese Erklärung gab mir die Kühnheit, ihm zu antworten, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich Gelegenheit fände, ein einziges Porträt nach einem seiner Gemälde zu stechen, selbst auf meine eigenen Kosten. Da hielt er mir die Hand hin und sagte: „Ihr Unternehmungsgeist und die Liebe, die Sie Ihrem Talent entgegenbringen, erfüllen mich gleicherweise mit Freude. Ich will etwas für Sie tun; hier steht“, fuhr er fort, „das Porträt des Herzogs von Belle-Isle auf der Staffelei, an dem ich noch etwas auszuarbeiten habe; das wird bald erledigt sein. Kommen Sie in acht Tagen wieder zu mir; inzwischen werde ich versuchen, die Erlaubnis des Herzogs zu erlangen, Ihnen sein Porträt zu geben, damit Sie es sorgfältig in Kupfer stechen; muß dieser hohe Herr darob nicht geschmeichelt sein? Lassen Sie mich nur machen, seien Sie davon überzeugt, ich werde alles zu Ihrem Vorteil erledigen.“ Nach dieser freundschaftlichen und in bester Laune geführten Unterhaltung, nahmen wir von diesem ausgezeichneten Mann Abschied, dem ich besonders dankte für seine Güte, sein bereitwilliges Angebot und das Vertrauen, das er mir entgegenbrachte, ohne daß ich bisher den Vorzug gehabt hatte, ihm gut bekannt zu sein.

Der Erfolg meines Vorstoßes bei Monsieur Rigaud machte mir unendliche Freude; ich war voller Hoffnung, doch die Frist der betreffenden acht Tage machte mich ungeduldig und erschien mir sehr lang. Als die Zeit um war, versäumte ich nicht, mich rasch zu meinem Gönner zu begeben, der bei meinem Anblick, sogleich sichtlich selbst zufrieden, ausrief: „Ich habe von dem Herzog die Erlaubnis erhalten, Ihnen sein Bild zu übergeben; es steht Ihnen frei, das Bild mitzunehmen, wann es Ihnen paßt.“ Ich dankte diesem vortrefflichen Mann für die Mühe, die er für mich auf sich genommen hatte, und rasch ergriff ich das Bild, um es mitzunehmen. „Langsam“, sagte er da, „Eifer ist gut, aber ein bißchen Geduld ist es manchmal auch. Hier“, fuhr er fort, „bringt mein Kammerdiener den Kaffee, den wir zusammen trinken werden, wenn es Ihnen beliebt.“ Ich fühlte wohl, daß diese Vertrautheit mich nicht übermütig machen durfte; denn Monsieur Rigaud hatte den Ruf, sehr vornehm, sogar streng zu sein; ich wurde jedoch vom Gegenteil überzeugt, denn während des Essens war er sehr leutselig und erzählte mir von seiner Jugend, von den Anstrengungen, die er gehabt hatte, um mehr als ein gewöhnlicher Maler zu sein, daß er sich an die Natur gehalten, daß er sie ohne Unterlaß

⁷⁵⁾ Der berühmte, am 20. VII. 1659 in Perpignan geborene Porträtmaler Hyacinth Rigaud, seit 1700 Mitglied der Akademie und weiterer einflußreicher Künstlergesellschaften, der offenbar bis in sein hohes Alter hinein künstlerisch tätig war, war bereits 84 Jahre alt, als nach siebenjährigem, entbehrungsreichem Aufenthalt in Paris der damals 28jährige Wille durch ihn die entscheidende berufliche Förderung erfuhr.

beobachtet, kurz, daß er seine Kunst mit Leidenschaft geliebt habe. Noch mehr, er lud mich ein, ihn öfters zu besuchen, woraus er ersehen würde, ob ich Wert auf seine Freundschaft lege. Er fügte noch hinzu: „Ich habe bemerkt, mit welcher Hingabe Sie an Ihrer Begabung arbeiten, machen Sie so weiter, dann werden Sie weiter kommen, denn Sie sind jung; Sie sind weit von Ihrem Vaterland entfernt, wo Ihre Eltern wohnen, und deshalb will ich Ihnen wie ein Vater zur Seite stehen, ich verspreche es Ihnen; doch führen Sie sich gut auf!“ Konnte mein Herz einem solchen Versprechen gegenüber unbewegt bleiben? Dieser hervorragende Mann hat Wort gehalten und niemals werde ich vergessen, was er für mich getan hat ⁷⁶⁾.

Endlich verabschiedete ich mich von dem tüchtigen Mann. Ich ging heim mit dem Gemälde, von dem ich sofort die Zeichnung für den Stich machte, den ich anschließend mit ebensoviel Eifer wie Sorgfalt begann; und obgleich meine Börse fast leer war, beunruhigte mich dies wenig. Nur diese Arbeit beschäftigte mich und hatte ihren Reiz. Das alles hinderte mich allerdings nicht, ohne Unterlaß, sogar teilweise während der Nacht, für mich zu zeichnen. Außer der Akademie besuchte ich auch die Anatomie, denn ich glaubte, daß das eine mit dem anderen Hand in Hand gehen sollte. (Als ich das erste Mal einer Sektion beiwohnte, widerte der Geruch mich so stark an, daß ich ständig Tabak schnupfte; die Chirurgen bemerkten dies und kamen, um mit ihren vom Sezieren der Leichen beschmutzten Händen in meiner Tabakdose herumzuwühlen, und sagten: „Mit Ihrer Erlaubnis, Monsieur, nehmen wir auch Tabak.“ Ich durfte das nicht ablehnen, doch hörte ich auf, selbst welchen zu nehmen, und beim Hinausgehen warf ich den Rest des Tabaks auf die Straße. Es ist indes zu bemerken, daß man sich mit der Zeit an die widerlichsten Dinge gewöhnt, wenn sie einen nützlichen Zweck haben.) Doch trotz allem, man mußte leben. Das war das Wichtigste, und ich bedachte es besorgt. Ich ging zu Monsieur Odieuvre, dem ich das Porträt von de Largillière anbot, der mir nach einiger Diskussion über den Preis verwunderlicherweise die Summe von baren 80 sauberen Pfund bezahlte, unter der Bedingung, daß ich ihm zum gleichen Preis auch das Porträt des Prinzen von Dessau ⁷⁷⁾ und das von Cromwell ⁷⁸⁾ stach; ich habe sie dann auch gleich gestochen.

Anderen Tags nach diesem schönen Handel, den ich mit Monsieur Odieuvre abgeschlossen hatte, klopfte es am frühen Morgen an meine Tür. Ich werfe mir rasch einen Schlafrock über und öffne. Ich sehe einen schwarz gekleideten Mann mit blonder Perücke und einem Hut unterm Arm, der nach Monsieur Wille fragt. „Das bin ich, zu dienen“, antwortete ich ihm. „Teufel auch“, ruft er; „es scheint, daß Sie kein Geld brauchen, da Sie es nicht

⁷⁶⁾ Offenbar hat Rigaud bald nach der entscheidenden ersten Probearbeit unserem jungen Wille auch noch den Auftrag zum Stich des Gemäldes seiner Frau, der Madame Elisabeth de Gony, sowie des Gemäldes des Marschalls Moritz von Sachsen erteilt, von denen der letztgenannte freilich erst im Jahre 1745 erschienen ist. Doch bereits gegen Ende des Jahres 1743 (27. XII.) starb der greise Künstler im 85. Lebensjahr. Trotz dieser nur kurzen Episode auf seinem langen Lebenswege brachte sie für Wille den entscheidenden Durchbruch.

⁷⁷⁾ Le Blanc, Katalog Nr. 157.

⁷⁸⁾ Ebendort. Nr. 165.

für nötig halten, eine bestimmte Summe, die Ihnen zugedacht ist und schon längere Zeit ruhig in meinem Hause liegt, abzuholen.“ „Sagen Sie mir Monsieur“, erwidere ich, „Ihren Namen und Ihre Wohnung und Sie werden sehen, daß ich mir schon heute das Vergnügen machen werde, Sie von der in Ihrem Hause so ruhig liegenden Summe Geldes zu befreien. (Mein Vater, der mir schrieb, er schicke mir Geld, hatte vergessen, bei wem ich es abholen sollte.) Er nannte mir beides und ging. Noch im gleichen Augenblick gehe ich zu Schmidt, der bereits auf den Beinen war, ich bat ihn, schnell mit mir zu kommen. „Und weswegen so schnell?“ „Um Taler zu holen.“ „Taler! Wunderbar! Und wo?“ „Ich weiß es, kommen Sie und Sie werden die Taler sehen, dir mir vom Himmel gefallen sind.“ „Einverstanden! Ich begleite Sie unter der Bedingung, daß, da Sie heute reich sein werden, Sie mich und unsere Freunde heute abend mit einem delikaten und schmackhaften Mahl bewirten.“ „So sei es; Sie werden mit mir zufrieden sein.“

Nach Beendigung dieses Zwiegesprächs und nachdem wir uns fertig gemacht hatten, gingen wir fröhlich zu dem Besitzer meiner Taler. Es war ein Tuchhändler aus der Rue du Chevalier-du-Guet, der mir bei unserem Eintritt in seinen Laden ohne zu zögern 100 Taler oder 300 Pfund auf den Tisch zählte. Der Anblick dieser Summe erfreute mich unendlich; doch bemerkte ich meinem Bankier gegenüber, daß ich nach Mitteilung meines Vaters 100 Reichstaler erhalten sollte, die 400 französischen Pfund entsprächen. Ich sagte, es sei nicht recht, daß ich soviel von der Summe verlöre und daß es sicher ein Irrtum sei. Der Händler, ein sehr ehrenwerter Mann, erwiderte, ich hätte recht. „Doch“, fügte er hinzu, „mein Bruder, der sich auf der letzten Frankfurter Messe befand, wurde dort beauftragt, die fragliche Summe Ihnen nach Paris zu bringen. Bei seiner Rückkehr sagte er mir, für Monsieur Wille aus der Rue Galande 100 Taler aus unserer Kasse bereitzuhalten, ohne dazu zu sagen, ob es deutsche oder französische Taler seien. Anschließend sei er aus geschäftlichen Gründen für ihr Haus nach Lyon gefahren. „Ich bitte Sie also“, setzte er hinzu, „die Rückkunft meines Bruders abzuwarten, der alles so gut wie möglich klären wird.“ Warten, welch ein Rat! Er war zweifellos gut, mißfiel mir aber und ohne weitere Einwände wischte ich meine 300 Francs vom Tisch in meinen Hut und gab meinem gütigen Bankier eine Quittung. Doch ich versicherte ihm, wiederzukommen, um zu erfahren, ob sein Bruder aus Lyon zurückgekehrt sei; doch auch dies versäumte ich so leichtherzig wie manches andere.

Nach dieser schwierigen Geldangelegenheit schrieb ich noch am gleichen Tag einen Dankesbrief an meinen Vater für das Geld, das er mir geschickt hatte. Ich versicherte ihm vor allem, daß die neugeschenkte väterliche Liebe, die ich aus seiner Großzügigkeit mir gegenüber erkannte, meinem Herzen sehr viel teurer sei als das erhaltene Geld. Im übrigen fühlte ich genau, daß das Wohlwollen meines Vaters von der Freude herrühre, die er bei der Betrachtung des Porträts von de Largillière empfunden hatte. Er hatte es mit einem meiner Briefe erhalten, und nach seiner genauen Betrachtung hatte er wohl Hoffnung geschöpft, daß ich mich nun ent-

schlossen hätte, nach einem festen Plan zu arbeiten und nicht mehr so oft wie früher meine Pläne und Versuche zu ändern. Diese Überlegungen, falls mein Vater sie angestellt hatte, konnten bis zu einem gewissen Punkt stimmen. Meine weitere Erzählung wird es zeigen⁷⁹⁾.

Schließlich erinnerte mich mein Freund Schmidt, der mich zu meinem Dukatenspender begleitet hatte, daß ich meinem Versprechen gemäß nicht nur ein schlichtes Essen zu geben hätte, sondern ein ausgesuchtes. Das war versprochen. Er hatte recht, er liebte das Besondere und wußte, daß das Gute besser als das Schlechte sei, und daß Ausgezeichnetes das Gute übertrifft. Schmidt wußte das, denn er hatte Geist und überdies einen feinen Geschmack. So führte ich ihn am gleichen Abend in den „Blumenkorb“ in der Rue de la Huchette zu einem renommierten Weinhändler, bei dem man sicher war, daß er nicht panschte. Er kannte uns gut und bei ihm trafen sich die befreundeten Künstler regelmäßig zum Abendessen in einem Zimmer, das immer für sie reserviert war, und das sie „Kneipchen“ nannten. Es war fast ein altes Erbgut der Künstler und seit Jahren durch unsere Vorgänger geweiht, denn dort hatten sie immer auf ihr gegenseitiges Wohl in größter Herzlichkeit getrunken. Die Ehre, die Nacheiferer dieser ehrwürdigen Vorfahren zu sein, lag uns am Herzen. Wir hatten die Pflicht, den Ruhm, wenn das noch möglich war, durch unseren Freundschaftsbund zu vergrößern und mit dem Glase in der Hand zusammen zu singen. Unsere Nachfahren werden sein wie wir, wenn sie Künstler sind und gute Freunde bleiben.

Nach dieser sehr notwendigen Einleitung begab ich mich mit Schmidt zu unserem lieben „Blumenkorb“ (zu jener Zeit speisten die besten Kreise von Paris in den Gasthäusern. Dieser Brauch ist verlorengegangen. Die Garköche der Rue de la Huchette sind verschwunden; man spricht nicht mehr von ihnen), der immer noch durch den guten Bacchus reich bestückt war. Dort fanden wir bereits zwei unserer Freunde vor, die ich eingeladen hatte, und zwei andere, die der Zufall an diesem Tag dorthin geführt hatte, die ich nötigte, ebenfalls von meiner Großzügigkeit zu profitieren. Wir waren also sechs Freunde, alle sehr jung, fröhlich und mit gesegnetem Appetit.

Die Ehre gebot mir, alles, koste es was es wolle, mit Größe und Anstand auszurichten. Und so handelte ich. Ich war mir meines Reichtums bewußt, der ich am Tage zuvor kaum einen ärmlichen Taler in der Tasche hatte. Welch eine glückliche Zeit! Die Rue de la Huchette war weithin bekannt, denn sie war nur von Garköchen und anderem dem Gaumen dienendem Wirtsvolk bewohnt. Einige von ihnen waren berühmt durch ihre Kunst, köstliche Braten herzurichten und immer neue Soßen von delikatestem Geschmack zu erfinden. Es gab aber auch „Meister“, deren Kunst darin bestand, das, was eigentlich mit Sorgfalt hätte gebraten werden sollen, in Kohle zu verwandeln und die saftigsten Stücke auszudörren. Doch

⁷⁹⁾ Nach der Zusammenstellung von Le Blanc (S. 143 f.) hat Wille in der Zeit zwischen 1738 und 1743, also vor dem repräsentativen Porträtstich des Marshalls de Belle-Isle, außer den 19 „Königen“ noch 6 Stiche für Odieuvre sowie 13 weitere, vorwiegend größere Arbeiten für andere Verleger gebeitet.

waren sie zuvorkommend, indem sie gerne und sogar mit Höflichkeit weniger wählerischen Liebhabern ihr schlecht gewürztes Geflügel zu mäßigen Preisen überließen.

Andere Schankwirte (vivandiers), Nachbarn der ebengenannten, erfreuten sich eines noch anderen Rufes: den einer außerordentlichen Unsauberkeit. Sie wußten es vielleicht selbst, denn sie verschleuderten freigebig die völlig verdorbenen Reste, sogar mit Verlusten, besonders dann, wenn sie beabsichtigten, sich still und heimlich davonzumachen aus ihren verräucherten Spelunken, die sie von ebenso geschäftstüchtigen und ebenso sauberen Vorgängern übernommen hatten. Sollte ich mich solcher Kochkünstler bedienen? Nein. Ich schmeichelte mir, etwas Geschmack zu besitzen. Deshalb ließ ich den Mann mit wertvollen und guten Waren zu mir kommen, der mit Recht sich einen guten Ruf geschaffen hatte. So konnte ich auswählen und versäumte nicht, die besten Stücke für uns auf die Seite zu legen, für die die Preise, üblicherweise nach einigem Handeln, festgesetzt wurden. Dieser gute Mann, der uns schon kannte, war rührig und ehrenwert, aber kahlköpfig; und da er beim Verhandeln mit mir immer sein Käppchen in der Hand behielt, erregte die Nacktheit seines Schädels unsere Aufmerksamkeit. Es war leicht, seine Form und die verschiedenen Narben zu betrachten, über die wir heimlich sehr lachten, denn er schien uns Ähnlichkeit mit dem eines zornigen Truthahns zu haben. Während wir uns noch so amüsierten, war unser Wirt verschwunden und befand sich bereits bei seinen Herden und seinen Bratrosten, die er mit unvorstellbarer Schnelligkeit bediente und drehte. So mußte es auch sein, da er nach kaum einer knappen Stunde schon unseren Tisch mit dem, was ich ausgewählt hatte, deckte, und alles war vollendet zubereitet. So erhielt er von uns viel Lob, das er bescheiden mit einem Glas Wein, das ich ihm gern bot, entgegennahm. Er war darüber so gerührt, daß er mir die Hand hinstreckte, nicht um die meinige zu ergreifen, sondern damit ich das Geld hineinlegte, das ich ihm schuldete. Es war nur recht, daß er bezahlt wurde, und ich bezahlte nahe bei der Tür. Er dankte mir und bat mich, ihn öfter in Anspruch zu nehmen. Ich versicherte ihn sowohl meiner finanziellen Beständigkeit wie meiner Zuneigung zu seinen Braten und guten Soßen. Dafür dankte er mir, verneigte sich kurz und verschwand.

Unsere gegenwärtige Lage erschien uns wunderbar, sogar beneidenswert. Die Gerichte auf unserem Tisch waren hervorragend, die Weine erlesen. Wir stießen mit unseren vollen Gläsern an; wir leerten sie oft, wir füllten sie von neuem. Geschichten, Lachen, Possen und Scherze folgten rasch aufeinander. Jeder war mit sich und mit mir zufrieden. Als wir uns gegen Mitternacht trennten, gaben wir uns alle freundschaftlich die Hand. Jeder begab sich, vielleicht ein wenig schwankend, zu seiner Heimstatt, wo er oft nicht einmal Feuer oder ein Zündholz vorfand, um seine ärmliche Kerze anzustecken.

Man darf nicht vergessen, daß wir alle junge Künstler ohne allzu große Sorgen waren, zwar oft ohne flüssige Mittel, doch immer bereit, uns in allen Ehren zu vergnügen, wie es die Umstände, unsere Mittel oder die Gelegenheit bot, ohne daß unsere Studien dadurch beeinträchtigt wurden.

Es war unser Ziel, in der Welt mehr Aufsehen durch unser Talent zu erregen als durch Lärm in den berühmtesten Kneipen der Erde.

Am Tage nach diesem freundschaftlichen Abendessen hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als den Brief an meinen Vater zur Hauptpost zu tragen. Beim Promenieren sehe ich wie durch Zufall in der Rue de L'Arbre-Sec eine Sammlung schöner Silbermedaillen, die ein Juwelier ausgestellt hatte, um sie als Besonderheit Liebhabern solcher schönen Dinge zu verkaufen; und da ich mir schmeichelte, zu dieser Gruppe von Liebhabern zu gehören, trat ich in den Juwelierladen ein mit dem Auftreten eines Mannes, der die Mittel in der Tasche hat, um seine Liebhaberei zu befriedigen. Ich beginne, in der Sammlung herumzuwühlen; ich suche sehr schöne Stücke aus, ich feilsche, bezahle sie fürstlich und gehe fröhlich heim, wo ich meinen Erwerb sofort meinem Freund Schmidt zeige. Er prüft schweigend ein Stück nach dem anderen, bewundert die Schönheit der Arbeit, um mir schließlich kühl zu sagen: „Sie sollten Ihr Geld besser zusammenhalten.“ Er hatte nicht unrecht; doch wurde ich nicht sparsamer. Der Degen, den ich trug, und dessen Korb nur aus vergoldetem Kupfer bestand, gefiel mir schon lange Zeit nicht mehr, und ohne zu zögern kaufte ich mir einen mit einem silbernen Korb. Das war nicht alles. Ein Rock aus Lyoner Seide mit Blumenmustern auf silbernem Grund, ein Hut mit goldener Tresse folgten rasch am gleichen Tage nach, so daß mein Schatz sehr in Anspruch genommen wurde. Schmidt beobachtete mich, doch da er klüger war als ich, billigte er meine Verschwendungssucht nicht, die seiner Meinung nach unüberlegt war. Er gab mir zu verstehen, daß das Porträt des Herzogs von Belle-Isle, das ich auf meine Kosten stechen wollte, Zeit und Geld erfordern werde; daß ich Überlegungen über meinen Lebensunterhalt während dieser Unternehmung anstellen müßte; und daß dies absolut notwendig sei. Schmidt hatte wiederum recht. Doch gab ich ihm zu bedenken, daß mein Vater mir Beweise seiner Zuneigung gegeben habe und daß es wahrscheinlich sei, daß er mir noch weitere geben werde, indem er mir, wenn nötig, kleine Summen zukommen ließe, wie er es jüngst gemacht hatte. „Und außerdem“, fuhr ich fort, „Sie wissen ja, mein Freund, daß ich ständige Arbeit für Odieuvre habe, den Mann, der die Arbeiten seiner Kupferstecher so großzügig bezahlt, daß viele, so wie auch Sie, ihn mit zweideutigen und wenig wohlklingenden Lobreden überhäufen. Doch mich betrifft das nicht — ich werde sicher im Notfall leicht und angenehm in der Börse dieses Kupferstichhändlers wühlen können. Somit werde ich ruhig leben und arbeiten können; ist das nicht tröstlich für mich?“ — „So tröstlich wie sicher“, rief Schmidt und grinste, wie es seine Art war, wenn er etwas in Frage stellte. Im übrigen verdroß uns diese Diskussion; sie führte zu nichts und mußte beendet werden. Zuerst war sie ernst und freundschaftlich; dann wurde sie unlogisch und oberflächlich. Doch kam glücklicherweise wieder Ruhe auf und wir riefen aus vollem Herzen: „Schluß mit unserer Diskussion!“ Nach diesem sinnreichen Spruch lachten wir und machten Scherze, sowohl gute wie schlechte. Zum Glück war die Tür geschlossen.

Zu jener Zeit kam J. M. Preisler⁸⁰⁾, ein junger Nürnberger Kupferstecher und Sohn des Direktors der Akademie dieser Stadt, nach Paris; er wurde von seinem Freund Sauter⁸¹⁾ aus Arbon in der Schweiz, der gleichfalls Kupferstecher war, begleitet. Diese jungen Künstler kamen sofort zu uns; nach vorheriger Absprache kamen sie zu Monsieur Cars⁸²⁾, Kupferstecher und Mitglied der Königlichen Akademie, der darüber entzückt war und sie nützlich anstellte. Ich bemerkte dies, weil diese liebenswerten jungen Leute später meine guten Freunde wurden.

Zu jener Zeit veröffentlichte Schmidt das Porträt des Grafen von Evreux⁸³⁾, das er nach einem ausgezeichneten Gemälde von Rigaud gestochen hatte. Dieser Stich erregte Aufsehen. Er wurde von Liebhabern und Künstlern so hoch eingeschätzt, daß sie dem Autor rieten, ihn der Königlichen Akademie vorzulegen, damit er dort aufgenommen werde. Doch Schmidt wußte, daß seine Religion nach dem Gesetz ein Hindernis für die Aufnahme darstelle. Ludwig XV., der von dieser Schwierigkeit erfahren hatte, hob jedoch das Gesetz für einen so würdigen und ausgezeichneten Künstler auf. Mein Freund stellte also seine Werke der Versammlung der Akademie vor, die sie mit Vergnügen betrachtete und ihren Schöpfer einstimmig aufnahm. Es war, wenn ich mich recht erinnere, im Frühling 1742⁸⁴⁾.

Dieses Ereignis machte mir große Freude; doch dauerte diese Freude nicht lange, denn Schmidt, der immer aufrichtig war, gestand mir rundheraus, daß er sein möbliertes Zimmer aufgeben werde, daß er aber hoffe, daß diese Trennung nichts an unserer alten Freundschaft ändern werde. Er müsse aber in Betracht ziehen, daß er, da er nun den Titel eines „Graveur du Roi“ trage, schon aus Reputation eine hübscher eingerichtete Wohnung beziehen müsse, wo er nicht nur in würdigerer Form seine neuen Kollegen, sondern auch andere Persönlichkeiten, die ihm die Ehre ihres Besuches erweisen würden, empfangen könne. Schmidt bemerkte, daß ich den Kopf schüttelte und nichts sagte und sah daraus, daß ich darüber nicht glücklich war; doch er gab sich den Anschein, nichts davon zu merken. Er bat mich freundlich, ihn zu begleiten, um ihm bei der Suche nach einer geeigneten Wohnung zu helfen. Ich stimmte zu und wir brachen sofort auf und fanden, ohne uns groß zu ermüden, eine hübsche Wohnung in einem

⁸⁰⁾ Jean Marie (sic!) Preisler, geb. 1715 in Nürnberg; er starb 1794 in Kopenhagen (Duplessis). Nach diesen Angaben Duplessis ist unsere Anm. Nr. 16 zu berichtigen. Vgl. auch Willes spätere Notiz (s. S. 32), die Freunde Preislers und Sauter seien genauso alt wie er. Vgl. überdies den nach eigener Zeichnung gefertigten frühen Porträtstich Willes von seinem Freunde Preisler, der die ausführliche Unterschrift trägt: „Jean Martin Preisler, Graveur, Né à Nuremberg le 14. Mars 1715, Dessiné et Gravé Par son Ami J. G. Will. à Paris 1743.“

⁸¹⁾ Nagler erwähnt in seinem „Kunstlexikon“ eine Anzahl Künstler namens Sauter, sagt aber nichts über den hier erwähnten (Duplessis).

⁸²⁾ Laurent Cars, geb. im Mai 1699 in Lyon, gest. am 14. April 1771 in Paris, wurde am 31. Dezember 1733 in die Akademie aufgenommen wegen der gestochenen Porträts von Mich. Anguier nach Gab. Revel und von Seb. Bourdon nach H. Rigaud (Duplessis).

⁸³⁾ Katalog der Werke G. F. Schmidts von Crayen, Nr. 42. Dieses Porträt war 1739 gestochen (Duplessis).

⁸⁴⁾ Faktisch wurde Schmidt 1742 wegen seines Porträts von Pierre Mignard aufgenommen (Duplessis). So liegt hier ein klarer Erinnerungsfehler Willes vor.

schönen Haus am Quai des Orfèvres, die uns gut gefiel und die Schmidt sogleich mietete. Danach setzte er sich mit einem dienstbeflissenen Dekorateur ins Benehmen, der die Wohnung innerhalb eines Tages ganz einrichtete, und zwar so, wie es für einen einigermaßen häuslichen Junggesellen paßte.

Am folgenden Tag beschloß Schmidt umzuziehen. Wir bestellten einen kräftigen Lastträger; sein Traggestell war bald beladen. Wir beluden es mit einer Truhe aus dem 16. Jahrhundert, die mit Seehundsfell bezogen war. Wir hatten dahinein eine Art preußischer Artillerie-Uniform mit anderen guten Kleidungsstücken und der schon gewaschenen Wäsche gelegt, darüber hängten wir Stiefel aus Kalbsleder ohne Sohlen, die aber oben noch in Ordnung waren, wir fügten Berliner Pantoffeln dazu und einen Sack mit vielen nützlichen Gegenständen. Ringsherum banden wir noch gut erhaltene Zeichenmappen und kunstgeschichtliche Bücher mit Schnur an diesem Aufbau fest. Um die Pyramide vollständig zu machen, setzten wir obenauf eine Mütze aus sibirischem Otterfell und auf das Ganze einen Mantel von merkwürdigem Schnitt und undefinierbarer Farbe. Als alles so kunstvoll aufgebaut war, setzten wir uns, ohne das geringste Aufsehen zu machen, in Marsch, um den wertvollen Transport so nützlicher Dinge, die für einen geordneten Haushalt nötig sind, zu begleiten. Wir selbst trugen die Rollen mit Kupferstichen, Zeichnungen, weißem und farbigem Papier und kamen ohne Zwischenfall im neuen Heim meines Freundes an, wo alles abgesetzt, entstaubt und verteilt wurde. Schmidt zog aus seinen Taschen sein Reißzeug, eine Schachtel mit Wachs zum Präparieren der Kupferplatten, sowie Stichel, Vergrößerungsgläser und mit Stielen versehene Stifte, schließlich seine Nachtmütze und den „Hinkenden Boten“ aus Basel in deutscher Sprache, den er sehr schätzte ⁸⁵⁾.

Als dieses Unternehmen beendet war, atmeten wir auf; nach solchen Anstrengungen war ein Essen dringend notwendig. Aus diesem Grund zog Schmidt Mandelmilch und Roggenbrötchen hervor, an denen wir uns labten. Als alle Arbeit beendet war, gab ich Schmidt die Hand und wünschte ihm das, was man gewöhnlich seinem Freund wünscht, wenn man von ihm Abschied nimmt. Schmidt schien darüber gerührt. Noch ein Händedruck und ich eile auf mein Zimmer, um mich darin zu verkriechen; dort, auf einem geflochtenen Stuhl sitzend, den Kopf auf dem Arbeitstisch aufgestützt, sagte ich mir traurig: „Es gibt doch nichts Beständiges auf der Welt! Ich sehe ein, das ist so ganz richtig; doch bin ich ganz allein! Schmidt, der alte Kamerad, hat diese Wohnung verlassen! Wo ist die glückliche Zeit, die so schnell verstrichen ist? Vorbei! Wo nur eine hölzerne Wand uns trennte? Wo fände man zwei junge Künstler, die dem gleichen Ziel zustreben, und die aufrichtigere Freunde gewesen wären als wir? Wir, die wir am gleichen Tisch, oft ohne Tischtuch, aßen. Mit eisernen Gabeln aus einer gesprungenen Schüssel, wenn immer nur ein wenig Fleisch auf

⁸⁵⁾ Nach eingeholten Informationen hat es in der Tat neben dem bekannten „Lahrer Hinkenden Boten“ zumindest zwischen 1800 und 1895 auch in Basel einen „Hinkenden Boten“ gegeben. Das genaue Anfangsdatum dieser Wochenzeitung, die Schmidt um das Jahr 1742 bezogen haben soll, haben wir nicht ermitteln können.

ihrem Grunde lag. Gewiß waren solche Mahlzeiten nicht reichlich, ja, oftmals eben ausreichend. Trotzdem waren wir fröhlich und so zufrieden, daß wir häufig statt eines guten Nachtisches unsere Degen ergriffen, um geschickt gegenseitige Ausfälle zu machen, oder daß wir gegenseitig unsere Porträts zeichneten, um uns mehr und mehr im Zeichnen zu verbessern. Oder es arbeitete ein jeder für sich mit dem Stichel in der Hand und sang gedankenverloren vor sich hin, um das Beste aus sich herauszuholen.

Und welche Freude war es für uns, wenn wir vor Sonnenaufgang mit unseren Mappen unterm Arm Paris verließen, um in der Umgebung zu zeichnen, seien es die Hütten der Gärtner, seien es weiter entfernte Landschaften. Zur Essenszeit begaben wir uns oft in irgendeinen bäuerlichen Gasthof und aßen dort kaum gesäuertes Brot mit nicht mehr ganz frischer Knoblauchwurst. Wir tranken den bekannten Wein vom Montmartre oder Ménilmontant, dessen Geschmack der Schrecken aller Trinker auf 6 Meilen im Umkreis ist. Nach solchen Mahlzeiten nahmen wir unsere Arbeit mit dem gleichen Eifer wie am Vormittag auf. So waren unsere Tage gut genutzt, unsere Mappen füllten sich mit Zeichnungen, die oft nicht schlecht und voll mancher guter Einfälle waren; oft aber waren sie auch flüchtig und ohne rechten Ausdruck. Doch wenn die Sonne zu sinken begann, mußten wir unsere manchmal sehr entfernten Standorte verlassen, die weit draußen lagen, mußten Feldwege benutzen und holperige Pfade einschlagen, um die Hauptstraße zu erreichen, die uns, staubig und schweißbedeckt, oft beim Laternenschein nach Paris zurückführte. Mit einem Bärenhunger und Durst kamen wir dann in unserem möblierten Zimmer an, wo sich gewöhnlich nichts befand, was uns hätte stärken können. Diese Lage war zweifellos nicht angenehm, um so mehr, da man leben mußte und wir aus verschämtem Ehrgefühl heraus unsere bedrängte Lage den Bekannten verbergen mußten. Das war nicht leicht, denn unsere Finanzen befanden sich nicht immer in wünschenswerter Lage.

Unter solchen Verhältnissen wurde der alte Mantel, den ich bereits erwähnte, für uns von größtem Nutzen; er gehörte zu Schmidts Garderobe, der ihn von einem Juden, Altwarenhändler von Beruf und spanischer Nationalität, erworben hatte. Dieser ebenso gelehrte wie in seinen Erzählungen glaubhafte Mann hatte Schmidt bei Moses und allen Propheten geschworen, daß dieser Mantel dadurch noch ehrwürdiger sei, daß er die Schultern eines hohen Offiziers bedeckt hatte, der in der allerchristlichsten Armee von Ferdinand und Isabella diente bei der Belagerung von Granada, als die Mauren diese Stadt so tapfer verteidigten. Von dort ging er durch die Hände sehr vieler Liebhaber, die er entzückt hatte. „Denn für mich“, hatte der Jude hinzugefügt, „habe ich ihn nicht ohne Mühe von einem Rabbi aus Valladolid erworben, der inkognito dort lebte. Dieser Mann brauchte Geld, um seine Tochter Sara auszusteuern, die einen intelligenten jungen Mann, einen neugetauften Christen, heiraten wollte. Er wollte mit seiner jungen Frau nach Mexiko oder Chile gehen, um dort sein Glück zu machen beim Handel mit gesalzenen Rinderhäuten, mit eingepökelten Ochsen, mit Seehundsfellen aus Ontario, mit Fischotter-

und Biberpelzen der Alaska-Eskimos und mit Eberköpfen aus Kanada.“ Kurz, um die lächerliche Geschichte dieses ewigen Mantels zu beenden, er muß oft und weit gereist sein. Seine vielen geflickten Stellen bewiesen das ebenso wie seine Farbe, ein dunkles Braun, das vom Tragen und durch die langwährende Benutzung stark verblaßt war. Sein Schnitt schließlich erschien uns ostgotisch, und nach Modeblättern von Santiago de Compostela sind diese Form und diese Farbe bei der eleganten Welt auf Mallorca heute noch in Mode.

Nach diesem ebenso wahren wie unnützen Bericht, den ich eben gegeben habe, ist es höchste Zeit, daß ich zum Hauptthema zurückkehre, das ich fast vergessen habe. Dieser wunderliche, eben gepriesene Mantel wurde uns nützlich, wenn unsere Börsen fast leer waren; dann legten wir ihn uns wechselweise um die Schultern, um uns bei Einbruch der Dunkelheit so verummt zu den Fischweibern und anderen Krämerinnen am Place Maubert zu schleichen, um bei ihnen Lebensmittel zu niedrigeren Preisen als am helllichten Tage einzuhandeln. Allerdings überschütteten uns diese teuren Damen, oft rot vor Wut, stets recht freigebig mit einer Flut höchst saftiger und äußerst beleidigender Schimpfwörter, wenn ihnen unser Angebot mißfiel. Doch dann stellten wir uns taub, um durch Geduld zu einem anständigen Preis einige annehmbare Lebensmittel zu erstehen, die wir, wenn wir handelseinig geworden waren, beim Schein ihrer schlecht geschneuzten Lampen bezahlten. Dann schlugen wir unsere Einkäufe in ein Tuch und trugen sie nach Hause, um sie dort zu kochen, zu rösten oder zu braten und zu verspeisen und lachten dabei über unsere Lage und unsere Art zu leben. Denn weder Kummer noch Traurigkeit waren je bei uns zu Gast; wir waren jung, tätig, voller Gesundheit, voll Hoffnung und begierig, Talent und Ehre zu erlangen. Dabei war Schmidt sparsamer und klüger als ich, das muß ich offen und frei heraus bekennen.

Nun scheint es mir genug des Berichtens über das Zusammenleben und die Trennung zweier Freunde, deren Freundschaft trotzdem fortbestand. Jetzt werde ich von mir und meinen Dingen berichten. Nach dem Auszug Schmidts bewegte mich für den Rest des Tages und sogar für einen Teil der folgenden Nacht eine Reihe von Gedanken, besonders über meine ungewisse Lage. Beim Aufwachen am nächsten Morgen sagte ich mir: Welch ein Schweigen herrscht um mich her! Bleibe ich oder bleibe ich nicht? Das von Schmidt aufgegebenes Zimmer wird wahrscheinlich bald wieder belegt sein, doch von wem? Vielleicht von einem Wüstling, einem Radaubruder oder einem anderen Subjekt. Obgleich ich, wie ich glaube, gut bin, werde ich bei meinem wenig duldsamen Wesen früher oder später mit solchen Nichtsnutzern unerfreuliche Auseinandersetzungen haben. Doch auch das Gegenteil könnte eintreten: ein liebenswürdiger, anständiger und freundnachbarlicher Mann könnte genau so gut an meine Seite ziehen. Doch da diese Überlegungen nur auf simplen Annahmen begründet waren, mußte ich nach den Regeln der Klugheit prüfen, welches das bessere Teil sei, das ich in meiner gegenwärtigen Unsicherheit zu wählen hatte. Bei meiner natürlichen Ungeduld fühlte ich, daß mir diese Erwägungen schrecklich lästig waren, und daß eine rasche und bestimmte Ent-

scheidung mir besser zusagen würde. Deshalb beschloß ich, ohne einen Augenblick zu zögern, auszugehen, und das noch am gleichen Tage.

War dieser Entschluß, den ich gefaßt hatte, gut? Ich war davon überzeugt, und zwar so sehr, daß ich meine gesamte Garderobe sogleich durcheinander in meinen Koffer warf. Sie war nicht so reich und vollständig wie die eines Geldverleihers aus meiner Bekanntschaft, aber sie war gut und sauber. Nach dieser Verrichtung verließ ich das Haus und ging, mit den Augen aufwärts gerichtet, durch etliche Straßen, in denen ich an mehreren Türen in großen roten Lettern die Inschrift las: „Möbliertes Zimmer zu vermieten.“ „Das hier ist das Richtige“, sagte ich bei mir und ging in eines dieser Häuser hinein, das eine alte Obsthändlerin bewohnte, die mir mit großem Entgegenkommen einige Zimmer zeigte. Das eine wie das andere war ebenso düster wie schmutzig wie ärmlich möbliert. Ich wagte kaum eine Andeutung von Kritik, und schon das war zuviel. Denn die Alte, rot vor Zorn, hätte mit den Zähnen geknirscht, wenn sie sie nicht schon vor Jahren verloren hätte. Doch das hinderte sie nicht daran, mir unverblümt zu erklären: „Merken Sie sich das, Monsieur, daß ein König von Korsika, der kein Königreich mehr besitzt, sich in einem dieser Zimmer acht Tage lang sehr wohl gefühlt hat, und Ihnen sind sie allesamt nicht gut genug. Was haben Sie darauf zu antworten? Nichts!“ Ich zuckte die Achseln und ging.

In der gleichen Straße betrat ich ein Haus von schönerem Äußeren, dessen Hauptmieterin ein Fräulein war. Sie empfing mich äußerst freundlich und zeigte mir einige Zimmer, die im Augenblick nicht bewohnt waren; doch mit einem Seitenblick sah ich durch halb offene Türen verschiedener Räume einige Kerle in gewagter Haltung und mit dreisten Mienen. Ihre Nachbarinnen waren Mädchen, die ebenso brav wie unschuldig waren; denn sie sangen mit reizendsten Stimmen schlüpfrige Liedchen. Dies alles waren wenig günstige Eindrücke über dieses Haus. Ich wäre gern wieder draußen gewesen; eine kleine Lüge der schönen Wirtin gegenüber half mir aus der Verlegenheit; sie glaubte sie und wir trennten uns aufs höflichste. Nachdem ich herausgekommen war, betrat ich ein Haus, dessen Ausgang voller Unrat war und mich schon abstieß, doch aus purer Neugier ging ich weiter hinein. Dort erblickte ich ein großes, völlig von Rauch geschwärztes Zimmer, das auf allen Seiten voller Schmutz war. Es war die Unterkunft einer Gruppe kleiner savoyardischer Schornsteinfeger; ein jeder von ihnen hatte das Glück, auf einem elenden Lager aus Häcksel schlafen zu dürfen, und das für zwei Sous pro Nacht, noch dazu bei Vorauszahlung. Oh, wie schnell war ich aus dieser elenden Räuberhöhle wieder heraus! Andererseits zeigte man mir in anderen Häusern schöne Wohnungen, die aber eher dazu bestimmt waren, Barone und Lords zu beherbergen als einen jungen Mann, der seinen Studien mit Beharrlichkeit obliegen mußte, selbst wenn er genötigt war, äußerst eingeschränkt zu leben.

Als ich aus diesen verschiedenen Häusern heraus war, verließ mich mein guter Mut. „Wie ist das“, sagte ich mir „ich laufe schon den ganzen Vormittag herum, steige so viele Treppen hinauf und hinab und habe so

wenig Erfolg, als hätte ich auf einem Prellstein gesessen! Ist das nicht zum Verzweifeln? Soll ich den Mut verlieren? Doch nein!“ Also, ich gehe von neuem los, und da führt mich der Zufall in die Rue de l'Observance (das erste möblierte Zimmer, das ich in Paris bewohnte, befand sich übrigens in dieser Straße, jedoch in einem anderen Haus)⁸⁶⁾, und ich hatte Recht getan, denn dort fand ich in einem guten Haus und bei rechtschaffenen Leuten ein Zimmer im ersten Stock, das mir so gut gefiel, daß ich es auf der Stelle mietete und das übliche Handgeld bezahlte.

Nach diesem Fund gehe ich rasch zu meinem alten Hauswirt und sage ihm: „Ich schulde Ihnen, Monsieur, nur acht Tage Miete; doch hier ist die Miete für einen ganzen Monat, womit Sie nach dem Gesetz mich nicht daran hindern können, heute noch auszuziehen.“ Der gute Mann bestätigte, daß das in Ordnung sei, bedauerte aber, mich zu verlieren. Sobald diese Angelegenheit erledigt war, suchte ich an der Straßenecke den leibhaftigen Herkules, der schon beim Umzug meines Freundes Schmidt die Stärke seiner Schultern unter Beweis gestellt hatte. Er kam gerne, um mir kräftig zu helfen; sogleich packte er meinen Koffer, meine in einen Sack verpackten Bücher und meine zusammengebundenen Mappen auf sein Traggestell und schwang es so beladen mit erstaunlicher Leichtigkeit auf seinen Rücken. Außerdem belud ich einen braven Savoyarden mit meinen gut eingepackten und verschnürten fertig geschliffenen Kupferplatten und dem Bild, das mir von Monsieur Rigaud anvertraut worden war. Meine Instrumente, meine Werkzeuge und die kleineren Utensilien steckte ich in meine Taschen. Alles andere, Stiche, Zeichnungen und einigen unbedeutenden Papierkram, lud ich mir selbst auf. Wir gingen los. Ich begleitete, wie es sich gehört, diejenigen, die wohlgenut meine wenigen Habseligkeiten trugen; und bald war ich in meiner neuen Behausung, wo ich mich ohne großes Aufsehen still und bescheiden einrichtete, das heißt, so ruhig wie nur möglich; das war im Jahr 1740⁸⁷⁾.

Weil meine Habe so durcheinander auf dem Boden meines Zimmers ausgebreitet war, mußte ich nun Ordnung in diese Unordnung bringen. Ich begann damit, meinen Koffer und meine Taschen von all dem zu leeren, was sie enthielten. Ich legte auch Hand an an die anderen Dinge und bald war alles auf die passenden und zugehörigen Plätze gebracht. So war ich behaglich eingerichtet und konnte mich leicht meinen üblichen Beschäftigungen hingeben, die ich am anderen Tag wiederaufnehmen mußte.

Nachdem ich mich so eingerichtet hatte, war ich daran interessiert zu erfahren, wer nun wohl meine Nachbarn im Haus wären. Um mich zu informieren, ging ich hinunter zu meinen Wirtsleuten, wo ich zufällig einen sehr liebenswürdigen jungen Mann traf, der mir im Lauf der Unterhal-

⁸⁶⁾ Vgl. Seite 13

⁸⁷⁾ Hier gibt Wille für diesen wichtigen Wohnungswechsel zwar einmal ein genaues Datum, das Jahr 1740, an, doch muß dem greisen Erzähler dabei ein Irrtum unterlaufen sein. Denn der Auszug Schmidts aus der jahrelang gemeinsamen Wohnung in der Rue Galande erfolgte doch erst nach Schmidts Berufung zum Graveur du Roi im Jahre 1742. Es ist überdies unwahrscheinlich, daß Wille das Originalporträt des Marschalls de Belle-Isle aus der Hand Rigauds bereits so früh, spätestens im Jahre 1740, empfangen, den Stich jedoch erst nach 3 Jahren abgeliefert hätte.

tung erzählte, daß er ein guter Schriftsteller werden wolle und, wenn möglich, ein noch besserer Philosoph. Er fügte hinzu, daß er sich freue, meine Bekanntschaft zu machen, um so mehr, da er die Künstler schätze und die Künste liebe, daß er annehme, daß wir gleichaltrig seien und außerdem, daß er schon wüßte, daß wir Nachbarn seien. Ich gab ihm die Hand und von diesem Augenblick an waren wir Freunde. Dieser junge Mann war Monsieur Diderot⁸⁸⁾, der später berühmt wurde; er bewohnte den Zwischenstock unter mir und besaß eine hübsche Bibliothek, und mit Vergnügen lieh er mir Bücher, die dazu angetan waren, mir Freude zu bereiten.

Danach verließ ich die Gesellschaft, und obwohl der Tag schon vorgeschritten war, ging ich gegen Abend doch noch aus, um einige Freunde zu besuchen. Denn ich hatte die Gewohnheit, niemals das auf den folgenden Tag zu verschieben, was ich noch sofort erledigen konnte. Deshalb begab ich mich zuerst rasch zu meinem Freund Schmidt, dem ich erzählte, daß auch ich meine Wohnung gewechselt habe, wozu er mich beglückwünschte. Dann ging ich zu Preisler und Sauter, um ihnen zu sagen, daß ich jetzt in der Rue de l'Observance wohne, worüber sie nur wenig erstaunt waren; sie dachten wahrscheinlich, es sei eine Folge meiner üblichen Unbeständigkeit. Doch sie gestanden mir, daß auch sie entschlossen seien, Monsieur Cars zu verlassen, ohne sich jedoch mit ihm zu überwerfen, und daß sie sich nach meinem Beispiel ein möbliertes Zimmer mieten wollten. Das Schwierigste sei vielleicht, ein passendes Zimmer für sie beide zu finden. Sie schienen es ernst zu meinen, und so sagte ich ihnen, daß es neben dem meinen ein Zimmer gäbe, das im Augenblick nicht bewohnt sei, und daß sie, wie ich glaubte, gut daran täten, es so bald wie möglich zu besichtigen. Dieser Rat gefiel ihnen; am nächsten Morgen kamen sie und begutachteten das Zimmer; es sagte ihnen zu, sie schlossen den Handel mit der Wirtin ab und nach acht Tagen waren sie bereits meine Nachbarn. Ich war darüber entzückt, denn es waren gut gelaunte junge Leute, klug, anständig und fleißig; und noch mehr, sie waren genauso alt wie ich. An dem Abend, an dem meine Freunde umgezogen waren, einer wichtigen Begebenheit in der Geschichte meines Lebens, aßen wir zusammen zu Abend. Ich will nicht im einzelnen die Zahl der Speisen und Gerichte, die auf unserem Tische waren, aufzählen, noch die verschiedenen Weine, die getrunken wurden, obwohl das leicht zu machen wäre. Ich möchte nur sagen, daß unsere Mahlzeit so schlicht und frugal war, daß sie uns beim Einschlafen vor den finsternen und schrecklichen Träumen bewahrte, die die Marter der gefräßigen und unersättlichen modernen Jünger des Lukull sind, selbst wenn sie auf noch so weichen Betten liegen. In Wahrheit waren wir mäßig, zufrieden und guter Laune bei dieser ersten gemeinsamen Mahlzeit. Es wurde sogar beschlossen, daß wir beim Mittag- und Abendessen unsere Mahlzeiten immer zusammen und am gleichen Tisch einnehmen wollten.

⁸⁸⁾ Diderot sagt in seinem „Salon“ von 1765: „Ich habe in der gleichen Behausung wie Preisler und Wille gewohnt.“ *Oeuvre de Denis Diderot*, Berlin, 1818, Bd. IV, S. 71 (Duplessis).

Am nächsten Tag dachte ich über unsere Gesellschaft nach und überlegte, daß jeder Verein, groß oder klein, seine rechtlich fundierten Statuten hat oder haben sollte, die, um beachtet und eingehalten zu werden, von allen Mitgliedern der Vereinigung gebilligt sein müssen. Diese flüchtigen Überlegungen teilte ich meinen Freunden mit und fügte hinzu, daß einige wenige Gesetze, für uns und von unserer Gruppe gemacht, vielleicht ein wirksames Mittel seien, nicht nur den Frieden zwischen uns zu bewahren, sondern auch die gegenseitige Rücksichtnahme zu erhöhen. Sie zollten meinen Ideen Beifall und beauftragten mich, die Artikel eines solchen Statutes so einfach und klar wie möglich auszuarbeiten. Sie behielten sich jedoch das Recht vor, es zu überprüfen und, wenn nötig, Berichtigungen anzubringen. Das war Rechtens. Nach diesem Vorschlag machte ich mich an die Arbeit und bald darauf zeigte ich meinen Freunden die folgenden Artikel, die ich verfaßt hatte:

Artikel 1: Wir essen an einem Tisch. Keiner hat zu murren, wenn diese oder jene zum Leben notwendige Speise nicht im Überfluß vorhanden ist oder gar gänzlich fehlt. Muß man zum Beispiel gleich Lärm schlagen, wenn, was zwar sehr unwahrscheinlich ist, kein Brot da sein sollte? Nein; Blätterteig, Zwieback, Baisers werden es leicht ersetzen. Ebenso darf niemand böse sein, wenn das Fleisch aus der Metzgerei knapp ist. Es kann leicht ersetzt werden durch getrüffelte Pute, Mainzer Schinken, Kapaunen von Le Mans, Wildschweinfleisch oder, nach der Jahreszeit, durch Rebhühner. Wenn Sardinen von Marseilles, Trockenfisch aus Holland oder Hechte von den Miqueloninseln noch nicht angekommen sind, wird man sich mit Hechten, Forellen und Karpfen aus dem Rhein und Aalen aus der Seine begnügen und köstliche Austern von Cancale oder die „Grünen“ aus England dazunehmen.

Wenn wir so viele köstliche und gute Dinge verspeist haben, müssen wir uns um die Weine kümmern. Wenn wir auch keine großen Weintrinker sind, und die Weine der Suresne, von Brétigny und der Umgebung von Vitry uns genügen sollten, müßte es bei solch guten Speisen auch einen guten Wein geben, wie den vom Kap der Guten Hoffnung, von Malaga, Zypern, Madeira und Clos-Vougeot in der Bourgogne. Bei alledem darf das Dessert niemals fehlen. Sollten je einmal Haselnüsse und Mispeln nicht zu haben sein, noch Martinsbirnen, noch andere Früchte unseres Landes, würden wir, wenn es nach mir ginge, ebenso gern Ananas, Oliven der Provence, getrocknete Feigen aus Italien, Orangen aus Malta und Datteln der Levante essen. Und wenn der für eine gute Verdauung unerläßliche viereckige Marollekäse nicht aufzutreiben ist, werden Parmesan und Roquefort an seine Stelle treten. Danach darf der Mokka nicht vergessen werden, an Stelle einer guten Tasse Tee mit reichlichen Beigaben. Ich gestehe jedoch mit Beschämung, daß ich, da ich weder Oberkellner noch Küchenchef gewesen bin, hier den Fehler begangen habe, nichts über die Salate gesagt zu haben. Doch da diese leckere Rohkost normalerweise ohnedies zum Braten serviert wird, ist ihre wichtige Stellung in der Speisefolge ohnehin unbestritten.

Diesem Artikel, der schon nicht gerade kurz ist, füge ich hinzu, daß es gefährlich wäre, Likören aller Art Einlaß zu gewähren. Denn unsere

jungen Leute sind schon genug in Feuer, sowohl durch anstrengende Arbeit wie durch reichliche Tafelfreuden. Hier meine Gründe: meiner Ansicht nach sollte unsere Gesellschaft den lauten Stimmen mißtrauen, die ohne Scheu behaupten, daß gewisse Liköre nicht nur köstlich schmecken, sondern auch hervorragend wirksam sind gegen die zahllosen Krankheiten, von denen all die armen gichtigen Säufer, die maßlosen Vielfraße, die unverbesserlichen Wüstlinge so grausam gequält werden, so daß diese, ebenso wie alle anderen ausschweifenden Liederjane diese Liköre, deren fabelhafte Eigenschaften seit mehr als hundert Jahren bekannt sind, wohl zu gebrauchen verstehen und sich damit selbst kurieren, und das innerhalb weniger Tage und ohne sich weiter um ihre Geschäfte zu bekümmern, daß es direkt erstaunlich ist. Ich glaube deshalb, daß solche Liköre sowohl wegen ihres lieblichen Geschmacks als auch wegen der Vorzüge, die man ihnen nachrühmt, glücklicherweise in unsere Gesellschaft niemals Einlaß finden. Unser Wohlbefinden ist darauf nicht angewiesen, dem Himmel sei Dank!

Artikel 2: Ein jeder von uns wird für eine Woche an der Reihe sein und die Ausgaben für uns bestreiten, und wenn zufällig dem das Geld fehlte, der beauftragt ist und Bankrott anmelden müßte, er würde nicht gehört. Man würde ihm lediglich aus Menschenfreundlichkeit den Rat geben, entweder seinen bordierten Hut oder seinen gallonierten Rock zu verpfänden, um dadurch genug Geld zu beschaffen, um die Woche ruhmreich zu beenden. Am Samstag soll er dann die einzelnen Posten seiner Ausgaben, im allgemeinen schriftlich, vorlegen, wofür ihm dann jeder seinen Teil, wie es sich gehört, zurückerstattet.

Artikel 3: Dieser „Diensttuende der Woche“ wird auch verpflichtet sein, zu öffnen, wenn jemand an unsere gemeinsame Tür klopft, um nach seinem Begehr zu fragen, soweit es unsere Gesellschaft betrifft; oder, wenn er einen von uns allein sprechen möchte, sei es wegen Geld, das er ihm schulde, sei es wegen anderer Gegenstände, die er auf Kredit geliefert hätte, oder wegen irgendwelcher diskreter Angelegenheiten. Er muß den Besucher ohne Säumen hereinführen und nach der Unterredung sehr höflich hinausbegleiten und die Tür hinter ihm schließen. Auf diese Weise werden jeweils zwei von unserer Gesellschaft, abgesehen von einer unvorhergesehenen Unterbrechung, immer ruhig ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen können.

Artikel 4: Es wird dem „Diensttuenden der Woche“ gestattet, einmal während seiner Woche nach seinen Wünschen einen Bekannten zum Essen zu uns einzuladen.

Artikel 5: Unsere Gesellschaft wird niemals an Werktagen irgend jemandem, wer es auch sei, ein Essen geben. Junge Künstler müssen ungestört arbeiten, keine Zeit und Gesundheit mit Tafelfreuden vergeuden. Ausspannung ist gut und sogar notwendig, doch nur zu gegebener Zeit und am gegebenen Ort, und keinesfalls zur Bequemlichkeit von Faulenzern und anderen Müßiggängern, die den Wert der Zeit nicht kennen und sich nicht darum bemühen, sie nützlich anzuwenden, wozu wir uns, wie ich glaube, entschlossen haben, es ohne Unterlaß zu tun.

Artikel 6: Wenn einer von uns ein Stück vom Hausrat zerschlägt, das wir gemeinsam für unseren Haushalt angeschafft haben, wird er es ersetzen; wenn es ihm selbst gehört, wird er wissen, was er zu tun hat.

Artikel 7: Nach der Rückkehr von der Akademie⁸⁹⁾ und dem anschließenden Essen irgendwelcher Art, das gewöhnlich unsere Mägen nicht beschwert, wird sich abends einer von uns bereit finden, uns aus den Tageszeitungen vorzulesen, die ja immer von politisch klugen Leuten geschrieben werden, die in der Politik ebenso vorausschauend wie in ihren Berichten aufrichtig sind, die sie uns großzügig für wenig Geld freigebig überlassen. Durch diese Lektüre werden wir immer auf dem laufenden sein, was sich außerhalb der Rue de l'Observance abspielt, besonders das, was in den Kabinetten der Herrscher Europas verhandelt wird, deren Geheimnisse immer auf wunderbare Weise ans Tageslicht kommen und so anschaulich dargestellt werden, daß dies unsere Liebe zur Politik wie zu den schönen Künsten weckt, die fast völlig eingeschlafen ist im Schatten unserer dunklen und ständig schlecht gefegten Behausungen.

Ich hätte auch noch einen achten Artikel über unsere Gesundheit verfassen und euch zur Überprüfung vorlegen können; doch da wir gesund sind, scheint er mir nicht nötig. Ich möchte nur erwähnen, um wenigstens etwas dazu zu sagen, daß, falls der eine oder der andere zufällig krank wird, ihm herzlich beigestanden und er durch die, denen es gutgeht, gepflegt würde. Kein professioneller Heilkünstler soll zu ihm gerufen werden. Und er wird mit den einfachen Hausmitteln, die unsere Großmütter glücklichen Andenkens auf ihre schlichte Art angewendet haben, bis zu seiner vollständigen Heilung behandelt. Ich erlaube mir, hinzuzufügen und zu bemerken, da ich es von gelehrten Leuten erfahren habe, daß solche Hausmittel, deren Wirksamkeit anerkannt ist, trotzdem immer wieder schärfstens abgelehnt werden von den Fachleuten dieser Kunst oder von solchen, die sich als Fachleute ausgeben. Sie sagen, das seien nur wenig wirksame Linderungsmittel; sie allein besäßen das ausreichende Wissen, um Reformen in der Heilkunst durchzuführen; sie hätten ein Recht dazu, die Hausmittelchen zu verwerfen, genauso wie die Verordnungen des Hippokrates, des Gallien, des Boerhaave und anderer, die in unseren Tagen nur albernes Geschwätz seien. Sie stellten dem ihre klaren und soliden Kenntnisse entgegen ebenso wie die neuen Entdeckungen, die auf Grund oft wiederholter erstaunlicher chemischer Versuche gemacht wurden, und die sie letzten Endes erreicht hätten dank mühsamer Arbeiten, tiefgründiger Beobachtungen, ungeheurer Ausgaben und sogar auf Kosten ihrer eigenen aufs Spiel gesetzten Gesundheit; und das alles aus Liebe zur Allgemeinheit zur Linderung der Nöte der leidenden Menschheit.

Nach diesem letzten Bericht, der kaum zu meinem Thema gehörte, legte ich die Artikel, die ich in aller Eile und ohne große Überlegungen verfaßt

⁸⁹⁾ Wieder einmal ist hier zweifelsfrei davon die Rede, daß Wille, und in diesem Falle ebenso die Freunde Preisler und Sauter, neben ihrer Berufsarbeit die Akademie besuchten. Uns ist nicht bekannt, ob sich, um es mit modernen Möglichkeiten zu vergleichen, in dieser Art von werkstudentischer oder abendgymnasialer Fortbildung eine damals durchaus übliche Form der Künstlerausbildung widerspiegelt.

hatte, meinen Kollegen vor, die, wie es mir nach ihren spöttischen Mienen beim Lesen schien, von meiner Arbeit nicht sehr begeistert waren. So brauchte ich, wie ich es schon geahnt hatte, nicht daran zu zweifeln, daß sie beginnen würden, die Überlegenen zu spielen, und den Sinn und Zweck der Artikel ungeniert zu kritisieren. „Hier der Artikel über unsere Mahlzeiten; ist er nicht merkwürdig konfus? Er ist zu lang und fast unnütz. Heißt es nicht, sich über uns lustig machen, wenn man vorschlägt, daß wir, je nach der Jahreszeit, die seltensten Gerichte und die kostbarsten und teuersten Weine aufischen, als wenn wir die Erben reicher Leute und berufsmäßige Feinschmecker seien? Ach“, sagten sie, und sprachen die Artikel weiter durch, „hier sind zu kurze, dort schlecht ausgearbeitete und noch schlechter formulierte Artikel, die allenfalls wert sind, gestrichen zu werden.“ „Nur Mut“, sagte ich mir, „sie haben sich schön über deine Arbeit lustig gemacht.“ Indes zeigten meine lieben Freunde das Entgegenkommen, hinzuzufügen, daß manche Artikel, wenn sie gekürzt oder besser formuliert würden, nicht schlecht wären. Dann bemerkten sie aber doch, daß ich von ihrer Kritik nicht sehr erbaut war, obgleich ich sie teilweise verdient hatte, und so schlugen sie vor, wahrscheinlich um mich zu besänftigen, daß man die ganze Angelegenheit erst einmal in der Schwebe lassen solle, da Praxis und Versuch zeigen würden, daß das, was nützlich sei, beibehalten oder an den genannten Artikeln geändert werden sollte. Diesem Vorschlag wurde allerseits zugestimmt; doch hatte diese kleine Verdrießlichkeit keine Folgen. Alles wurde wieder ruhig in unserem Haushalt. Die von mir vorgeschlagenen Regeln wurden nicht schlecht befolgt und die Scherze, die ich mir in einige Artikel einzuflechten erlaubt hatte, dienten nur dazu, andere bei Gelegenheit entstehen zu lassen. Im übrigen begann ein jeder, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Was mich betraf, ich fühlte mich glücklich; ich war jung, von guter Gesundheit, lebhaft und voller Eifer, mich in meiner Kunst zu vervollkommen. Ich arbeitete bald für Odieuvre, der zwar wenig bezahlte, aber wenigstens zahlte; bald beschäftigte ich mich damit, das Porträt des Herzogs von Belle-Isle zu vollenden, dessen Gelingen mir aus gutem Grunde viel bedeutete und am Herzen lag. Doch bald gab es eine Unterbrechung. Monsieur Daullé ⁹⁰⁾, ein Kupferstecher, mit dem ich bekannt war, kam zu mir und bat mich, ihm beim Stechen von zwei Porträts zu helfen: vom Kronprätendenten und vom Herzog von York, seinem Bruder ⁹¹⁾. Er hatte die Aufträge bereits angenommen, gab aber an, daß er mit anderen Arbeiten überlastet sei. Ich stimmte seiner Bitte gern zu, mehr, um eine Gelegenheit zu haben, mich zu üben, als um Geld zu verdienen, obgleich ich durchaus von der Nützlichkeit und dem Wert dieses Metalles überzeugt war, besonders, wenn ich es nicht besaß. Nachdem ich Monsieur Daullé meine Bereitwilligkeit zugesichert hatte, schickte er mir die Bilder der beiden

⁹⁰⁾ Jean Daulé, geb. 1711 in Abbeville, gest. 1763 in Paris. Er wurde 1742 als Mitglied in die Akademie der Malerei aufgenommen (Duplessis).

⁹¹⁾ Diese beiden Porträts scheinen nicht beendet worden zu sein, denn die Drucke, die wir gesehen haben, sind stets vor Herstellung der Beschriftung abgezogen worden (Duplessis).

Fürstlichkeiten zu, an denen ich mit solchem Eifer arbeitete, daß in ganz kurzer Frist mein Arbeitsanteil beendet war. Allerdings waren diese Stiche nach meiner Meinung weder schön noch gut, es war lediglich die Arbeit eines jungen Mannes, der über sich selbst zu urteilen versteht, der aber in der Folge es besser zu machen hofft. Ich muß hier bemerken, daß sich Herr Daullé die Gravur der Köpfe dieser Fürsten selbst vorbehalten hatte. Nachdem er sie vollendet hatte, setzte er seinen Namen auf die so zusammengestoppelten Platten, worüber ich hätte ärgerlich sein können. Doch Monsieur Daullé hatte mich bezahlt, ich war damit zufrieden; er wurde von den Fürsten bezahlt (ich war damit zufrieden, er war es ebenfalls); er hatte guten Grund, damit zufrieden zu sein.

Diese Angelegenheit war ebenso rasch vergessen wie beendet und ich nahm meine Arbeit wieder auf, doch wurde ich noch einmal gestört. Monsieur Daullé kam erneut und schlug mir eine andere Arbeit vor, die ich höflich ablehnte. Aber nach einigen Beschwörungen und ebenso freundlichen wie schmeichelhaften Worten, die er mir sagte, willigte ich endlich ein, ihm zu helfen. Es handelte sich um das Porträt von Monsieur Maupertius⁹²⁾, das Monsieur Daullé zu stechen versprochen hatte. Dieser Gelehrte kam von einer Reise zum Nordpol zurück, wo er mit Erdmessungen beschäftigt gewesen war, und hatte sich malen lassen, vollständig in Tierfelle gekleidet, nach der Tracht und den Erfordernissen der äußerst armen Lappen, den Bewohnern dieser kalten Landstriche, die so weit entfernt auf unserer Erdkugel liegen. Dieses Bild wurde mir ausgehändigt und ich stach nach dieser Vorlage die Teile, die ich übernommen hatte, womit Monsieur Daullé offenbar so zufrieden schien, wie ich selber unzufrieden war.

Diese vielen Arbeiten hinderten mich jedoch nicht, gelegentlich auszugehen, sei es, um vornehmen Leuten, die mir freundschaftlich verbunden waren, meine Aufwartung zu machen, sei es, um die Freunde zu besuchen, die ich schätzte und die auch mich schätzten. In solcher Absicht ging ich eines Tages aus und durch den größten aller Zufälle laufe ich genau dem ehrenwerten Wucherer in die Arme, der mir etwas Geld auf meine Münzen geliehen hatte. Er bleibt stehen, sieht mich an und sagt, ohne mich weiter zu begrüßen, mit scharfer Stimme und bitterem Ton: „Da sind Sie ja! Ist es nicht sehr häßlich von Ihnen, mich einfach zu vergessen? Haben Sie sich noch ein einziges Mal bei mir sehen lassen, seit ich Ihnen in meiner Großmütigkeit ein so hübsches Sümmchen vorgestreckt habe? O nein, Sie haben nicht einmal geruht, die vereinbarten Zinsen zu zahlen oder aber das Pfand in meinen Händen wieder einzulösen.“ Nach diesen Vorwürfen seufzte er und jammerte laut: „Ach, welche Dummheit, leichtsinnigen jungen Leuten Geld zu leihen, welche Dummheit!“ Dieser Aufschrei einer Judenseele traf mich so empfindlich, daß ich dem Herrn ohne Scheu recht grob sagte: „Hören Sie einmal, Ihre Verzweiflung über mich ist völlig überflüssig, denn ich fühle mich Ihnen gegenüber als der Großmütige; und hören Sie weiter: behalten Sie uneingeschränkt und ohne sich zu

⁹²⁾ Dieses Porträt ist 1741 von Daulé beendet worden. Es wurde nach einem Gemälde von R. Tournière gestochen (Duplessis). Vgl. Le Blanc Nr. 132.

schämen meine Münzen, zumal ich gerade jetzt noch viel wertvollere und schönere besitze.“ Damit drehte ich ihm den Rücken. Daraufhin schien mein braver Wucherer Überlegungen in folgender Richtung angestellt zu haben: „Weitere gute Münzen in den Händen dieses jungen Mannes, hoffen wir, daß sie früher oder später in den unsrigen sein werden. Also, seien wir nett zu ihm; er scheint mir unerfahren und ohne Argwohn; gehen wir dreist aber vorsichtig, wie es so unsere Art ist, zu Werke.“ Tatsächlich lief er hinter mir her, zog mich mit gespielter Schüchternheit am Ärmel und sagte mit zuckersüßer, leiser Stimme: „Mein Lieber, nun seien Sie mir doch nicht gleich böse! Wir haben uns sicher mißverstanden. Sprechen wir uns doch einmal aus; hüten wir uns vor Voreiligkeit und Irrtum und lassen uns lieber von Gefühlen leiten, die wohlüberlegt aus aufrichtigem und gutem Herzen kommen. Lassen wir die Vergangenheit ruhen, wie es anständigen Leuten geziemt, die ein Gefühl für Ehre und Güte haben und die ihr volles Glück nur darin finden, ihren Mitmenschen aus dringender oder verzweifelter Notlage zu helfen. Und so bitte ich Sie“, fuhr er fort, „wenn Sie einmal wieder meinen Beistand brauchen, genießen Sie sich nicht, denn ich bin gut, redlich und gefällig, denken Sie doch bitte daran!“

Der ganze Wortschwall des Mannes erschien mir verschlagen und voller Falschheit. Die Vorwürfe, die er mir gemacht hatte, sein Eigenlob, seine Angebote, kurz, all das nahm mich derart gegen ihn ein, daß ich ihm spöttisch lachend folgendes sagte: „Wenn Sie also so diensteifrig sind, mein Bester, dann gehen Sie doch zu einem vorschriftsmäßig beschnittenen Juden namens Habakuk Isachar, dem Synagogenältesten von Avignon. Dort hat er sich freilich aus dem Staube gemacht, allerdings nur wegen eines kleinen betrügerischen Bankerotts und einigen anderen ganz unbedeutenden Übeltaten. Wie man sagt, ist er jetzt hier, um beträchtliche Gelder aufzunehmen, gestützt auf seinen guten Ruf in der Geschäftswelt; damit will er sich in die Lage versetzen, einen wohlfundierten Handel anzufangen, nachdem er allen seinen Gläubigern seine Schulden zurückgezahlt hat, dazu ohne Verzug die fälligen Zinsen sowie die Wechsel, die vorschriftsmäßig durch Bankiers oder wohlbekannte, solvente Handelsherrn indossiert waren. Gehen Sie also zu diesem tüchtigen Juden, leihen Sie ihm eine stattliche Summe, und er wird Ihnen (denn er möchte es ja noch weit bringen) sicherlich die 30% pro Monat versprechen, die Sie normalerweise nehmen, und nicht mehr, das ist beiderseits redlich gehandelt. Sollten Sie sich auf dieser Basis mit dem wackeren Geldnehmer eingeworden, so werde ich Sie dazu beglückwünschen. Das ist das einzige, was ich tun kann, um mir Ihre geschätzte Freundschaft und Ihre liebenswerte Bekanntschaft zu bewahren.“ Nach diesem guten Rat schüttelte der gute Mann ratlos den Kopf und machte sich ganz kleinlaut aus dem Staube. Denn er hatte Furcht, daß er durch seine Unklugheit und meine mitten auf der Straße laut gehaltene Rede als öffentliches Ärgernis bekannt würde.

So endete meine ebenso verdrießliche wie lächerliche Unterredung mit einem Juden, der nicht einmal nach dem Gesetz Mose beschnitten war,

dem jedoch früher oder später einmal die Beschneidung doch noch blühen würde, nur daß ihm dabei die Ohren abgeschnitten würden, ganz willkürlich von dem einen oder andern der von ihm hereingelegten Opfer.

Als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, erzählte ich meinen stets wißbegierigen Freunden, daß ich eine merkwürdige Begegnung und eine recht vergnügliche Unterhaltung mit einem Individuum gehabt hätte, das mir kaum bekannt war, das auf seinen Spaziergängen sich damit abgab, den Leuten, denen es begegnete und die es für mittellos hielt, Geld anzubieten. Dies jedoch unter der Bedingung eines beiderseits abgesprochenen Zinssatzes, denn man mußte schließlich alles erzählen, und natürlich bei ausreichenden und greifbaren Sicherheiten, die vertrauensvoll in seine ebenso sauberen wie hilfreichen Hände gelegt werden mußten.

Trotz dieser recht harten Bedingungen ist dieser würdige Mann an gewissen Tagen oder zu gewissen Zeiten oft in Schweiß gebadet durch das häufige Öffnen und Schließen seines Geldschrankes, der sich oft pausenlos belagert sieht von ganzen Scharen geldhungriger Leute. Das sind zum Beispiel junge leichtsinnige Menschen, die zu früh in die große Welt hinausgelassen wurden, verlebte Wüstlinge, unbesonnene Verschwender, unglückliche und verzweifelte Spieler, verschuldete und mittellose Nichtsnutze, kurz Taugenichtse ohne Anstand, Verantwortung und Schamgefühl. Aber es finden sich auch anständige und tugendhafte Leute ein, die durch unvorhergesehene und keineswegs verdiente Unglücksfälle ruiniert wurden. Doch ist es nach allem erstaunlich, daß die Mehrzahl dieser Geldnehmer sich über die Bekanntschaft mit dem Wucherer glücklich schätzt, der in seiner bösen Seele sich über sie lustig macht und dank seiner Beute höchst angenehm in seiner dunklen Räuberhöhle in einem langen Hinterhof voller Schmutz wohnt und sich vor dem Zugriff der Justiz verbirgt.

Meine Freunde, die mir sehr aufmerksam zugehört hatten, konnten sich des Lachens nicht enthalten und gaben mir zu verstehen, daß mein Bericht, obgleich ernsthaft vorgetragen, nur eine Ausgeburt meiner Phantasie und keineswegs glaubhaft sei. „Wie könnte man glauben“, sagten sie mir, „daß ein ebenso skandalöser wie unmoralischer wie unzulässiger Handel in einer Stadt wie dieser geduldet würde, wo die Polizei ebenso umsichtig wie prompt ist, wenn es sich darum handelt, jeglicher Art von Unordnung und Geschehnissen, die der Ruhe der Bürger abträglich sein könnten, entgegenzutreten?“ Als ich ihnen versicherte, daß auch ich unglücklicherweise genötigt gewesen war, durch die raffgierigen Hände des besagten Wucherers zu gehen, änderten sie ihren Ton und fragten mich, in welche Kategorie der Geldnehmer, die ich geschildert hatte, ich mich selber einreihen würde. Diese etwas maliziöse Frage verletzte mich; entschieden und ohne Ausflüchte sagte ich: „Ihr stellt Euch so, als würdet Ihr mich nicht kennen, doch ich will es entschuldigen!“ Da sahen sie sich gegenseitig an und sagten kein Wort. „Um so besser“, sagte ich bei mir, „alles muß ein Ende haben“, und das ist das Ende dieser Geschichte.

Nach diesem an sich unwichtigen Gerede war ich bald mit dem Zimmer, das ich bewohnte, nicht mehr zufrieden, obgleich ich in vollkommener

Übereinstimmung mit meinen beiden Freunden lebte, die ich liebte und die mich ebenso liebten. Denn zu jener Zeit war ich meinem Wesen nach in allen Dingen unbeständig, nur die Abwechslung machte mir Freude. So ging ich eines Tages aus, in der Absicht, mir eine andere Wohnung zu suchen, und ich fand sie bei einem Tapezierer namens Loret in der Rue de la Harpe. Dieser biedere Mann, der sehr schwerhörig, aber nicht stumm war, zeigte mir ein Zimmer im 3. Stock seines Hauses, das mir so gut gefiel, daß der Handel zwischen uns schnell beschlossen war. Anschließend kehrte ich in meine frühere Wohnung zurück, um meiner Wirtin und meinen beiden Freunden mitzuteilen, daß ich ausziehen würde. Alle waren sehr erstaunt; doch war nichts mehr dagegen zu machen. Mein kleines Königreich war bald auf dem Rücken eines Lastträgers verstaут, und im Nu befand ich mich in meiner neuen Behausung. Gegen Abend dieses Tages besuchten mich meine Freunde Preisler und Sauter, beglückwünschten mich, daß ich so schön und in guter Luft untergebracht sei und fragten mich noch dazu, ob es nicht in diesem Haus weitere Zimmer gäbe, die ihnen zusagen könnten. Doch da es keine gab, zeigte ich ihnen das Haus eines Gastwirts neben dem Haus meines Hauswirtes, wo es möblierte Zimmer gab. Sie gingen sogleich dorthin und mieteten ein Zimmer im 1. Stock, das sie nach einigen Tagen bezogen. So wurden meine alten Freunde aufs neue meine lieben Nachbarn.

Als ich nun meinen Wünschen entsprechend untergebracht war, begann ich sehr fleißig zu arbeiten. Ich begann das Porträt des Philosophen Wolff, eines Professors in Marburg⁹³⁾, in der Größe der Porträts von Odieuvre zu stechen. Odieuvre sah es, als es fertig war und kaufte mir die Platte für 24 Pfund ab. Anschließend stach ich in gleicher Größe das Bild von Friedrich II., dem König von Preußen⁹⁴⁾, der mit dem Hause Österreich in Krieg lag⁹⁵⁾. Odieuvre wollte die Platte gleichfalls haben; doch da ich 30 Pfund forderte, jammerte der teure Geschäftsmann laut über meine hohe Forderung. Doch ich blieb fest und Odieuvre ging, denn er dachte sicher, ich würde glücklich sein, ihn wiederzusehen und würde mich mit den 24 Pfund zufriedengeben, die er mir anbot. Doch noch am gleichen Tag suchte ich Monsieur Petit auf (Rue Saint-Jacques, der schlechte von Desrochers gestochene Porträts besaß), dem ich das Porträt des Königs von Preußen zeigte, das ihm offenbar gefiel, da er mich nach dem Preis für die Platte fragte. Ich erwiderte, ich würde geschmeichelt sein, wenn er den Preis selbst festsetzen wolle, um so mehr als er sich des Rufes vollendeter Redlichkeit erfreue. Er sagte mir auf dieses Kompliment hin, daß er entzückt von mir und meinem Werk sei, er sich aber fast schäme, mir nur 40 Franken anbieten zu können, um so mehr, als alle Porträts seines Lagers nur einen bescheidenen Preis hätten. Man wird mir gern glauben, daß ich ihm meine Platte ohne zu zögern gab und die 40 Franken dafür einsteckte.

⁹³⁾ Nr. 69 des Katalogs von Le Blanc (Duplessis).

⁹⁴⁾ Nach Antoine Pesne; Nr. 153 des Katalogs von Le Blanc (Duplessis).

⁹⁵⁾ Österreichischer Erbfolgekrieg und Erster Schlesischer Krieg, 1740—1748 bzw. 1740—1742.

Am übernächsten Tag kam Odieuvre wieder und sagte zu mir: „Nun, Monsieur, da Sie so widerspenstig sind, bringe ich Ihnen die 30 Pfund, die Sie unbedingt haben wollen, und Sie geben mir bitte dafür die Platte, über die wir verhandelt haben.“ Ich antwortete ihm, daß ich sie bereits verkauft hätte, und sogar recht vorteilhaft. Da sprang er heftig auf, und zwar so sehr, daß seine altersgelbe Perücke, die nicht sehr fest auf seinem Schädel saß, sich verschob und sein linkes Auge fast gänzlich bedeckte. Er brachte sie sogleich in ihre ursprüngliche Lage zurück, doch als er bemerkte, daß ich darüber grinste, wurde er zornrot und sagte: „Ist es nicht schändlich, daß ein junger Mann dadurch, daß er in diesem Jahr mehr Ansehen genießt als im vergangenen, so stolz und hochmütig wird, daß ein Kaufmann, der ihn immer großzügig für seine mittelmäßigen Arbeiten bezahlt hat, nicht mehr würdig genug ist, an ihn heranzutreten!“ — „Adieu, Monsieur.“ — „Adieu, Monsieur Odieuvre, auf Wiedersehen!“ — „Nicht so bald“, erwiderte er und ging ⁹⁶⁾.

Nach dieser unerfreulichen Auseinandersetzung beendete ich ohne Unterbrechung das Porträt des Herzogs de Belle-Isle, mit dem Monsieur Rigaud, dem ich den neuesten Probedruck zeigte, nicht nur zufrieden zu sein schien, sondern er hatte sich bereits bemüht, die Beschriftung, die an die Basis der Platte gehört, zu beschaffen ⁹⁷⁾. Ferner riet er mir, das Porträt dem Herzog persönlich zu überreichen.

Einige Tage später, nachdem alles fertig war, gab er mir einen Brief an Monsieur Duplessis mit, den Haushofmeister und Freund des genannten Fürsten. In dieser Weise ausreichend mit allem versehen, was ich für diese Unternehmung brauchte, begab ich mich mit dem Porträt in goldverzierter Kartusche zu diesem Haushofmeister, der mich höflich empfang, den Brief von Monsieur Rigaud las und sagte, daß dieser große Künstler schon lange sein Freund sei, und der mich sodann bei dem Herzog einführte. Er empfing mich mit höflichem Entgegenkommen und unterhielt sich, sein Porträt in Händen, sehr freundlich mit mir. Er machte mir Komplimente, daß ich trotz meiner Jugend soviel Talent zeigte. Schließlich fügte er hinzu: „Sie haben mir eine große Freude gemacht, über die ich sehr entzückt bin; es ist nicht mehr als recht, daß ich Ihnen auch eine Freude bereite, um Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen! Gehen Sie also, mein lieber Wille, zu meinem Schatzmeister, der entzückt sein wird, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Diese schönen Worte berührten mich natürlich sehr angenehm. Ich versäumte dabei nicht, vor dem hohen Herrn meine Verebungen und Reverenzen zu machen, soweit sie angebracht und nötig waren, den guten Regeln meines Tanzmeisters entsprechend, der sich für den vollendetsten Choreographen in dieser niedrigen Welt ausgab. Monsieur Duplessis, der anwesend war, führte mich sogleich zu Monsieur de la Monce

⁹⁶⁾ Legt man die Zusammenstellung von Le Blanc zugrunde, so scheint die weitere unmittelbare Mitarbeit Willes bei Odieuvre mit dem Ausdrucken des Stiches von Professor Wolff i. J. 1741 in der Tat aufgehört zu haben. Zu erwähnen wäre freilich noch der bedeutende Arbeitsanteil Willes an dem von Daullé gelieferten Porträtstich Louis Morceau de Maupertuis', der gleichfalls i. J. 1741 bei Odieuvre erschienen ist, was Le Blanc nicht vermerkt hat.

⁹⁷⁾ Das 1743 beendete Porträt ist unter Nr. 120 im Katalog von Le Blanc beschrieben (Duplessis). Siehe unsere Abbildung S. VII.

(das war der Name des Schatzmeister), wo ich in dessen Vorzimmer eine Menge Leute erblickte, von denen die einen um Geld für diese und jene Lieferung, die anderen für Arbeiten, die sie auf Bestellung genau ausgeführt und ordnungsgemäß abgeliefert hatten, warteten. Monsieur de la Monce hörte ihnen freundlich zu und bat sie, sich noch eine Weile zu gedulden und versicherte, daß alles korrekt erledigt werden würde. Aber nein; sie schrien fast alle auf einmal: „Wir wollen keine Worte, sondern Geld.“ So brüske und unangemessene Forderungen verwirrten Monsieur de la Monce, so daß ihm in seiner Geschicklichkeit nichts Wirksameres einfiel, als alle höflich aber unmißverständlich zu verabschieden, so daß sie alle, einer nach dem andern, verschwanden. Doch ließen sie durch ihre Gesten und die langen Gesichter erkennen, daß sie ebensowenig zufriedengestellt wie erbaut waren von dem Empfang, den ihnen der Herr Schatzmeister gewährt hatte.

Während dieses lärmenden Auftritts machte ich mir in einer Ecke des Vorzimmers trübe Gedanken. „Ach“, sagte ich, „was wird mich nun erwarten?“ Doch ich hatte unrecht. Monsieur de la Monce befreite mich aus meiner Ungewißheit und sagte liebenswürdig: „Kommen Sie hier herein, ich habe Ihnen etwas zu sagen, das Ihnen keinen Kummer bereiten wird.“ Diese freundlichen Worte waren noch nicht ausgesprochen, als ich mich schon mitten in seinem Arbeitszimmer befand. Dort sagte dieser gütige Herr zu mir: „Wenn ich auch all die anderen verabschiedet habe, ohne sie zufriedenzustellen, so haben wir doch noch Geld dort drin.“ Damit trat er kräftig gegen eine Truhe, die mit breiten eisernen Beschlägen gepanzert und mit Schlössern versehen war, deren Mechanismus so vollkommen war, daß er die Kunst der Diebe wirkungslos gemacht hätte. Der helle, noch dumpf nachhallende Ton, den die Truhe auf den geschickt angebrachten Fußtritt von sich gab, ließ mich schließen, daß sie reichlich wertvollstes Metall enthielt. Kurz, Monsieur de la Monce öffnete dieses „Neue Mexiko“, nahm 600 Pfund heraus, die er auf den Tisch zählte, wobei er die für mich ebenso bemerkenswerten wie erfreulichen Worte sprach: „Nehmen Sie, Monsieur, diese kleine Summe als Belohnung im Auftrage des Herzogs für das Vergnügen, das sie ihm beim Anblick seines Porträts, das Sie so gut gestochen haben, bereiteten. Ach“, fügte er hinzu, „wenn wir nicht verpflichtet gewesen wären, so außerordentliche Ausgaben in Frankfurt bei der Wahl Karls VII. zum deutschen Kaiser zu machen ⁹⁸⁾, wären Sie noch reichlicher belohnt worden! Übrigens“, unterbrach er sich und fragte, „was verlangen Sie für diese Porträtstiche des Herzogs?“ — „Drei Pfund pro Druckblatt“, antwortete ich schnell. „Nun“, sagte er, „da die Truhe noch nicht geschlossen ist, nehmen Sie hier noch 300 Pfund für 100 Abzüge; stecken Sie sie zu den 600 Pfund hinzu in den Beutel.“ — „Sehr gerne“, antwortete ich. Mit meinem Geldbeutel am Arm verabschiedete ich mich von diesem freundlichen Mann, der mich äußerst höflich noch bis zur Tür begleitete. Noch am gleichen Tag ließ ich die vereinbarte und im

⁹⁸⁾ Im Jahre 1742 wurde mit energischer Unterstützung von Frankreich und Preußen Kurfürst Karl Albrecht von Bayern als Gegenkandidat gegen Maria Theresia als Karl VII. in Frankfurt zum römisch-deutschen Kaiser gewählt. Er starb bereits 1745.

voraus bezahlte Anzahl von Abzügen zu Monsieur de la Monce bringen, und weil ich noch einige für ihn selbst dazugelegt hatte, schien er mir sehr geschmeichelt und dankte mir vielmals.

Ich schenkte auch Monsieur Duplessis einige Abzüge, der sie erfreut annahm; zugleich bedankte ich mich bei ihm, daß er mich so freundlich empfangen hatte und für die mir erwiesenen Dienste; ich empfahl mich seinem Wohlwollen und verabschiedete mich von ihm. Damit war diese Angelegenheit, die für mich ebensoviel Annehmlichkeit wie Nutzen gebracht hatte, im wesentlichen abgeschlossen.

Am anderen Morgen begab ich mich zu Monsieur Rigaud, um ihm für alles zu danken, was er für mich getan hatte, und nachdem ich ihm ausführlich die ganze Angelegenheit geschildert hatte, umarmte er mich und sagte, er wäre damit sehr zufrieden.

* * *

Hier endet der Teil der Memoiren von J. G. Wille, den wir uns haben beschaffen können. Das „Journal“ des Künstlers beginnt 1759⁹⁹⁾, und während der 16 Jahre (1743—1759), die dazwischenliegen¹⁰⁰⁾, stach Wille eine große Anzahl von Platten, die sorgsam von Monsieur Ch. Le Blanc in seinem Katalog des Oeuvre von Wille beschrieben sind. Man kann sich genau über die zu jener Zeit ausgeführten Stiche informieren, wenn man die chronologische Tafel zu Rate zieht, die Monsieur Le Blanc seiner Arbeit hat folgen lassen.

* * *

Ende der Übersetzung der „Memoires“ Willes von Duplessis.

* * *

Um der Vollständigkeit des Lebensbildes unseres hessischen Landsmannes willen lassen wir anschließend diese chronologische Tabelle Le Blancs in ihrem gesamten Umfange folgen. (Die Herausgeber.)

⁹⁹⁾ Wir dürfen in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß jüngst E. W. Kellner ein deutsch geschriebenes Tagebuchfragment ausfindig gemacht hat, das bereits vom August bis Dezember 1751 verfaßt wurde (Neues aus dem schriftlichen Nachlaß des Jean Georges Wille. Diese „Mitteilungen“, 49/50, 1965, S. 144 ff.).

¹⁰⁰⁾ Beachte unsere Abbildungen VIII 1 und 2.

Chronologische Zusammenstellung der Kupferstiche Willes

- 1738: Les Rois de France, gravés pour Odieuvre.
Catinat: pour la suite d'Odieuvre.
Le Prince d'Anhalt-Dessau — id.
Nicolas de Largillière — — id.
Elisabeth Augusta, Comtesse Palatine.
Marguerite Elisabeth de Largillière.
- 1739: Cromwell: pour la suite d'Odieuvre.
Magdeleine de Scudéri: — id.
Charles Gab. de Tubières de Caylus, Evêque d'Auxerre.
- 1740: Le Comte de la Marche, depuis Duc d'Orléans.
Jean Baptiste Rousseau.
- 1741: Wolff: pour la suite d'Odieuvre.
Charles Frédéric, margrave de Bade d'Urlach.
Claude de Saint-Simon.
Pierre Louis Moreau de Maupertuis.
Charles d'Orléans, Archevêque de Cambray.
- 1742: C. E. Briseux.
Daniel le Chambrier.
- 1743: Frédéric II., in — 8°.
Jean Martin Preisler.
Le Maréchal de Belle-Isle.
Elisabeth de Gouy.
Pierre Boudou.
Saïd Pacha Beglierbey de Roumely.
Pierre Ier.
- 1744: Le Maréchal de Villeroy.
Philippe V., Roi d'Espagne.
Charles Edouard.
Chicoyneau.
Joseph Parrocel.
Emmanuel Pinto.
Claude de Saint-Simon.
- 1745: Alexandre Pope.
Marie Thérèse d'Espagne.
F. Berregard.
Charles Frédéric.
Tycho Hofman.
Le Maréchal de Saxe.
Antoine de Singlin.
- 1746: Titre pour la bataille de Fontenoy.
Antoine François Prévost.
- 1747: Louis XV., représenté à cheval.
Henri Liébaux.
François Quesnay.
Le même.
Marie Josephe de Saxe.
Claude Nicolas Le Cat.
- 1748: Charles Théodore, Comte Palatin.
Louis XV., d'après Le Moyne.
Michel Manessier.
Charles, prince de Galles.
- 1749: Woldemar de Loewendal.
- 1750: Bernard Bélidor.
- 1751: Charles d'Aumale.
Le Comte de Saint-Florentin.
Voltaire.
- 1753: Reitres et Lansquenets.
Jean Louis de Balbis de Bertons de Crillon.
- 1754: Le Cardinal Columna.
La Mort de Cléopâtre.

- 1755: Jean Baptiste Massé.
La Dévideuse.
- 1756: La Cuisinière hollandaise.
- 1757: Frédéric II., in — fol^o.
La Ménagère hollandaise.
La Tricoteuse hollandaise.
- 1758: Jean de Boullongne.
La Gazetière hollandaise.
- 1761: Abel François Poisson de Marigny.
Le petit Physicien.
La Liseuse.
- 1762: Le jeune Joueur d'instrument.
- 1764: Les Musiciens ambulans.
- 1765: L'Instruction paternelle.
- 1766: L'Observateur distrait.
- 1769: Le Concert de Famille.
- 1770: La bonne Femme de Normandie.
- 1771: Les Offres réciproques.
La petite Ecolière.
La Maitresse d'Ecole.
- 1773: Les bons Amis.
- 1774: La soeur de la bonne Femme de Normandie.
- 1776: Agar présentée à Abraham par Sara.
Le Repos de la Vierge.
- 1778: La Mort de Marc Antoine.
- 1779: Le Sapeur des Gardes suisses.
- 1780: La Tante de Gérard Dow.
- 1781: Les Délices maternelles.
- 1782: Le Philosophe du temps passé.
- 1784: Les Soins maternels.
- 1790: Le Maréchal des Logis.

Undatierte Kupferstiche

Le Christ.
 Fonte de la Statue de Louis XV.
 Cort Siversen Adeler, 1745?
 Jacques de Chabanes.
 Nerée Marie Corsini.
 Frédéric II., in 4^o.
 De Garsault.
 Henri Benoist, Duc d'York.
 Henri Benoist, Evêque de Bâle.
 Lescalopier.
 Louis, Dauphin de France.
 Le Comte de la Marche.
 De La Mothe-Houdancourt.
 Le Cardinal de Tencin.
 Le même Personnage.

Vorbemerkungen

Wir haben uns entschlossen, die Einleitung und die biographischen Notizen über Wille, die Charles Le Blanc dem eingehenden Oeuvre-Katalog des von ihm so hoch geschätzten Meisters vorangestellt hat, gleichfalls in deutscher Übersetzung vorzulegen. Es schmälert die Qualität dieser mühevollen, gediegenen Künstlermonographie nicht, wenn wir nach der Lektüre der Autobiographie Willes gewisse Differenzen in den Angaben Le Blancs gegenüber denen Willes feststellen müssen. Hatte doch Le Blanc seine Untersuchung bereits in Angriff genommen und im Jahre 1847 veröffentlicht, ehe der von Duplessis im Jahre 1857 vorgelegte Band der Memoiren und des Journals zur Verfügung stand. Uns liegt jedoch daran, aufzuzeigen, daß gewisse Passagen im heimatgeschichtlichen Schrifttum über unseren hessischen Müllerssohn, bei denen wir eigene Versuche nicht ausschließen, oft auf solchen Ungenauigkeiten Le Blancs basieren, Ungenauigkeiten, die nicht ad infinitum fortgeschleppt werden sollten.

Die Herausgeber

KATALOG DES OEUVRE

von

JEAN GEORGES WILLE

Kupferstecher

mit einer biographischen Einleitung

von

M. CHARLES LE BLANC

von der königl. Bibliothek zu Paris

Leipzig bei Rudolf Weigel 1847

Herrn Duchesne, dem Älteren, Konservator des Graphik-Kabinetts der königlichen Bibliothek zu Paris.

Monsieur!

Ihnen verdanke ich mein Wissen auf dem Gebiet der schönen Künste, ganz besonders von den Kupferstichen, über die Sie eine so profunde Kenntnis besitzen.

Erlauben Sie mir, Ihnen diesen ersten Versuch als ein bescheidenes Zeichen meines Dankes zu widmen. Er wird einen um so höheren Wert erhalten, wenn ihm der Verfasser des „Essai sur les Nielles“ seine Protektion gewährt.

Ich bin, Monsieur

*Ihr ergebenster Diener
Charles Le Blanc*

Januar 1847

Vorwort

Die Geschichte der Kunst des Kupferstechens ist trotz der Arbeiten, die über diese Kunstgattung bereits erschienen sind, noch sehr unvollständig. Beinahe alle Künstlerlexika, wie die von Fuessli, Basen, Huber und Rost, Loubert, Heller, Nagler etc., beschreiben nur die wichtigsten Stücke einzelner Meister. Bartsch und Robert Dumesnil, die sich befleißigen, vollständige Kataloge zu geben, haben ihre Arbeiten ausschließlich den Malerstechern gewidmet.

In Anbetracht dieses Tatbestandes wäre es eine außerordentlich nützliche Arbeit, wenn man einmal die Werke derjenigen Stecher, die als Zeichner wenig bekannt sind oder überhaupt keine Ahnung vom Zeichnen oder Malen haben, Stück für Stück im einzelnen beschrieben würde.

Eine solche Arbeit wollen wir heute in Angriff nehmen und wenn wir das Glück haben, daß dieser Versuch bei den Fachleuten Anerkennung findet, werden wir sie für all diejenigen Künstler fortführen, die in der Kunst des Kupferstechens berühmt geworden sind, gleich welchem Lande sie angehören noch welcher Schule man sie zuordnen mag.

Wir werden bei der Beschreibung jedes Werkes systematische Hinweise beifügen, um den Liebhabern alle Nachforschungen, die sie anstellen müßten, zu erleichtern. Ohne überflüssige Einzelheiten zu bringen, werden wir jedes Stück so beschreiben, daß man es auf den ersten Blick erkennt. Wir geben ihm eine Nummer und einen Titel, um es zu benennen. Für unsere Aufstellung folgen wir dem heute allgemein gültigen Schema, das sich folgendermaßen zusammenfassen läßt:

Altes Testament, Neues Testament, Gegenstände aus der Geschichte, aus der Mythologie, Phantasiestücke, Kostümbilder, Landschaften, Porträts, Studien.

„Rechts“ und „links“ bedeuten, wie in fast allen beschreibenden Werken, die rechte und die linke Seite vom Betrachter aus. Wenn wir einfach sagen: „am Rande“, so bedeutet dies: am unteren Rande. Die Rechtschreibung der Namen der Künstler und der Herausgeber ebenso wie die Anschriften und Inschriften haben wir gewissenhaft beibehalten. Wenn die schriftliche Beschreibung eines Stückes nicht ausreicht, oder wenn es angebracht erscheint, die Handschrift eines Künstlers im Faksimile zu bringen, werden wir zusätzliche Abbildungen beifügen.

Unseren Maßangaben legen wir das metrische System zugrunde, dieses Maß, das heute allgemein gebräuchlich ist, bietet wegen seiner kleineren Unterteilung genauere und leichtere Anwendung als der „Königsfuß“. Ausgangspunkt für die Maße ist die Umrißlinie der Druckplatte; wenn kein Druckrand vorhanden ist, sind es die Grenzlinien des Bildes selbst.

Wir geben eine genaue Beschreibung nur von den Stücken und den Unterschiedlichkeiten, die wir mit eigenen Augen gesehen haben. Bei den Stücken, deren Vorhandensein wir nicht selbst nachweisen konnten, haben wir gewissenhaft die Quellen angegeben, denen wir unsere Hinweise entnommen haben.

Wo wir über das Vorhandensein oder über die genauen Abmessungen eines Blattes im Zweifel sind, wird dies durch ein Fragezeichen angezeigt.

Jean Georges Wille

Jean Georges Wille wurde im Jahre 1717 geboren¹⁾, in Königsberg²⁾, einem Ort zwischen Gießen und Wetzlar in Hessen. Seine Freude am Zeichnen offenbarte sich frühzeitig. Man sagte sogar, daß man ihn in seinen frühen Kindertagen nur damit trösten konnte, daß man ihm Kohle- und Kreidestückchen gab, mit denen seine kleinen Hände schon umzugehen versuchten.

Diese Neigung wurde von seinem Vater früh bemerkt und gefördert. Als der Junge 10 Jahre alt war³⁾, brachte man ihn zu einem Maler; er lernte dort die Grundbegriffe der Zeichenkunst, aber plötzlich erwachte in ihm eine unwiderstehliche Neigung zum Stechen⁴⁾. Seine ersten Versuche machte er an dem Küchengeschirr des Vaters. Alles was da an Gefäßen aus Zinn oder Kupfer dazugehörte, schmückte sich unter seinen Fingern mit Blumen und Früchten und mannigfaltig abgewandelten Schnörkeln.

Die Berufung Willes war damit zum Durchbruch gekommen⁵⁾, es fehlte ihm nur die Gelegenheit, sie zu zeigen. Als er eines Tages durch die Straßen von Gießen ging, blieben seine Augen an den Auslagen eines Waffenhändlers hängen, der hinter den Scheiben seines Ladens Gewehre ausgestellt hatte, die mit Einlegearbeiten und mit Gravierungen verziert waren. Mehr bedurfte es nicht! Voller Begeisterung für die Kunst, die er erahnt hatte, eilte Wille zu seinem Vater zurück und gab sich nicht eher zufrieden, bis er von ihm die Erlaubnis erhalten hatte, bei diesem Büchsenmacher als Schüler eintreten zu dürfen⁶⁾.

Er brachte in der Werkstatt des Meisters zwei Jahre zu. Danach verließ er Gießen, sagte seinem Vater, er gehe nach Augsburg und begab sich nach Paris⁷⁾. Während dieser Reise machte Wille in Straßburg die Be-

¹⁾ Als tatsächliches Geburtsdatum steht zweifelsfrei fest der 5. November 1715 (die Angabe: 15. 11. 1715 in H. Krüger, Zum 250jährigen Geburtstag, S. 190, beruht auf einem Druckfehler).

²⁾ „Heinecke et Huber (Notices gen. des Graveurs) disent, qu'il est né à Grossenlinden près de Giessen, en 1715.“ (Anmerkung des Herausgebers und Verlegers Rudolf Weigel.) Vgl. dazu unsere Anm. 25.

³⁾ Wenn man die nachfolgenden Lebensabschnitte des jungen Wille bis zu seinem Eintreffen in Paris als noch nicht ganz Einundzwanzigjähriger in sinnvolle Relation setzt, so kann der verständnisvolle Vater, der seinen lernbegierigen Sohn zunächst auf die Lateinschule in Königsberg und danach zur Vorbereitung auf das Studium nach Gießen geschickt hatte, ihn kaum früher als mit 16 Jahren zu Maler Kuhn nach Gladenbach gegeben haben.

⁴⁾ „Wille ließ jedoch die Malerei im Stich ‚wegen seines kurzen Gesichtes‘, wie er selbst in einem eigenen Briefe angibt.“ (Anm. des Herausgebers R. W.) Was diese ewig kursierende Briefnotiz Willes über sein „kurzes Gesicht“ betrifft, so hat es den später mit Brille arbeitenden Wille nicht gehindert, bis ins hohe Alter hinein eigene Zeichnungen und vor allem die minuziösesten Stecharbeiten auszuführen, die kaum weniger „Gesicht“ erfordern als die Malerei. Vgl. auch unseren früheren Einwand gegen das „kurze Gesicht“ in: H. Krüger, Zum 250jährigen Geburtstag, S. 197.

⁵⁾ Diese ersten jugendlichen Experimente des „Gravierens“ und „Stechens“ (Wille, S. 66 f.) wird man kaum als einen „Durchbruch zum Kupferstich“ überbewerten dürfen.

⁶⁾ Nach Willes Erzählung bot ein Besuch Wittmanns beim Vater Will auf der Obermühle den Anlaß zu diesem berufsentscheidenden Entschluß.

⁷⁾ Von Le Blanc ist hier nicht nur die bedeutungsvolle Lehrzeit in Usingen übersehen worden, sondern auch die Tatsache, daß Willes Plan, nach Paris zu gehen, bereits dort fest beschlossen wurde.

kanntschaft von Jean Georges (sic!) Schmidt, der wie er auf dem Wege nach Paris war. Die beiden Künstler entdeckten, daß sie sich in der gleichen Lage befänden und von gleichen Zielen träumten. Außerdem fühlten sie sich vom ersten Augenblick an in einer Freundschaft verbunden, die niemals erkalten sollte und die selbst der Künstlerneid nicht beeinträchtigen konnte.

Nach der Ankunft war es für Wille, der fast allein und ohne Fürsprecher war, sehr schwierig, einen Anfang zu machen, wie es bei jedem begabten Manne der Fall ist, der ohne Unterstützung beginnt. Er sah sich gezwungen, bei einem Uhrmacher zu arbeiten und für den Verleger Odieuvre Porträts zu stechen, für die er nur einen Louis bekam⁸⁾, obwohl sie sich durch talentvolle Ausführung und Feinheit des Stiches auszeichneten. Nachdem er jedoch dem Maler Rigaud vorgestellt worden war, der die Begabung des jungen Künstlers alsbald erkannte und ihm Arbeiten übertrug, die geeignet waren, ihn bekannt zu machen, gelangte er schnell zu hohem Ansehen, und bald konnte Wille den Aufträgen nicht mehr nachkommen, obwohl er sich ohne Unterlaß seinen künstlerischen Arbeiten widmete. Von seiner Ankunft in Paris im Jahre 1738⁹⁾ bis zum Jahre 1754 zählt man nicht weniger als 30 Porträts, die wir seinem Stichel verdanken. Nach diesem Zeitraum jedoch sind, abgesehen von zwei oder drei Stücken, alle Werke, die er gestochen hat, Genrebilder, die meisten nach holländischen Gemälden. Die Serie dieser schönen Arbeiten reicht bis zum Jahre 1790. Während dieser langen Schaffenszeit zollten alle europäischen Länder dem Talent Willes freudig ihre Anerkennung; er wurde nacheinander zum Mitglied der Akademien von Paris, Rouen, Augsburg, Wien, Berlin und Dresden ernannt. Ebenso wurde er zum „Graveur du Roi de France“ ernannt sowie zum Hofkupferstecher des Kaisers von Deutschland und des Königs von Dänemark¹⁰⁾. Er starb im Jahre 1807 im Alter von 90 Jahren¹¹⁾.

Willess Stiche sind genau, kühn und brillant. Kein Stecher hat es wie er verstanden, die Eigenart jedes Gegenstandes typisch wiederzugeben, die Verschiedenheit der Stoffe und ihren Faltenwurf deutlich zu machen und ganz besonders, den schillernden Glanz des Atlas zum Leuchten zu bringen. Er war ein geschickter Zeichner und ein begeisterter Freund der schönen Künste¹²⁾. Diese Fähigkeit, gepaart mit großem Einfühlungsvermögen, bringt es mit sich, daß alle seine Arbeiten Feingefühl und eine außerordentliche Mannigfaltigkeit in den Hell-Dunkel-Werten erkennen lassen. Freilich wird man einwenden können, daß die Ausarbeitung wenig

⁸⁾ Gegenüber diesem gar zu bescheidenen Ansatz der Honorierung durch Odieuvre vgl. Willess Angaben, Teil II, S. 17 f.

⁹⁾ Faktisch Sommer 1736.

¹⁰⁾ Zahlreiche Herrscher schickten ihm junge Leute, damit er sie unterrichtete. Wille hatte zu Hause auch eine Druckerei eingerichtet und einen Handel mit Kupferstichen begonnen. (Anm. des Herausgebers R. W.)

¹¹⁾ Aus den falschen Geburts- und Todesdaten (faktisch 1808) ergibt sich die irrtümliche Berechnung von 90 statt 93 Jahren.

¹²⁾ „Ich habe letzthin über fünftausend Livres vor zwey kleine Gemälde gegeben, welche mir aber so gefallen, dass ich sie nicht um das Doppelte geben wolte, ob man mich gleich darum flehete.“ (Wille; Anm. des Herausgebers R. W.) Daß er auch als Sammler und als Kunstexperte ein Mann von europäischem Rang wurde, geht vornehmlich aus seinen späteren Journal-Aufzeichnungen hervor.

abwechslungsreich und die Führung des Stichels recht einförmig ist. Dieser Einwand macht es jedoch recht schwierig, den Reiz seiner Arbeiten und die lebhaftige Tongebung zu begreifen, die er ihnen fast immer zu verleihen gewußt hat. Die bedeutendsten seiner Arbeiten sind: „Der Tod der Kleopatra“, „Fahrende Musikanten“, „Die väterliche Ermahnung“, das Porträt des Grafen von St. Florentin und das von Marigny.

Unser Katalog enthält 175 Stücke und wir haben Grund zu glauben, daß das vollständige Oeuvre Willes nur wenig über diese Zahl hinausgeht. Beinahe alle diese Stücke sind datiert und tragen am oberen Rand die laufende Nummer des Stiches, so daß die Stiche von Wille, wenn man sein Oeuvre nach diesen Nummern ordnet, in der Reihenfolge ihrer Erstveröffentlichung erscheinen. Es wird behauptet, daß Wille von einigen seiner Stiche Abdrucke auf Japanpapier (papier de Chine) gemacht hat. Diese Drucke müssen außerordentlich selten sein, denn uns sind sie nie begegnet. Die normalen Drucke ohne Schriftsatz sind alle außerordentlich selten. Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß Abdrucke ohne Schriftsatz mit Hilfe einer „Maske“ hergestellt werden, um die Sammler zu täuschen.

Wir haben in verschiedenen Veröffentlichungen die nachfolgenden Kupferstiche J. G. Wille zugeschrieben gefunden, aber diese Zuweisung war so unzureichend, daß wir im Zweifelsfalle nicht gewagt haben, sie in unseren Katalog aufzunehmen:

1. L'arbre de Cracovie, kleines Blatt in Querformat, ohne Künstlernamen ¹³⁾;
2. Ein blinder Leierspieler, in Spiegelschrift signiert: J. G. W.;
3. Fischendes Kind am Fuße einer Felsengruppe, in 8°, ohne Künstlernamen;
4. Vorstudien zu Greisenköpfen, Hochformat, signiert: Wille sc.;
5. Kartusche für die Bibliothek von Monsieur de Poilly;
6. Firmenschild für Joly sen., einen der 12 Weinlieferanten des Königs ¹⁴⁾;
7. Friedrich Wilhelm I., in 4°;
8. Friedrich III., König von Preußen. Dies ist vielleicht das gleiche Porträt, das den Namen von Schmidt in Berlin trägt.
9. Marc Petermann von Westenville. Ein kleiner Mann mit einem bemerkenswert großen Kopf hat einen Stock in der einen Hand und hält in der anderen seinen Hut hin, um Almosen von den Passanten zu erbitten. Ätzdruck, Hochformat, Wille del. et sc., Paris 1752. Sehr selten (Katalog von Paignon-Dijonval).

¹³⁾ Es ist vielleicht „L'arbre de Cracovie du Palais Royal“ von Messenger (Anm. des Herausgebers Rudolf Weigel). Zur Zeit der polnischen Aufstände während des polnischen Thronfolgekrieges (1734—1763) entwickelte er sich zum Sammelplatz politischer Neuigkeitskrämer.

¹⁴⁾ Firmenschild des Weinhändlers Joly sen., eingeschlossen in einer Laube aus Reben und Trauben; darüber eine Hand mit der Waage und die Worte: Dem ehrsamten Kaufmann in der Rue de Monceau etc. Wille fec. gr. à l'eau forte in 4°. (Catalogue d'Einsiedel.) (Anm. des Herausgebers R. W.)

Trotz der Auskunft des Katalogs von Paignon-Dijonval glauben wir, daß dieses Stück eher von Rode nach einer Zeichnung von Wille gestochen ist, als von Wille selbst ¹⁵⁾.

Folgende Anmerkung über dieses Stück findet sich in dem Katalog von Winkler: „Bei einem fröhlichen Beisammensein erheiterten sich Wille, Rode und Preisler über folgende drollige Begebenheit: einer ziemlich eingehenden deutschen Erklärung auf dem Blatt zufolge fand man diesen Mann in der Umgebung von Paris am Eingang eines Steinbruches zu Stein geworden in der gleichen Haltung, die er zu seinen Lebzeiten gehabt hatte. Nach dem Moos, das seinen Körper überzog, nahm man an, daß er sich schon zwei Jahre in diesem Zustand der Versteinerung befunden habe. Es ging das Gerücht in Paris, daß der Gesandte von Tripolis die Versteinerung erwerben wollte, um damit den Palast des Bey, seines Herrn und Gebieters, zu schmücken ¹⁶⁾.

Als Schüler von Daullé ¹⁷⁾, mit dem er ständig in Verbindung blieb, hat Wille vom Jahr 1738 bis gegen 1750 eine große Zahl von Stücken gestochen, deren Ausführung seinem Lehrer anvertraut worden war. Dieser führte die Körperpartien aus und begnügte sich manchmal sogar damit, die Platte nur zu signieren ¹⁸⁾. Doch würde es sehr schwierig sein, genau zu bestimmen, welche Stiche Wille selbst ganz gestochen hat und an welchen er nur beteiligt war. Denn der Stichel des Meisters und der des Schülers haben große Ähnlichkeit miteinander, obgleich in den Werken Willes die Sticheltechnik immer viel klarer, brillanter und, wenn man es so ausdrücken will, metallischer ist. Es ist dabei nicht unsere Absicht, uns in diesem Zusammenhang auf gewagte Konjekturen einzulassen; wir wollen uns damit begnügen, diese Tatsachen aufgezeigt zu haben und die Aufmerk-

¹⁵⁾ Es ist beinahe sicher, daß dieses Stück von Joh. Heinrich Rode (dem Bruder von Christian Bernard Rode) stammt, der Schüler von Wille in Paris war. Man liest auf dem Stock des Armen: W.- del. R. sculp. aqua forti Paris 1752. (Anm. des Herausgebers R. W.)

¹⁶⁾ Es finden sich noch folgende Stücke erwähnt:

1. Ein kleines Porträt Ludwigs XV., Profil im Oval, für eine Genealogie. Unbekanntes Stück nach I. B. Le Moine. Erwähnt im Manuskript des Künstlerlexikons von Heinecke, aufbewahrt in der Bibliothek zu Dresden, ein Exemplar befindet sich in der Kollektion der Gräfin von Einsiedel. (Anm. des Herausgebers R. W.)
2. Brustbild eines Unbekannten, wahrscheinlich eines Mediziners, in Mantel und Perücke, nach links gewandt, gestochen ungefähr 1740. Oval in 8°. Abzug vor Anfertigung der Schrift. Sehr selten, Katalog Einsiedel. (Anm. des Herausgebers R. W.)
3. Zwei Landschaften auf einem Blatt, von J. G. Wille in seiner Jugend gezeichnet und in Ätzwasser gestochen. Klein-Folio (Katalog Einsiedel). Der Katalog Kreuchauff bemerkt dazu, daß sie wahrscheinlich von Wille stammen, da das Exemplar, das er nennt, von Wille selbst signiert und mit folgender Widmung versehen ist: „Für Herrn Kreuchauff von seinem Freund Wille.“ Es handelt sich dabei um ein Teilstück einer Platte, die von G. F. Schmidt, J. H. Rode und J. G. Wille gemeinsam gestochen wurde, einige Stücke nach Sadeler und Mellan. Die ganze Platte in Klein-Folio enthält 9 Sujets. Gelegentlich, wenn auch recht selten, begegnet man Abdrucken einzelner Stücke daraus, die die Künstler wahrscheinlich an ihre Freunde in Deutschland geschickt haben. Abdrucke der ganzen Platte sind außerordentlich selten. (Anm. des Herausgebers R. W.)

¹⁷⁾ Das hier von Le Blanc vorgetragene und von vielen Bearbeitern wiederholte Lehrer/Schüler-Verhältnis zwischen Daullé und Wille sollte man an Hand der Selbstbiographie Willes noch einmal überprüfen.

¹⁸⁾ Vgl. Willes biographische Notiz (unsere Übersetzung S. 37).

samkeit auf die nachfolgenden Porträts zu lenken, die unserer Ansicht nach neben anderen dem Stichel Willes zuzuschreiben sind ¹⁹⁾:

Charles de Baschi, Marquis d'Aubais

Charles Alexandre von Lothringen

Charles Eduard, ältester Sohn von Jacques Stuart, 1744

Louis, Dauphin de France

Maler Hyacinth Rigaud

Marguerite de Valois, Comtesse de Caylus

Die drei ersten in —4°, die anderen in —fol o 20). Wir wollen diese kurze Biographie nicht abschließen, ohne darauf hinzuweisen, daß Wille mehrere bedeutende Schüler ausgebildet hat, die zu Recht berühmt geworden sind. Zur Ehre des Meisters seien nur einige Namen genannt: Schulze, Schmutzer, J. G. Müller und Berwic ²¹⁾, der dazu berufen war, später eine eigene Schule des Kupferstichs zu begründen.

¹⁹⁾ Siehe auch die Porträts von Saint-Simon und Kronprätendenten Charles Stuart, Nr. 112 und 149 dieses Kataloges. Weiter: Friedr. August III., König v. Polen, Kurfürst von Sachsen, nach Sylvester. Folio; der erste Zustand trägt die Anschrift von Lespine und Hérissant, sie ist später weggelassen worden, Charles Hugues Sonnois, Advokat am Tisch sitzend. Nach I. B. Cornu, fol. Martin Pallu von der Gesellschaft Jesu, nach Nonnotte. Oval in 8°. Davon existiert ein Druck vor jeglicher Beschriftung und mit nicht vollendeter Bordüre; Katalog Einsiedel. (Anm. des Herausgebers R. W.)

²⁰⁾ Weiter: Chevillet, die Brüder Guttenberg, Halm und Dennel. (Anm. des Herausgebers R. W.)

²¹⁾ Wir besitzen folgende Wille-Porträts:

1. Gemalt von J. B. Greuze und gestochen von Willes Schüler G. J. Müller.
2. Gezeichnet von Halm und gestochen von J. F. Bause.
3. Gezeichnet von seinem Sohn P. A. Wille und gestochen von P. C. Ingouf.
4. Gezeichnet von seinem Freund G. F. Schmidt und gestochen von J. H. Rode 1753. Kleinformat 8°. Oval, sehr selten.
5. Gestochen von F. L. Kauke 1759, in 8°.
6. Gestochen von l'Abbé de Saint Non; mit Perücke, neben ihm ein Lehrjunge, dem er einen Stich zeigt. Sie erscheinen in einer Fensteröffnung, grav. in Ätzwasser, 1771, in 4°. (Anm. des Herausgebers R. W.)

Für eine fachkundige Durchsicht des Manuskripts sind die Herausgeber zu größtem Dank verpflichtet dem Präsidenten der Deutsch-Französischen Gesellschaft in Gießen, Herrn Universitätsprofessor Dr. Hans-Werner Klein, und besonders seiner Gattin, Frau Charlotte Klein.

Ihr danken wir zugleich für die Zusage der Übersetzung des umfangreichen „Journals“ von Wille, die wir in den folgenden Bänden unserer „Mitteilungen“ zum Abdruck bringen werden.

Die Gießener Universitätsmaler Christoph Maximilian Pronner und Friedrich Johann Ludwig Berchermann und der Kunstmaler Johann Nikolaus Reuling

Von Erwin Schmidt

Quellen:

Akten des Gießener Universitätsarchivs:

Lehrer der freien Künste, Universitätsmaler

Ökonomatrechnungen

Rektorats-Protokolle

Administrations-Konvents-Protokolle = Adm.-Konv.-Pr.

Akten des Staatsarchivs Darmstadt, Abt. VI, 31, fasc. 10—12.

Akten des Stadtarchivs Gießen. Bürgermeistersatzungen
Gießener Kirchenbücher.

Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 11, 1904 (Berchermann), Bd. 69, 1930 (Reuling).

Friedrich Wilhelm Strieder: Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. Bd. 1 (Berchermann), Göttingen 1781 = Strieder. (Die Universitätsbibliothek Gießen besitzt ein durchschossenes Exemplar des Werkes mit handschriftlichen Nachträgen Strieders, die nicht alle in die gedruckten Nachträge in den einzelnen Bänden übernommen worden sind.)

Allgemeine Nachschlagewerke:

Nagler, G. K.: Neues allgemeines Künstler-Lexikon. Wien 1924 = Nagler.

Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begr. von Ulrich Thieme und Felix Becker. Hrsg. von Hans Vollmer. Leipzig 1907 bis 1950 = Thieme/Becker.

Jakob Hoffmeister: Gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen. Hannover 1885 = Hoffmeister.

Hans Wolfgang Singer: Allgemeiner Bildniskatalog. 14 Bde., 1930—1934. Und: Neuer Bildnis-Katalog. 5 Bde., 1937—1938 = Singer.

Zur Gießener Professorengalerie:

Gustav Adolf Ludwig Baur: Die Bildnisse in der großen Aula der Universität Gießen. Universitätsprogramm 1857. Nachdruck in Gießener Hochschulblätter, Jg. 5, 1957, Nr. 2.

Ingeborg Schnack: Beiträge zur Geschichte des Gelehrtenporträts. Hamburg 1935 (Historische Bildkunde 3) = Schnack.

Christian Rauch: Die Gießener Professoren-Galerie. In Gießener Hochschulblätter, Jg. 5, 1957, Nr. 2.

Die Universität Gießen von 1607 bis 1907. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier. Gießen 1907 = Festschrift 1907.

Ludoviciana. Festzeitung z. dritten Jahrhundertfeier. Gießen 1907.

Ludwigs-Universität, Justus Liebig-Hochschule 1607—1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier. Darin S. 433—442, Siegfried Rösch: Die Professorengalerie der Gießener Universität = Festschrift 1957.

Siegfried Rösch: Porträts von „Unbekannten“ in der Gießener Professorengalerie. In Gießener Hochschulblätter, Jg. 11, 1964, H. 1, S. 2—5.

Universitätsbibliothek Gießen. Festgabe zur Weihe des neuen Hauses am 1. Juli 1959. Darin: Josef Schawe: Die früheren Unterkünfte der Universitätsbibliothek. Erwin Schmidt: Gießener Bibliothekare von 1612 bis 1948 in Bildern ihrer Zeit = Festgabe.

Zu einzelnen Malern:

Joseph Friedrich Engelschall: Johann Heinrich Tischbein. Nürnberg 1797 (über Pronner) = Engelschall.

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden. Bd. 5, 1914 (S. 158 über Pronner).

Siegfried Rösch: Es ist doch Korthold! In: Gießener Hochschulblätter, Jg. 13, 1966, H. 3, S. 31—32 (über Berchermann).

Alt-Frankfurt. Vierteljahrsschrift für seine Geschichte und Kunst, 1913, H. 3, S. 67 (Abb. 1. Johann Maximilian von Günderode. Stich v. J. M. Bernigeroth 1742 nach Zeichnung v. J. N. Reuling).

Weitere Literaturangaben an ihrem Ort.

Es ist erstaunlich, daß ein kultur- und kunstgeschichtlich so bedeutender Besitz, wie ihn die Sammlung gemalter Professorenbilder der Universität Gießen darstellt, so spät erst die Frage nach den Malern der Bilder ausgelöst hat. Erst Ingeborg Schnack hat in ihren 1935 erschienenen Beiträgen zur Geschichte des Gelehrtenporträts die Entstehung der Gießener und der Marburger Sammlung gründlich und zuverlässig erforscht und dabei vor allem den Anteil der beiden Maler Johannes Balthasar (Baltzer, wie er sich selber nennt) Becker 1631 in Marburg und Johann Peter Engelhard 1659—1689 in Marburg und Gießen ermittelt.

Beide Sammlungen sind entstanden auf Grund der Verfügung Landgraf Georgs II. von Hessen-Darmstadt vom 20. 4. 1629, vier Jahre nachdem ihm Stadt und Universität Marburg vom kaiserlichen Reichshofrat zugesprochen worden waren, und er verpflichtungsgemäß daraufhin seine eigene Gründung von 1607, die Universität Gießen suspendiert hatte. Die Verfügung ist zuletzt abgedruckt in den Gießener Hochschulblättern Jahrgang 5, 1957, Nr. 2. In ihr bestimmte Georg II., daß „jetziger und jeder künftiger professorum gemahlt Bildniss in einer gleichen Gröss und Form mit Anzeig des Namens, auch der Jahrzahl seines Alters und der Geburt Christi bei Unserer Universität bracht und erhalten werde. Denen professoribus, so jetzo allbereit bestellt sind, sollte der Malerlohn, umb welchen man zu genawesten zu marcken hätte, von dem oeconomio erstattet, von anderen aber, so künftig ankommen, zur Hälfte selbst getragen werden . . .“ Daher kamen die Ausgaben für die Bildnisse in die Ökonomatrechnungen beider Universitäten und der Gedanke, diese zur Ermittlung der Maler heranzuziehen, erwies sich als sehr fruchtbar. Als Ingeborg Schnack ihre Untersuchungen durchführte, standen für Gießen auch noch die einzelnen Zahlungsanweisungen und Quittungen der Maler zur Verfügung. Leider sind sie heute nicht mehr vorhanden, auch die Reihen der Ökonomatrechnungen weisen große Lücken auf. Hauptsächlich mit diesem Material ist es ihr gelungen von 85 Bildern Marburger und Gießener Professoren den Maler zu ermitteln. 43 hängen noch in der wiedererstandenen Gießener Professorengalerie. Einige Porträts sind verlorengegangen, noch im letzten Krieg sind Verluste entstanden.

Im Westfälischen Frieden verlor Hessen-Darmstadt die Stadt Marburg wieder an Hessen-Kassel. Als die beiden landgräflichen Regierungen übereinkamen, die im Friedensvertrag vorgesehene Samtuniversität Marburg zu trennen, erstand die Universität in Gießen neu. Die Hessen-

Darmstädter nahmen alles „mobile“ Eigentum von Marburg mit nach Gießen. Dazu wurden auch die in der Zeit von 1629—1649 in Marburg entstandenen Professorenbilder gerechnet. So kommt es, daß in der Gießener Professorengalerie 16 (mit Christiani 17) Bilder von Professoren hängen, die in Gießen und in dem Zeitraum von 1625—1649 in Marburg, und 13 von Professoren, die nur in Marburg gelehrt haben, davon 5 aus der Zeit vor 1625 übernommene Altmarburger, und die also, will man in der Geschichte beider Universitäten keine Lücke anerkennen, von beiden zu den ihrigen gezählt werden müssen.

Auf Grund der erwähnten Verordnung Georgs II. von Hessen-Darmstadt hat der Maler Johannes Becker aus Gießen im Jahre 1631 vom 11. August bis zum 9. Oktober, also in knapp 2 Monaten 23 Porträts gemalt, eine beachtliche Leistung, die aber zugleich erkennen läßt, daß es sich dabei zwar um die Arbeit eines freien Künstlers, der für seine Leistung stückweise bezahlt wurde, jedoch um eine mehr handwerkliche Tätigkeit handelt. Ähnliches weiß der Marburger Professor und Universitätsmaler Engelschall von Johann Heinrich Tischbein in Kassel zu berichten, der im Auftrag „6 Bauernstücke mittlerer Größe“ malte und für jedes nur 1 Tag brauchte. Allerdings seien diese Stücke nicht seine besten, besonders in Anschauung der Dauer. Die Farben verblichen bald. Nicht anders verhält es sich mit den Bildern der Professorengalerie. Sie mußten im 18. Jahrhundert „refraichiert“ zum Teil neu gemalt werden. Das gilt auch für die 38 Porträts, die Johann Peter Engelhard aus Büdingen in Marburg gemalt hat, obwohl sich diese auf die 30 Jahre von 1659—1689 verteilen. Ihm ist mit großer Wahrscheinlichkeit als 39. Porträt auch das des Juristen Lebleu zuzuschreiben, für das 1682 3 rthlr 22 alb 4 Pf gezahlt werden, nachdem zwei Jahre vorher „dem Maler“ für des Prof. Thilenius' Bild der Lohn gezahlt wird, und „Der Mahler“ damals Engelhard gewesen ist. (Schnack nahm das Jahr 1665 als Entstehungszeit an.) Auch Engelhard hat für Gießen im Jahre 1670 zwölf Bilder hintereinander gemalt und zusammen bezahlt bekommen und dann noch einmal 5 in Gießen und 8 in Marburg. Daneben gibt Engelhard auch Zeichenunterricht in Gießen und in Marburg, eine Tätigkeit, die Johann Heinrich Leuchter, der Sohn des Groß-Gerauer Superintendenten, fortsetzt. Von ihm ermittelte Ingeborg Schnack 5 Professorenbilder, von denen aber 2 verloren sind und nur 1, das des Juristen Johann Nicolaus Hert, in Gießen hängt.

Um 1690 taucht ein Maler auf, der keine erkennbaren Beiträge zur Professorengalerie geliefert hat, nur als Maler eines Fürstenporträts erwähnt wird, aber doch in den Kreisen der Professoren Anerkennung und Sympathie gefunden haben muß: Im Jahre 1690 werden „9 fl., 7 alb, 4 Pf dem Mahler Dittmer alhier vor Ihro Hochfürstl. Durchl. Ludovici VI Conterfait gezahlt“. Es hängt heute im Treppenhaus des Vorlesungsgebäudes. Im Administrations-Konvents-Protokoll ist notiert: „Am 28. Martii 1692 sind des verstorbenen Mahlers H. Diethmars von Speyer seel. Wittb zu dessen Begräbnis wegen bekannter Armuth auf anregen H. Dr. Nitschens und Gutachten des ganzen löbl. Senatus Academiae drey Thlr ex Fisco und mit solchen 3 Thlr zusammen per collectionem von sämbl. H. Professor.

exceptis absentibus drey zehn Guld. ohne was Hr. Dr. Nitsch vor sich selbst contribuiert gehabt von Mir (gemeint: dem Rektor Dillenius) durch den Pedellen Denstatt überreicht worden.“ Das Beerdigungsregister der evangelischen Gemeinde zu Gießen verzeichnet ihn 1692, Martius 31: Herr Christoph Dittmar, Mahler aus Wißmar bündig, seines Alters 37 Jahre. Über ihn ließ sich sonst nichts ermitteln, doch ist es nicht unmöglich, daß er auch als Maler von Professorenbildern in Betracht kommt.

Mit der mehr handwerksmäßigen Ausübung der Porträtmalerei ist es auch zum Teil zu erklären, daß sich auf keinem der älteren Bilder der Name des Malers findet. Hier ging die Kunst wirklich nach Brot und nicht nach Nachruhm. Wesentlich primitiver gemalt sind die Porträts der Gießener Ratsherrn von 1663—1814 die heute in langer Reihe den Flur des Oberhessischen Museums schmücken. Für ihre Herstellung und Auffrischung waren, wie aus den Rechnungsbüchern der Stadt Gießen hervorgeht, dieselben Künstler tätig, die für die Professorengalerie gemalt haben. Es sind kleine ca. 30 mal 30 cm große auf Holz oder Leinwand gemalte oder auf Blech gemalte und auf Holz genagelte Porträts eines recht einheitlichen Typs ohne Angabe des Malers.

Der Eifer, mit dem man im 17. Jahrhundert die Porträtsammlungen in Gießen und Marburg vermehrte, wurde geringer, je mehr man sich von der Verfügung Georgs II. entfernte. Die letzte große Vermehrung um 12 Porträts in Gießen 1670 ist das Verdienst des als Inspector rerum oeconomicarum mit Erfolg tätigen Professors und Bibliothekars Kilian Rudrauff aus Schotten, der sich um die wirtschaftliche Sanierung der Universität Gießen große Verdienste erworben hat. Die Not, die dem hessischen Bruderkrieg folgte, war ja auch ein Hindernis für Universität und Professoren, Porträts malen zu lassen. Wenn die Professoren kein Gehalt bekamen und nicht irgendeinen wirtschaftlichen Rückhalt hatten, mußten sie alle lebensnotwendigen Bedürfnisse vom Schuster bis zum Haarschneider schuldig bleiben. Die Personalakten sind voll von solchen Rechnungen. Der oeconomus zahlte dann, wenn er Geld in der Kasse hatte, die dringendsten Schulden nach und nach ab.

Noch bis ins 18. Jahrhundert zogen sich die Gehaltsabzahlungen aus der Marburger Notzeit hin. Da stand natürlich kein Geld zur Verfügung, um Porträts zu bezahlen. Daß Rudrauff trotzdem Mittel dafür flüssigmachte, muß als ein wahres Wunder bezeichnet werden. Zwar wuchs dann im 18. Jahrhundert, als die Verhältnisse wieder besser wurden, die Gießener Sammlung noch um mindestens 44 Bilder (die Marburger nach Schnack nur noch um 16), aber es geschah nicht mehr in der exakten Ausführung der Verfügung Georgs II., sondern mehr zufällig, aus Initiative der Professoren, der Maler oder durch Erwerbungen aus dem Nachlaß gestorbener Professoren.

Noch eine wichtige Änderung trat ein: War bis dahin das Malen der Porträts eine Stück für Stück bezahlte Leistung freier Künstler, so erscheint jetzt im 18. Jahrhundert der „salierte“ Universitätsmaler, von dem man verlangte, „daß er alle Universitätsarbeit . . . umsonst ver-

richte und desfalls nie etwas besonderes prätendiere“. Zwar nahm es die Administrationskommission nicht so ernst mit diesem Prinzip und bewilligte doch auf Antrag immer wieder einen Betrag, wenn ein Professor sich malen ließ. Diesem Umstand verdanken wir es, daß aus den Protokollen manches Bild seinem Maler zugewiesen werden kann, aber eben nur ein Teil. Der Übergang vom freien Künstler zum angestellten Universitätsmaler geschah nicht plötzlich, sondern nach und nach.

Christoph Maximilian Pronner (1682—1763)

Thieme/Becker führen ihn zweimal auf, als Pronner, Maler aus Gießen, ohne weitere Angaben und nach Hoffmeister als Bronner, Christoph Maximilian mit Lebensdaten, ohne zu merken, daß es sich um ein und denselben Künstler handelt. Sie wissen von ihm nur, daß er 1725 in Idstein Fresken gemalt hat. In den Kunstdenkmälern des Regierungsbezirks Wiesbaden Bd. 5 S. 158 erfahren wir mehr darüber, nur macht ihn der Verfasser gleich zum Gießener Professor. Der Marburger Professor und Universitätsmaler Engelschall würdigt ihn in seiner Tischbeinbiographie von 1797 mit folgenden Worten (S. 36): „Talentvolle Maler findet man vor Tischbein in der Hessischen Literaturgeschichte fast gar nicht, etwa die beiden Brüder Hermann Heinrich und Magnus Quitter, welche beide in hessen-kasselischen Diensten waren, und sodann den ehemaligen Universitätsmaler zu Gießen Christoph Maximilian Bronner ausgenommen, welcher letztere sich auch als Geograph durch eine große Karte von Oberhessen bekannt gemacht hat.“ In einer Anmerkung wird hinzugefügt: „Dieser in der Kunstgeschichte zu wenig bekannte schätzbare Mann hatte nebst einer richtigen Zeichnung einen zarten Pinsel und ein angenehmes Kolorit. Im Treffen war er besonders glücklich und schränkte sich daher meist auf Bildnisse ein; doch hat er auch viele historische Gegenstände — vorzüglich biblische Geschichten, Landschaften und Prospekte — gemalt. Er war geboren zu Nürnberg, wo sein Vater als kaiserlicher Notarius lebte, den 17. März 1682 und starb zu Gießen den 4. November 1763 in einem Alter von ein und achtzig Jahren sieben Monaten und achtzehn Tagen. Bis ans Ende behielt er seine Munterkeit, und als ein seltener Fall verdient angemerkt zu werden, daß er noch im achtzigsten Jahre seines Alters von den Kinderblattern befallen wurde und sie glücklich überstand.“ Von Engelschall übernahm Jakob Hoffmeister Gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen sein Wissen über Pronner, einschließlich der Kinderblattern und der falschen Schreibweise Bronner*).

*) Einen Vatersbruder des Malers Christoph Maximilian Pr. nennt Georg Andreas Will in seinem „Nürnbergischen Gelehrten-Lexikon“, T. 4, Suppl. Nürnberg 1758, S. 457: „Johann Gottfried Pronner ein Arithmeticus, mag von Thalhausen gebürtig gewesen seyn, als von wannen sich wenigstens sein Bruder Cph. Maxim. Pronner, Kaiserlicher Notarius, herschrieb.“ — Johann Gabriel Doppelmayr: „Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern.“ Nürnberg 1730, S. 218/219, kennt einen Leo Pronner, der um 1550 in Thalhausen geboren, im Jahre 1600 nach Nürnberg kam und dort als Kunsthandwerker bis 1630 lebte. (Beide Angaben nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Pröll, Stadtbibliothek Nürnberg.) — In dem Maler Christoph Maximilian Pronner scheinen sich die beiden in der Familie auftretenden Begabungen, die mathematische und die künstlerische, vereinigt zu haben.

Im Juni 1705 wendet sich Pronner in einem Immediatgesuch an den Landgrafen Ernst Ludwig mit der Bitte, als Universitätsmaler eingestellt zu werden. Er möchte „in Gießen durch die erlernte Kunst sich nähren, jedoch unter der Universität gern stehen und derselben Befreyung gleich der Universität Barbieren und Buchdrucker genießen“. Das Gesuch wird abgeschlagen. Die Universität hätte keinen Maler vonnöten, auch gestatteten die *statuta academica* auf dergleichen Leute keine Freiheiten.

Im Jahre 1707, 25 Jahre alt erscheint Pronner zum erstenmal in den Ökonometrechnungen der Universität Gießen. Anlässlich der ersten Jahrhundertfeier der Universität werden „dem Kunstmaler Pronner die Ehrenpforte, Pyramide und andere Sachen mit Mahlerarbeit zu verfertigen 226 fl.“ gezahlt. Die Ehrenpforte hat der Professor Johann Georg Liebknecht entworfen (*invenit*). Sie ist überliefert als Randschmuck einer von Pronner gezeichneten Karte „*Hassiae superioris et Wetterav. partis Delineatio cum descriptione castrorum prope Giessam et conjunctionis ad Urbam Traunici et Batianici exercituum. Seren. Principi Dno Ludovico ... oblata a Christoph Max. Pronner. Excudentibus Hommanianis heredibus. Ao 1746.*“ Die Karte ist koloriert. In der Qualität der Kolorierung sind die einzelnen Drucke sehr unterschiedlich. Als Randschmuck zeigt sie von der Hand Pronners eine Zeichnung der Ehrenpforte links unten, das Collegium in Alma Ludoviciana links oben und eine Ansicht Gießens rechts unten. Eine klein gedruckte Randbemerkung rechts unten „Conjunktion der Thraunisch und Bathianischen Armee bey Urb“ hat Wilhelm Rehmann den Titel geliefert für seine Abhandlung über diese im Rektorzimmer der Universität hängende Karte und ihre kriegsgeschichtlichen Voraussetzungen in den Gießener Hochschulblättern, Jg. 6, 1959, Nr. 4, wo auch Teile davon abgebildet sind. Die Ehrenpforte findet man in der „Ludoviciana“ von 1907, S. 28. Die Karte ist in mehreren Exemplaren in der Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt und der Universitätsbibliothek Gießen vorhanden. Eine größere und bedeutendere kartographische Leistung stellt dar: *Delineatio geographica generalis comprehensens VI foliis singulos principatus comitatus, ditionis dynastias omnes, quotquot imperio Sere-nissimi Principis Landgrafii Hasso-Darmstadiensis subsunt ex subsidiis Christoph Pronneri Pictoris Acad. Giess. composita & exhibita studio Homanniorum heredum 1754. Fol. 2* weist eine Widmung an Landgraf Ludwig VIII. auf und als Jahr 1751. Vermerkt wird, daß Prof. Tobias Majer, Göttingen, sie „*ad hanc graduationem reduxit*“. Dieselbe Karte aus 6 Blättern gibt es auch in einem Blatt.

Die Universitätsbibliothek Gießen besitzt in ihrer Kartensammlung eine etwas roh handgezeichnete Karte von Pronner „*Mappa specialior eine chorographische oder Kabinetkarte, Eigenthums-Plan der Commende des Teutschen Ordens Schiffenberg. Gemessen und gezeichnet von C. M. Pronner 1745*“. 65 mal 47 cm. In besserer Ausführung finden wir sie wieder in der Handschrift 209 der Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt. In dieser Handschrift besitzt die Landesbibliothek einen Schatz ganz besonderer Art. Sie enthält eine Zusammenstellung Pronnerscher Karten mit verbindendem Text von seiner Hand. Er hat ihr den Titel gegeben:

Mappierung Dreyerley Arten von Landkarten nehmlich *Mappa specialis*, eine *Particular Karte*, *Mappa specialior*, eine *Chorographische* oder *Kabinetkarte*, *Mappa specialissima*, eine *Saal* oder *Flurkarte* vorgestellt und gezeichnet von C. M. Pronner 1754.

Die Handschrift bringt zuerst als *Mappa specialis* die uns schon bekannte gedruckte *Delineatio geographica generalis*, die 6 Blätter in einem Gesamtblatt in besonders gutem Druck. Dann in der chorographischen oder Kabinets Karte einen handgezeichneten Grundriß der Stadt Gießen, der das besondere Interesse der Lokalhistoriker verdient, weil er Straßen und Häuser nach dem Stand von 1754 zeigt *). Weiter enthält sie einen farbigen Prospekt der Stadt und Festung Gießen und ihr Wappen. Das Universitäts-Collegium mit Cantzley kennen wir schon als Randschmuck der Karte *Hassiae superioris et Wetterav. partis delineatio*. Die Festgabe der Universitätsbibliothek von 1959 bringt in Abb. 2 die Zeichnung Pronners, ebenso wie das Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde N. F. 5, 1907, mit Nennung seines Namens. Aber die Kunstdenkmäler von Hessen, Kr. Gießen, nördlicher Teil bieten die Zeichnung, ohne den Zeichner zu nennen. In der weiteren Umgebung Gießens verzeichnet Pronner 60 Orte. In Aquarellen bringt er 2 Prospekte des Klosters Schiffenberg. Kartographische Berechnungen und Erläuterungen sind beigefügt **).

Pronner meint „dergleichen Karten gehören nicht vors Publicum und dürfen nicht allgemein gemacht werden, sondern sie gehören allein ins kabinett des Landes Hessen oder ins Archiv“, worüber man anderer Meinung sein kann, aber zustimmen wird man ihm, wenn er weiter sagt „Ein so schönes Land als das Hessische ist, verdient gar wohl die Bemühungen, daß man es in einen accuraten Entwurf bringet“. Pronner vereinigt in dieser Handschrift sehr geschickt Erzeugnisse seiner Kunst und seines Fleißes mit einer im Stil der Zeit gehaltenen *Captatio benevolentiae* an den Landesfürsten. Mit Erfolg, wie wir sehen werden. Vor allem seinen Karten verdankte er die dauernde Gunst seitens des Hofes. Die große Karte des Oberfürstentums trug ihm außerdem eine zusätzliche Besoldung von jährlich 150,— fl. aus der allgemeinen fürstlichen Kasse ein.

*) Leider unscharf und ohne den erläuternden Text abgebildet als Karte 12 in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. 47, 1963. Eine gute Photokopie besitzt die Universitätsbibliothek Gießen. Der ebenfalls dort als Karte Nr. 7 abgebildete „Plan des Hochfürstl. Hessen-Darmstädtischen Oberamts Gießen“ ist in der Handschrift 209 nicht enthalten, und offenbar kein Werk Pronners, sondern ein Einzelblatt aus dem Besitz der Universitätsbibliothek Gießen.

**) Über die Schwierigkeiten, Karten des 17. und 18. Jahrhunderts bestimmten Kartographen zuzuweisen, weil Plagiate und Kopien durchaus üblich waren, vgl. Christian Sandler: Johann Baptista Homann, Matthaeus Seutter und ihre Landkarten. Amsterdam 1963, S. 69 ff. In einem Aufsatz, „Die homännischen Erben“, Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie, Bd. 7, 1890, S. 333–335 und 418–448, ermittelte Sandler die beiden oben genannten Karten Pronners „*Hassiae superioris . . . Delineatio*“ 1746 und die sechsteilige „*Delineatio geographica generalis . . .*“ 1751–1754 als Teile des *Atlas geographicus major*, Karte Nr. 99 und 101. Sie werden auch in den Verlagsverzeichnissen der Homännischen Officin teils mit teils ohne Angabe des Zeichners aufgeführt. (Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Pröll, Stadtbibliothek Nürnberg.)

Raymond Lister: How to identify old maps and globes with a list of cartographers. London 1965 nennt Pronner und F. L. Güssefeld als Zeichner von Karten des „Kleinen Atlas“, der in verschiedenen Ausgaben bei Homanns Erben in Nürnberg erschienen ist. Doch ließ sich Pronners Anteil im einzelnen nicht feststellen. Aber sonst sucht man Pronners Namen in den Kartographenverzeichnissen vergeblich.

Im Jahre 1720 richtet Pronner ein Gesuch an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt „waßmaßen sich verschiedene Stümpler von der Malerey eindringeten, welche ihm seine Nahrung nicht allein entzögen, sondern auch das Geld außer Landes trügen“. Er bittet um nicht weniger als um ein „Privilegium allein in der Stadt und Festung Gießen malen zu dürfen“, und der Landgraf entspricht dem mit seiner Verfügung vom 18. April 1720. Aber damit war Pronner noch nicht zufrieden. Noch einmal wendet er sich direkt an den Landgrafen und bittet um das Prädikat eines Universitätsmalers, das ihm auch tatsächlich mit Verfügung vom 12. Oktober 1720 erteilt wird. Jedoch mit einer wichtigen Einschränkung „daß... derselbe in causis non academicis alß ein Burger, der Bürgerliche Nahrung treibet, sein forum unter unserem Fürstl. Oberamt daselbst nach wie vor halten müsse“. Der Universitätsmaler Pronner war also kein vollberechtigtes Mitglied der Universität. In diesem Reskript erfahren wir auch, wer in Gießen Pronner so starke Konkurrenz machte, daß er fürstlichen Schutz gegen ihn erbat, es ist „des alldasigen Schneider Meisters Reulings Sohn“. Doch scheinen die fürstlichen Reskripte wenig Wirkung gehabt zu haben. Denn in einem an Rektor und Senat gerichteten Gesuch, das den Eingangsvermerk vom 21. August 1733 trägt, bittet er erneut um Schutz gegen Reulings Konkurrenz. Dieses Gesuch ist so aufschlußreich, daß es wörtlich folgen soll:

„Magnifice Domine Rector wie auch Hochwürdigte Hochedelgeborene Gestreng- und Hochgelahrte Bey Hochlöbl. Universität Hochverordnete Herrn Decani, Doctores und Professores, Hochgrg. Hochgeneigteste Herrn!

Ew. Magnic. und Excellenzen wird Hgrg. erinnerlich seyn, was gestalten Bey Ihro Hfürstl. Durchl. ich als ein vor Hin gndgt. privilegierter Universitäts-Kunstmahler Besag anliegendem Hfürstl. Decrets vom 9 ten Oct. 1720 jüngst hin per memoriale um einige Besoldung jedoch gegen die willfährig offerirte Dienste uttgst nach zu suchen mich gemüßigt gesehen, welches dann Ew Magnif. und Excell. Hoffentl. mit einem favorablen Bericht zu meinem Soulagement secondirt haben werden. Nachdem aber inmittelst der mir auß den Lehr Jahren entwichene Reuling dem außerlichen Verlaut nach ferner wie Bißher mein stückbrot abzulauffen sich nicht entblödet und zwar unter dem nichtigen Vorwand, daß er mit seiner so wohl erlernten Kunst als ein Lands Kind einem frembden zu preferieren sey; nun will ich demselben seinen durch ungeziemende gemähldte in stammbüchern u. sonsten erworbenen Credit nicht schwächen, noch weniger sein mit dergleichen so wol in alß außer land treibendes Commerce behindern, als wovon mir ohne das wenig segen versprechen thäte; indessen, da er mich doch gleichwolen alß einen frembden außzusetzen und seinem Lehrer das schuldige aquivalent mit schändlichem undanck zu er-

setzen intendiret, der ich doch nunmehr über die 30. Jahr mit reputation mich allhier Bekantlich haußlich niedergelassen, praestanda so wol in meiner Profession, alß auch ratione Herrschtlr onerum praestirt habe. Er Reuling hergegen unter dem blosen character eines civis academici von dem damaligen Magnifico H. Dr. Valentini immatriculiert worden, daß derselbe noch keinen kreutzer entrichtet hat, folglich bey so bewandten umständen und absonderlich, da Ihr. Hochfürstl. Durchl. mich bereits A. 1720 zu einem universitäts mahler laut obangezogenen Decrets und darauff erlassenen Rescripts an Hochlöbl. universität gndst. zu bestellen geruhen wollen, auch biß dato mir so wol wegen meiner aufführung alß auch meiner profession mit Bestand der Wahrheit nichts verfängliches in weg gelegt werden kann und wird; so lebe der ohngezweifelten Zuversicht, Ew. Magnific. und Excellenzien werden mich alß dero gdst. Bestelten Universitätsmahler gegen alle wiedrige anlauffe Hochgeneigt schützen, und deroselben Hohes patrocinium alle Weg angedeyen Lassen, der ich mit gehorsamsten respect Bin

Ewer Magnificenz- und Excellenzien Gehorsamster

Christoph Maximilian Pronner universitäts Kunstmahler in Gießen.“

Pronner hatte kurz vor seinem Gesuch direkt bei dem Landgrafen „Ansuchung dahin gethan, daß gegen ohnentgeltliche Unterweisung in der Zeichnungskunst derer ihm angewiesenen Cadets und armen studiosorum, wie auch Abschilderung derer Professorum und renovierung derer alten Gemählde er denen übrigen Exerzitienmeistern (das sind die Sprach-, Fecht-, Tanz- Reitmeister) in salario gleichgesetzt werden möge“. Die Universität wird zum Bericht aufgefordert. Sie überläßt es dem Landgrafen, ob er für die „Cadets“ einen aparten Mahler aus der Kriegs Cassa salarieren wolle (das geschah auch, Pronner bekam für diese Tätigkeit regelmäßig jährlich zusätzliche 55 fl. aus der Kriegskasse). Aber im übrigen sahen sie sich mit der Forderung, einen eigenen Universitätsmaler zu besolden, einer neuen, unnötigen Belastung des fiscus academicus gegenüber und baten, das Gesuch Pronners abzuschlagen. Sie seien bereit, „wann Supplicant in Verfertigung neuer Portraits satisfaction leisten wird, dem selben die daher zu gewarten habende emolumenta zuzuweisen, im übrigen aber in dießen Stücken der Malerey, da es sowohl auf die ähnlichkeit als colorit ankomt unß nicht gern an eine Persohn möchten binden lassen“. Für die Reparatur der Porträts wollten sie ihm jährlich etliche Achtel Korn willigst zugehen lassen.

Ein gewisses Mißtrauen gegen Pronners Porträtkunst ist unverkennbar. Recht deutlich spricht sich die Universität in dem im Staatsarchiv Darmstadt erhaltenen Originalbericht über Pronners Ansuchen aus: „Obgleich der Suplikant nicht der exquisiteste Künstler ist, so hat er doch bei der Universität von langen Jahren her recht gute und treue Dienste geleistet, auch sowohl dadurch, als durch seine übrige christliche und fleißige Aufführung sich die Liebe und Wertachtung bei Fremden nicht weniger als bei Einheimischen erworben.“ Trotz der Ablehnung durch die Universität erreicht Pronner mit dem Dekret des Landgrafen vom 23. Januar 1734

eine jährliche Besoldung von 15 Gulden und 4 Achtel Korn aus dem fiscus academicus. Mit großem Eifer ging er an die Arbeit. Er hatte „bey genommenen Augenschein derer Conterfeits befunden, daß es hohe Zeit sey, solche überhaupt abzunehmen und sowohl die Gemähldte zu reparieren, als auch deren Titul und Nahmen so dunckel geworden, neu zu beschreiben, auch was hier und da von Farben abgegangen, welches vor vielen Jahren durch ohngeschickte Abwäscher versehen worden, wiederum herzustellen, ohne was sich bey dem abnehmen derselben annoch vor Mängel und gebrechen äußern dörrften, da dann nach Befinden, wo das Tuch noch tauglich ist einige übermahlt und durch guten Furnes in einen Conservativen stand gesetzt werden müssen, an welchen aber die Tücher mürb und vermodert... die müssen nothwendig neu copiert werden“.

Nach diesem Programm, das also ganz erhebliche Eingriffe in die Substanz der Bilder vorsah, hat dann Pronner 1734 die Porträts von 14 Philosophen: Bachmann, Vietor, Scheibler, Goclenius, Hoepinck, Ebel (heute verschollen), Schupp, Schragmüller, Johann Conrad Dieterich, Phasian, Joh. Weisius, David Glodius (d. i. Clodius, Theologe), Balthasar Mentzer III. und Arcularius repariert. Er war nicht der Mann, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, sondern rühmte sich seiner Erfahrung als Restaurator. Anstatt aber jetzt seine Aufwendungen von der Universität direkt zu fordern, wendet er sich wieder an den Landgrafen und bittet unter Hinweis auf seine Leistung und seine zukünftigen Aufgaben, den übrigen Exerzitienmeistern im Gehalt gleichgestellt zu werden. Die Universität, allmählich ärgerlich über die ständigen Forderungen, durch die dem fiscus „alschon gegen das Herkommen ein ziemliches onus zugewachsen“ wünscht Ablehnung des Gesuchs. Pronner soll sich mit dem gewährten Gehalt und dem Empfang des „jedesimaligen billigen Lohns vor seine Arbeit“ zufrieden geben. So entscheidet denn auch der Landgraf zunächst im Sinne der Universität: Man solle es bei dem festen Gehalt von 15 fl. belassen, ihm aber seine Arbeit „vergülich belohnen“ und ihm seine ausgelegten Kosten ohne Abzug vergüten.

Aber in zwei neuen Anläufen am Darmstädter Hof erreicht Pronner schließlich doch die Erhöhung seiner Besoldung auf 50 fl. und 10 Achtel Korn und damit die Gleichstellung mit den Exerzitienmeistern. Aber die Verfügung vom 21. Juni 1736 enthielt eine Bestimmung, aus der für Pronner und die Universität großer Ärger erwuchs, um so mehr, als Pronner selbst in seinen Gesuchen nach Darmstadt darauf hinarbeitete, daß er das erhöhte Fixum bekäme an Stelle der Einzelbezahlung und diese Regelung mit viel Geschick in Darmstadt schmackhaft zu machen suchte, „mithin ich sodann außer alljährlichen Disput, taxation meiner Arbeit und allem Verdruß gesetzt werde“. Er sollte nämlich alle Universitäts-Malerei, welche er bereits getan und künftighin tun werde, umsonst verrichten und desfalß nie etwas besonderes praetendieren, auch mit seinem Ableben das ganze akademische salarium cessieren und dem fisco wieder anheimfallen. Gewitzt durch die Erfahrungen mit dem selbstbewußten, seine Rechte als Künstler energisch verfechtenden Pronner bestellt ihn der Rektor und fordert von ihm ein Memoriale, in dem er sich

erklären solle, wie er das landgräfliche Dekret verstehe. Er muß bekennen „so finde ich nicht anders capabel zu seyn, als daß ich mich schuldig erkenne, die allschon verfertigte Arbeit und die übrigen alten Portraits gleichfalls so zu renovieren, nebst Ihrer Hochfürstlichen Durchl. Unßers Gnädigsten Herrn Landgraffen Portrait in Lebensgröße neu zu verfertigen und alles dießes hierbemeldete auf meine Kosten umbsonst zu machen, wie ich versprochen habe, welches ich auf 200 Rth. Arbeit estimire, und mir jährlich deswegen 35 fl. und 6 Achtel Korn weiter angewiesen worden. Ungewisse neue Arbeit künftighin auf meine Kosten umsonst zu machen, finde ich mich keines wegs in diesem gndgsterhaltenen Decret verbunden.“ Man spürt aus diesen Worten den Groll des in seinen eigenen Schlingen verfangenen Pronner, der sehen muß, wie sein scheinbarer Gewinn an fester Besoldung ihn um den gerechten Lohn für seine künstlerische Arbeit zu bringen droht. Denn schon in einem Bericht, den er im Mai 1737 nach Darmstadt gibt, muß er feststellen „daß löbl. Universität mir keine müßige Stunde zu verstatten, sondern hinlänglich arbeit vor das Salarium aufzugeben bedacht ist“. Als er dann 1736 gelegentlich des feierlichen Begräbnisses des Rektors Verdries und 1738 bei dem Jubiläum der 50jährigen Regierung des Landgrafen Ernst Ludwig wieder zu Malerarbeiten herangezogen wird, schreibt er eine Rechnung:

Auf Befehl habe vor Hochlöbl. Universität an Mahlerey Arbeit verfertigen müssen:

9 Oval Taffeln mit Devisen jede a 3 fl.	27 fl. — alb.
2 Taffeln mit Inscriptiones	3 fl.
2 Taffeln grau und mit gelben roßen gemahlt	1 fl.
26 Hölzern und zwey Eyserne Leuchter verguldt auch	
18 mit goldfarb angestrichen	4 fl. 20 alb.
zum observatorio Zwey Pfund Fürniß und zur Laternam	
Magica 5 neue Bilder zusammen	2 fl. 10 alb.
20 Wappen zu deß Seel. Herrn Rectoris Magnifici Dr. Verdrisen Exequien, daran gehen 4 Stück ab auff zu redung	
Herrn Dr. Wahls in Beyseyen Herrn Geheimbten Raths	
von Zangen bleiben	14 fl.
sa	52 fl.

Ein Teil der ziemlich roh gemalten Wappen befindet sich noch bei dem umfangreichen Aktenstück über diese erste Leichenfeier eines Rektors der Universität Gießen; zum erstenmal erscheint dabei das Antoniterkreuz als Universitätswappen in der Öffentlichkeit.

Mitten in die Überlegungen des Senats, ob man Pronner nicht doch etwas Besonderes vergüten solle, weil er gleich zu Anfang seiner Tätigkeit als voll besoldeter Universitätsmaler so stark in Anspruch genommen wurde, platzte Pronners Beschwerde beim Landgrafen, die Universität wolle ihn um seinen gerechten, verdienten Arbeitslohn bringen. Zum Bericht aufgefordert, gießt jetzt die Universität die volle Schale ihres Zornes über

ihn. Sie verweist auf das Dekret, nach dem er mit seiner Gehaltserhöhung verpflichtet sei, alle Malerarbeit umsonst zu leisten. Sie habe von diesem Querulanten erfahren müssen, „daß er gegen den Ex-Rector sich ungeziemend herausgelassen und nicht undeutlich auf hohe patrones... getruzet. Ein salarierter Maler sei ohnedem dem fisco zu nicht geringer Last, sogar ein ohnötiges Meuble“ und sie bittet, der Landgraf möge den Universitätsfiscus dieser ohnnützen Bürde wieder entledigen, sie wollten gern alles willig bezahlen, was er verdiene. Das tat der Landgraf zwar nicht, er verwies aber den Kunstmaler Pronner zur Ruhe, er habe alle Universitätsarbeit umsonst zu verrichten. Danach scheint sich Pronner auch in sein Schicksal gefügt zu haben. Die Personalakten brechen mit diesem Dekret ab.

Das Amt eines salarierten Universitätsmalers an der Universität Gießen hatte unter heftigen Auseinandersetzungen eine gewisse Form gefunden. Regelmäßig erscheint in der jährlichen Ökonomatrechnung der Posten von 50 fl. Geld und 10 Achtel Korn für den Universitätsmaler und trotz den Lücken in den Rechnungsbüchern können wir sagen, daß Pronner von 1736 bis 1762 ununterbrochen Empfänger gewesen ist. Allerdings wird er nicht mit den eigentlichen Universitätsangehörigen, den Professoren, Oeconomen, Praeceptoren des Pädagogiums und den Exerzitienmeistern, sondern abgetrennt von ihnen unter der Rubrik „Auf fürstl. Befehl“ aufgeführt. Die Stelle war für ihn geschaffen worden.

Aber zu den Universitätsangehörigen wurde er nicht gerechnet und er genoß auch deren Vorrechte nicht, wie es im ersten Dekret, das ihn zum Empfänger einer festen Besoldung machte, ausdrücklich gesagt war.

Übereinstimmend damit kündigt das Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen seit 1734/35 am Schluß zwar an, daß die „Generosi et nobilissimi Cives comodissimam occasionem in arte equestri, in Ludo palaestrae, in arte commode et perite saltandi, nec non in linguis exoticis, Gallica, Italica . . .“ hätten. Aber erst von 1804/05 an tritt dazu „de luculenta picturae, musicae . . . arte“. Wenn der Universitätsmaler Unterricht erteilte, dann geschah es privat oder, wie von Pronner für die „Cadets“, gegen ein Honorar aus der Kriegskasse.

1762 muß Pronner, 80 Jahre alt, die Arbeit eingestellt haben, denn 1763 bekommt er kein Geld mehr, sondern nur noch 5 Malter Korn als eine Art Ruhegehalt. Er starb am 4. November 1763. 56 Jahre lang hat er für die Universität gearbeitet. Wenn wir fragen, was er in dieser langen Zeit als Universitätsmaler geleistet hat, so müssen wir feststellen: Jenes unglückliche Dekret von 1736 verpflichtete ihn zu aller Malerarbeit, und so wurde er zu Arbeiten herangezogen, die jeder Handwerker auch hätte leisten können: Leuchter vergolden, einfache Wappen und Tafeln mit Inschriften malen. Er hat nach anderer Leute Anweisung größere Maleereien ausgeführt, so in Idstein nach dem „Programm“ des Generalsuperintendenten und früheren Gießener Professors der Theologie, Lange, „Motive aus der Apokalypse in dem schwer verständlichen symbolisierenden Stil der Zeit“, so auch schon den Ehrenbogen zur ersten Jahr-

hundertfeier der Universität 1707 nach dem Entwurf des Professors Liebknecht.

Bedeutendes geleistet hat er jedoch als Kartenzeichner und er verdiente, daß man ihn in dieser Kunst würdigte. Er hat ferner eingreifende Reparaturen an den Professorenbildern vorgenommen, ein und das andere sogar durch eine Kopie ersetzt. Insgesamt, so schreibt er in einer seiner Eingaben nach Darmstadt, habe er 85 Porträts teils gemalt, teils renoviert, davon 9 fürstliche Porträts in Lebensgröße und 76 alte Professoren. Demnach ist kaum eines der zu seiner Zeit vorhandenen älteren Bilder nicht durch seine Hände gegangen und alle haben mehr oder weniger durch ihn Änderungen erfahren. Er hat auch sicher um 1736 das große Porträt des Landgrafen Ernst Ludwig, das heute vor dem Senatssitzungssaal hängt, gemalt. Denn am 24. September fragt er die Administrationskommission, ob er copiam nehmen solle von *Serenissimi portrait*, das der H. Burggrav zu Friedberg habe. Und er hatte sich ja selbst, wenn auch widerwillig in seinem Memoriale von 1736 dazu verpflichtet. In seiner Bewerbung von 1733 hat er sich ausdrücklich „zur Abschilderung der Professoren“ erboten. Aber wie groß sein Wirkungskreis da gewesen ist, erfahren wir nicht genau, weil er bestimmungsgemäß alle Malerarbeit umsonst machen mußte. Nur dann erscheint diese Tätigkeit in den Rechnungsbüchern der Universität oder den Protokollen der Ökonomatskommission, die über Ausgaben zu beschließen hatte, wenn trotz jener Verpflichtung eine besondere Vergütung für Porträts bewilligt worden ist. Und das scheint doch die Regel geworden zu sein, trotz des Ärgers, den er Rektor und Kommission durch seine Ansprüche immer wieder verursacht hat. So geschah es am 2. Februar 1742. Es werden ihm 9 Rthl. bewilligt „vor das eine Mayische portrait, doch *citra consequentiam*. Zumal weil es doppelt“. Und am 3. August 1742: „Es sollen dem Pronner drey Rthl wegen des in duplo gemahlten Mayischen Contrefaits verehret werden.“

Zwischen beiden Einträgen liegt das erneuerte Dekret, das ihn verpflichtete, alle Malerarbeit umsonst zu machen. An Stelle der ursprünglich bewilligten 9 werden ihm schließlich 3 Rthl. „verehret“. Sein Gesuch nach Darmstadt, „daß seine jährliche Besoldung ihm schlechterdings als nur recreation, ohne daß er der Universität einige Mahler Arbeit davor schuldig seye, gereicht werden müsse“, wurde abgeschlagen. Engelschall weiß zu berichten, daß Tischbein in Kassel ein Fixum bekam und zusätzlich für seine Einzelarbeit bezahlt wurde, ebenso wie Wille in Paris. Pronners Forderung war für die damalige Zeit also gar nicht so ungewöhnlich.

Die Frage, welches Mayische Porträt Pronner 1742 doppelt gemalt hat, war nicht zu klären. In der Professorengalerie hängen die Bilder von Johann Heinrich May dem Vater und dem gleichnamigen Sohn. Der Vater ist der berühmte pietistische Theologe, der 1719 starb, der Sohn gehörte der Philosophischen Fakultät an und starb 1732 (vgl. Erwin Schmidt: Johann Heinrich May d. Jüngere und die Gießener Münzsammlung. 1964.) Das Bild des Vaters ist 1694 ganz im Stil der Bilder des 17. Jahrhunderts ohne besondere Farbwirkung gemalt, das des Sohnes ist Beispiel einer

neuen Epoche, sowohl im Menschentyp als in der Farbgebung. Deshalb ist es auch als farbige Beigabe zur Festschrift 1957 ausgewählt worden. Es zeigt den jüngeren May im Alter von 32 Jahren im 11. Jahr seiner Professur, stammt also aus dem Jahre 1720. In diesem Jahr aber, am 30. März, verzeichnet das *Protocollum rectorale* des Administratoriums: „Dem Mahler Wentzel von Eisenach von 5 Portraits, als 1. H. D. Schwarzenau (Christoph Ludwig Schwarzenau, Theologe, 1644—1722), 2. H. D. Frantz (Lukas Frantz, Jurist, 1699—1733), 3. H. D. Weber (Immanuel Weber, Jurist, 1659—1726, Abb. in der Festgabe der Universitätsbibliothek), 4. H. Pr. Maj, 5. H. Pr. Arnoldi (Johann Conrad Arnoldi, Theologe, 1658—1735, Abb. in der Festgabe) ein Decret an H. Osswald gegeben, von jedem 3 fl. 7½ alb. zu zahlen und zu sorgen, daß solche ins Collegium gebracht möchten werden.“ Mit dem unter Nr. 4 genannten May kann nur der Sohn gemeint sein. Er war Professor, aber kein Doktor, das war sein Vater, er war nur Magister. Wäre der Vater gemeint, hätte ihm der Schreiber den D. ebensowenig vorenthalten wie den unter 1—3 Genannten. Es bleibt also gar keine andere Möglichkeit, als dem Maler Wentzel das schöne Bild des jüngeren May zuzuschreiben. Und welche Bilder Pronner als Mayische gemalt hat, bleibt ungeklärt.

Noch ein sechstes Bild können wir dem Maler Wentzel zuweisen, weil es mit seinem Namen gezeichnet ist: Das des Mediziners Michael Bernhard Valentini (1657—1729), das ebenfalls im Jahre 1720 gemalt wurde, ohne daß sich dafür eine Vergütung nachweisen läßt. Ein zweites Bild Valentinis hängt bei den Philosophenbildern, weil er von 1687 bis 1696 als Professor der Physik dieser Fakultät angehört hat. Wentzel hat also den Mediziner Valentini gemalt.

Über die Person dieses Malers Johann Georg Wentzel erfahren wir aus Naglers *Künstlerlexikon*: Maler aus Görlitz, malte Kirchenbilder und Porträts. Hofmaler in Eisenach um 1725.“ Thieme/Becker kennen ihn als Hofmaler in Weimar und 1734/35 bis 1739 als Universitätsbürger in Göttingen. Daß er in diesem einen Jahr 1720 sechs Bilder in Gießen gemalt hat, illustriert Pronners bereits zitierte Klage aus demselben Jahr, „daß sich verschiedene Stümpler von der Malerey eindringeten, ihm seine Nahrung nicht allein entzögen, sondern auch das Geld außer Landes trügen“, worauf ihm das Privilegium, in Gießen allein malen zu dürfen, von Landgraf Ernst Ludwig erteilt worden ist.

Erst 1736 taucht Pronners Name wieder in dem Protokoll der Administrationskommission auf: Am 13. 7. 1736. H. Prof. Ayrmann zeigt an, daß er sein (Christian Friedrich Ayrmann, 1695—1747, o. Prof. der Geschichte, Bibliothekar, Abb. in der Festgabe der Universitätsbibliothek) und H. D. Hartungs (Johann Gottfried Hartung, Jurist, 1685—1728) portrait fertig habe und bittet umb die gewöhnliche 6 fl. Der Beschluß: 4 fl. vor H. Prof. Hartungs und 3 fl. vor H. Prof. Ayrmanns portrait soll dem letzter. vergütet werden. Daß Pronner der Maler ist, wird am 10. August 1738 vermerkt: „Dem mahler Pronner sollen 4 fl. vor H. Prof. Hartungs portrait sodann 3 fl. vor H. P. Ayrmanns portrait bezahlt werden.“

Am 17. Februar 1745 trägt der Rektor Ayrmann ein: Sodann habe 2 Portraits vors Collegium von H. Pronner geliefert bekommen, nehml. H. D. Wahls (Johann Friedrich Wahl, Jurist, 1693—1755) u. H. Pr. Kortholdts (Matthias Nikolaus Korthold, Philosoph, 1674—1725, auch Bibliothekar, Abb. in der Festgabe). Am 26. November 1745 „H. Bronnern Mahler habe vor des seel. H. Oberkirchenraths D. Bielenfelds (Johann Christoph Bielenfeld, Theologe, 1646—1727) assigniert 4 fl.“, nachdem Pronner seine Absicht, Bielenfeld zu malen, vorher angekündigt hatte. Es fällt auf, wie oft die Bilder erst nach dem Tode der Dargestellten gemalt worden sind, so daß das „ad vivum pinxit“ als Besonderheit vermerkt wird. In allen diesen Fällen hat sich die Universität nicht an das Dekret gehalten, das Pronner verpflichtete, alle Malerarbeit gegen seine fixe Besoldung zu malen, und hat ihm die einzelne Leistung besonders honoriert.

Mit Pronners Namen gezeichnet ist das Bild des Professors der Theologie Johann Christian Lange (1669—1756), pictus 5. Nov. 1709. Lange ging 1724 als Superintendent nach Idstein und holte Pronner zum Malen der Fresken 1725 dorthin. Auch das Bild des Mediziners Ludwig Heinrich Hilchen (1702—1752), gemalt 1740, trägt Pronners Namen. Wie oft aber durch die Auffrischung der Bilder die Namen der Maler ausgelöscht oder übermalt worden sind, läßt sich nicht ahnen. Nur daß man in diesem Punkte äußerst nachlässig vorgegangen ist, und auch beim Neurahmen oder Verkleinern den Malernamen ganz oder teilweise verschwinden ließ, müssen wir mit Bedauern feststellen. Die Universitätsbibliothek besitzt einen Stich, der den Mediziner Johann Melchior Verdries darstellt (1679—1736). Dieser ist signiert mit C. M. Pronner ad vivum pinxit, M. B(ernigeroth) sc. Ein Vergleich des Stiches mit dem Porträt läßt keine direkte Übereinstimmung erkennen. Doch berechtigt das „pinxit“ zur Annahme, daß Pronner das Porträt gemalt hat.

Die Universität hat gelegentlich auch aus Familienbesitz gemalte Professorenbilder erworben, so 1707 das des Juristen Johann Richard Malcomesius (1637—1692). Da heißt es: „3 fl. 15 alb. als die Helfte von 7 fl. von der Frau Cantzler Malcomesius, so ihres Herrn Seel. Conterfait gekostet und ins auditorium juridicum gebracht worden.“ 1763 wird das Bild des Prof. d. orientalischen Sprachen, Philipp Nikolaus Wolf (1707 bis 1762), erworben. An die „Frau Buffin“ (seine Schwiegermutter) werden dafür 2 Laubthaler gezahlt. 1788 das des Professors in der ökonomischen Fakultät Johann Wilhelm Baumer (1719—1788).

Am 10. Januar 1763, noch zu Lebzeiten Pronners, aber da hatte er den Pinsel schon aus der Hand gelegt, befaßte sich die Administrationskommission wieder mit den Professorenbildern: „Die portrait sollen ausgebessert und wieder aufgehangen. Die jetzt lebenden proceres acad. lassen sich ebenfalls schildern, jeder von welchem Mahler er will.“ Von dem Erlaß Georgs II., dessen Ausführung ja Sache der Universität gewesen wäre, hatte man sich damit weit entfernt. Es blieb dem Zufall überlassen, wer sich von wem malen lassen wollte, womit ein Verfahren sanktioniert wurde, das sich im Lauf des 18. Jahrhunderts herausgebildet hatte.

Christoph Maximilian Pronner war in Gießen früh seßhaft geworden; schon 1721 besitzt er ein Haus, 1746 leiht er darauf 100.— fl. Das Kirchenbuch von 1763 verzeichnet seinen Tod: Am 4. November „Herr Christoph Maximilian Pronner Kunstmaler bey hiesiger löblicher Universität, weil. H. Christoph Maximilian Pronners notarii Caesarei publici in der freyen Reichs stadt Nürnberg hinterlassener Sohn, seines Alters 81 Jahre 7 Monate 18 Tage“. Seine Gattin überlebte ihn um 3 Jahre: Beerdigte bey der Stadt Gießen 1766: Am 14. December Frau Anna Margarete weyl. Herrn Christoph Maximilian Pronners Kunstmaler bey hiesiger löbl. Universität hinterlassene Wittib weyl. H. Georg Philipp Praetorius, Zoll-einnehmers und Rathsverwandten allhier Tochter alt 78 Jahre, 5 Monate 22 Tag.

Am 7. Januar 1767 wurde ihr Testament, das bei der Universität hinterlegt war, eröffnet, und da zeigte es sich, daß Pronner die Verbindung mit seiner Heimatstadt Nürnberg nicht aufgegeben hatte. Denn in ihm wurden der Sattler Hühner in Gießen und ihres Mannes Freunde in Nürnberg je zur Hälfte bedacht, und überdies der Burgkirche in Gießen 50 fl. übermacht. Kinder hatten sie offenbar keine. Mit Stolz hatte er auch in der oben beschriebenen „Mappierung dreyerley Arten von Landkarten...“, der Handschrift 209 der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt, den anerkennenden Brief der Kosmographischen Gesellschaft zu Nürnberg über seine kartographischen Leistungen abgeschrieben, und Homanns Erben zu Nürnberg waren die Verleger für seine bedeutenden Kartendrucke.

Mit folgender Anzeige in den Giessischen wöchentlich-gemeinnützigen Anzeigen 1767 endet Pronners Wirken in Gießen:

„Es sollen nächstkünftigen Donnerstag, den 12. Februar (1767), des verstorbenen Universitätskünstlmalers Herrn Pronners hinterlassene Effecten worunter Schildereyen und viele zur Malerey dienliche Farben, Pinsel und Instrumente etc. auch verschiedene mathematische Instrumente und Bücher, ferner eine ziemliche Anzahl Land Charten sich befinden, gegen baare Zahlung in öffentlicher Auction verkauft werden. Die Liebhaber können alsdenn in des Bürgers und Sattler Meisters Hühner Behausung auf der Mäusbürg sich einfinden *).“

Johann Nikolaus Reuling (1697—1780)

Waren die Angaben unserer großen Künstlerlexika über Pronner recht dürftig, so sind sie es noch mehr über Johann Nikolaus Reuling und zudem reine Phantasie. Nagler kennt einen Johann Nepomuk Reuling, dem er 4 Bildnisse zuschreibt, die von M. Bernigeroth gestochen worden sind. Diese Stiche aber sind mit Sicherheit Johannes Nikolaus Reulings Werk, worüber wir später berichten. Thieme/Becker identifizieren beide: „Johann Nepomuk Reuling, Bildnismaler in Helmstadt (?) 1759. Wohl identisch mit dem bei Hoffmeister gen. Maler Johann Nikolaus Reuling in Gießen (um 1732).“ Schließlich finden wir im „Katalog der Staatsgemälde-Sammlung

*) Freundlicher Hinweis durch Herrn Bibliotheksreferendar Leist in Gießen.

in Speyer“, München 1927, S. 66, das mit J. N. Reuling 1759 gezeichnete Bild des Pfalzgrafen Friedrich Michael von Birkenfeld ebenfalls einem Johann Nepomuk Reuling zugeschrieben, obwohl gleich vorher bemerkt wird: „Von diesem Künstler, von dem nur das folgende Bild bekannt ist, fehlen Nachrichten.“ Johann Nikolaus Reuling zeichnete seine Bilder zu Anfang seiner Tätigkeit mit Reuling, später, wohl zum Unterschied von anderen, z. B. seinen Söhnen, mit J. N. Reuling. Da ihm das Malen in Gießen verboten wurde, mußte er seine Kunst auswärts ausüben. So besteht kein Grund, ihm dieses Bild abzusprechen und es einem sonst ganz unbekannten Johann Nepomuk zuzuweisen.

Johann Niclas oder Nikolaus, wie er sich später nennt, Reuling ist in Gießen am 12. 3. 1697 als Sohn des Schneidermeisters Johann Georg Reuling und der Anna Eleonore, geb. Oeser, geboren. Pronner, der Sohn eines kaiserlichen Notarius in der Freien Reichsstadt Nürnberg, hat es nicht versäumt, in seinen Beschwerdeschriften gegen seinen Konkurrenten auf dessen Herkunft aus dem Handwerkerstand hinzuweisen. Reulings Großvater war Metzger. Außer dieser Handwerkerfamilie gab es im 17. und 18. Jahrhundert in Gießen noch eine Soldatenfamilie dieses Namens. Der Kindersegen in beiden Familien war groß, aber auch die Kindersterblichkeit, so ist es schwer, sich in den Kirchenbüchern zurechtzufinden.

Johann Nikolaus Reuling war zweimal verheiratet, zuerst mit Anna Franziska Titot, geboren in Mömpelgard, wo ihr Vater Friedrich Titot Obereinnehmer gewesen war. Sie starb 1742 in Gießen. Danach heiratete er Mariana Johanna Reitz, geboren 1718 als Tochter des Jakob Walter Reitz, Bergwerks- und Hüttenherr der Gewerkschaft Hundsdorf, und der Maria Elisabetha, Tochter des Pfarrers Reuschel (?) zu Bendorf in der Grafschaft Sayn. Sie starb am 25. 1. 1763. Er hatte sich also beide Frauen aus sozial gehobenen Familien geholt, was für sein Ansehen spricht. Nach dem Deutschen Geschlechterbuch hatte er 16 Kinder, von denen mehrere im Kindesalter starben. Von seinen am Leben gebliebenen Söhnen erscheinen in der Matrikel der Universität Gießen:

1. Carolus Ludovicus Reuling am 31. 12. 1742. Zu seinem Eintrag hat eine spätere Hand hinzugefügt: *artis pictoriae et mathematicum Studiosus, quondam et alumnus paedagogii Gissensis. Pater eius, pictor, anno 1720 inscriptus est die 9. Sept.* Man muß wissen, daß es damals noch nicht üblich war, in der Matrikel das Studienfach anzugeben, das geschah erst von etwa 1778—1780 ab regelmäßig. Dieser Carl Ludwig ist nach dem Deutschen Geschlechterbuch später Baudirektor bei dem Markgrafen zu Baden-Baden und ein bedeutender Künstler geworden. Ein zweiter Carl Ludwig Reuling, Giesensis, der sich am 24. 1. 1752 einschrieb, scheint nichts mit der Familie des Johannes Nikolaus zu tun zu haben, denn dieselbe Hand, die die zitierte Anmerkung zum ersten Carl Ludwig gemacht hat, schrieb zu diesem jüngeren: „postea ambubaiarum socius et mimorum“, also: „später Genosse leichtfertiger Bajaderen und Schauspieler.“ Wäre der letztgenannte, von der Namensgleichheit ganz abgesehen, auch ein Sohn des Johannes Nikolaus gewesen, so hätte der Kommentator

sicher darauf verwiesen. So sind wir geneigt, in ihm den im obengenannten Katalog der Staatsgemäldesammlung in Speyer erwähnten Carl Ludwig Reuling zu sehen, von dem L. v. Winkelman in seinem Malerlexikon weiß, daß er Schauspieler und Kunstdilettant war und in München um 1757, nach Nagler um 1760, Schlachtenbilder malte. Ähnliche Angaben machen Thieme/Becker.

2. Johannes Henricus Nicolaus Salomo Reuling am 21. 6. 1763. Zu seinem Matrikeleintrag schrieb dieselbe Hand, die die obengenannten Zusätze gemacht hat, „pictor et pictoris filius“. Er ist keinesfalls als Universitätszeichenlehrer und Maler immatrikuliert worden, wie es das Deutsche Geschlechterbuch verstehen will. Gerade damals hat es die Universität abgelehnt, einen neuen Universitätsmaler zu ernennen. Sondern es handelt sich um einen späteren erläuternden Zusatz. Fragen wir, wer hier sein Interesse an der Familie Reuling und die Kenntnisse über die Familienverhältnisse ausdrückt, so wird man an den Professor der Theologie Johann Hermann Benner denken, der 1699 in Gießen als Bäckersohn geboren, also nur zwei Jahre nach Johann Nikolaus Reuling, von 1730 bis 1782 in Gießen lehrte, von 1734 an außerdem Pädagogiarth war und die Familie gekannt haben muß. Er war Rektor in den Jahren 1742, 1754, 1761 und 1764 und hat auch sonst gern nachträglich seine Bemerkungen in Rektoratsbücher, Dekanatsbücher usw. gemacht.

Ein weiterer Sohn, Kunstmaler wie der Vater, Carl Wilhelm, starb, 37 Jahre alt, am 3. 12. 1791 an der Auszehrung. So kennen wir den Todestag zweier Maler Reuling, des Vaters Johann Nikolaus, 25. 4. 1780, des Sohnes Carl Wilhelm, 3. 12. 1791, und wissen, daß Carl Ludwig bei dem Markgrafen zu Baden-Baden zu Ehren gekommen ist. Im Sterberegister der evangelischen Gemeinde zu Gießen lesen wir: „am 29. 4. 1786. Der Mahler Reuling, der sich aus Melancholie den Hals abgeschnitten, aber noch einige Stunden gelebt u. Zeichen der Reue und Zukehr zu Gott durch ernstliches Gebet an den Tag legte.“ Wir müssen annehmen, daß es sich hier um den Sterbeeintrag des oben genannten Sohnes Johann Heinrich Nikolaus Salomo Reuling handelt. Dessen Gattin, Anna Margarete, geb. Guth oder Güth, war kurz zuvor am 28. 2. 1786 gestorben, und für ihn findet sich bis 1820 kein anderer Sterbeeintrag.

Johann Nicolaus Reuling, Gissensis, ist am 9. 9. 1720 von dem Rektor Valentini immatrikuliert worden. Er war 23 Jahre alt und, wie wir aus der Beschwerdeschrift Pronners erfahren haben, diesem aus der Lehre entlaufen und war seines Lehrmeisters stärkster Konkurrent. Pronners Porträtkunst hat bei der Universität keinen großen Beifall gefunden, wie wir aus den Berichten nach Darmstadt ersehen konnten. Um so mehr gefiel Reuling. Zu seinem „Memoriale“ 1733, in dem er versuchte, selber Universitätsmaler zu werden und Pronner zu verdrängen, berichtete die Universität „Daß Supplikant weilen er in seiner Malerey, so wohl was die Ähnlichkeit, als auch die colorit, so er seinen Gemählden appliziert, betrifft, eine ausnehmende habilität erlanget, fast durchgehend sich das Lob eines guthen Kunstmahlers, zumahl in mignatur... erworben“. Die Universität hätte Reuling vorgezogen, wenn Pronner nicht im Wege

gestanden, der dem Reparationsgeschäft (darauf schien es dem Senat besonders anzukommen) gewachsen sei. Doch hat Reuling mit seinem Versuch, Pronner zu verdrängen, in Darmstadt einen sehr schlechten Eindruck gemacht. Denn der referierende Minister schrieb darunter: „... als der Supplicant sich schämen sollte, seinen Lehrmeister verdrängen zu wollen, mithin gar wohl gethan ist, daß man ihm Gelegenheit giebet, das ‚nil cum mortu proximi‘ zu lernen“, und Serenissimus bemerkte dazu: „ganz der gleichen meynung.“ Reuling hat in einem späteren Gesuch behauptet, ihm sei 1736 von dem damaligen Landgrafen (Ernst Ludwig) die Stelle eines Universitätsmalers zugedacht gewesen, er hätte sogar eine andere Vokation deswegen ausgeschlagen. Nur durch seine Abwesenheit und durch Mißgunst sei die Stelle Pronner „zugeschiebet“ worden. Pronner bekam die Stelle, weil er am Hofe starke Fürsprecher besaß und sich durch seine Leistung als Kartenzeichner hohes Ansehen gewonnen hatte.

Reulings Immatrikulation ist als ein Versuch zu werten, mit der Universität in berufliche Verbindung zu kommen. Pronner hat diesen Versuch durch seine Eingaben vereitelt und erreicht, daß Reuling das Malen in Stadt und Land Gießen untersagt wurde. Der Rektor von 1721, Johann Heinrich May der Jüngere, mußte Reuling zu sich fordern und ihm die beiden fürstlichen Reskripte vorlesen. Trotzdem hat sich Reuling 22 Jahre als Universitätsbürger gehalten. Von derselben Hand, die die Zusätze zu dem Matrikeleintrag seiner Söhne gemacht hat, steht bei seinem Namen 1720 *Pictor foro academico se abdicavit implorans dicasterium* 1742 (Brenner war 1742 Rektor). Es findet sich kein Hinweis, was Reuling veranlaßt hat, sich der akademischen Gerichtsbarkeit nach 22 Jahren zu entziehen. Pronner, dem ja, wie wir sahen, das volle akademische Bürgerrecht versagt worden war, hat recht böse in seinen Beschwerden darauf hingewiesen, daß er allen beruflichen und herrschaftlichen Lasten unterworfen war, Reuling aber „unter dem bloßen Character eines *civis academici* noch keinen Kreuzer entrichtet habe“. Zunächst ging es dem jungen Maler recht schlecht. Zweimal mußte ihn der Rektor May mahnen, die Depositionsgelder an den Pedellen anlässlich seiner Immatrikulation zu zahlen. Schulden drückten ihn und führten zur Klage beim Rektor. Er mußte sich also auf jede Art bemühen, Geld zu verdienen. Pronner weist mit Verachtung darauf hin, daß er „durch ungeziemende Gemähle in Stammbüchern ... sowol in als außer land ... Credit gewonnen habe“.

Reuling selbst hebt mehrmals hervor, daß er auch im Miniaturmalen geschickt sei. Karl Esselborn hat in einem Aufsatz in „Heimat im Bild“, Jg. 1931, Nr. 2—4, „Aus des Magisters Laukhard Gießers Studentenzeit. Mitteilungen aus einem zeitgenössischen Stammbuch“ (es ist das des Joh. Phil. Katz, 1775 ff.) von den „mit Guaschfarben gemalten Bildern, die gewerbsmäßig hergestellt wurden und wohl manchem namenlosen Maler in einer Universitätsstadt Unterhalt gewährten“, geschrieben. Hier finden wir die Bestätigung dafür. Reuling versuchte in Marburg Aufträge zu bekommen und hat auch dort gemalt. Doch ist nur das Bild des Mediziners Gerhard Duising ihm mit Sicherheit zuzuschreiben (Schnack, S. 36,

Anm. 37). Groß kann sein Arbeitsfeld auch dort nicht gewesen sein, weil das ganze 18. Jahrhundert der Marburger Sammlung nur einen Zuwachs von 16 Bildern brachte (Schnack, S. 35).

Immer noch hoffte Reuling, die Stelle Pronners zu bekommen. Als diesen schließlich sein hohes Alter zwang, mit der Arbeit aufzuhören, richtete er am 10. Januar 1763 an den Rektor ein Gesuch, „er exerciere jetzt 40 Jahre lang die Mahler Kunst alhier und habe der Universität bey öfteren Vorfällen seine Kunst und Arbeit bewiesen und auch sich in dem Unterricht derer Herren Studiosen im mahlen und Zeichnen jederzeit nützlich und fleißig dargestellt“. Es kann sich dabei nur um privaten Unterricht gehandelt haben, denn das Amt des Universitätsmalers hatte zweifellos Pronner, und er wurde ja auch regelmäßig dafür bezahlt. Er fährt fort: „Der Anwachs meiner Familie, die verschiedenen Unglücksfälle (1761 war ihm eine Tochter im Alter von 26 Jahren gestorben, 1762 ein Sohn von 15 Jahren, noch im Januar 1763 starb auch seine Frau) so wie die bißherige fatale Jahre aber haben mich in solche Umstände gesetzt, daß auf Künftig ich auf einigen Zuschuß bedacht sein muß, zumahlen auch wie bekandt, die Künste zu jetzigen Zeiten Noth leyden . . .“ Er bittet um die Anwartschaft auf die Stelle des Universitätsmalers, sobald Herr Pronner sollte mit Tod abgehen. Noch am selben Tag wird dem Kunstmaler H. Reuling mitgeteilt, daß die Universität „dem Kunstmaler Pronner einen Successoren zu geben, nicht gesonnen ist, indem es mit diesem eine besondere Beschaffenheit und dieselbe noch niemahls einen Mahler salariert hat“. Reuling nennt sich selbst und wird genannt „Kunstmaler“. In den Kirchenbüchern dieser Jahre und danach offenbar auch im Deutschen Geschlechterbuch, Bd. 69, S. 568, wird er Fürstlich Hessen-Darmstädtischer Hofkunstmaler genannt. Das war er offensichtlich nicht. Er hätte von seinem Titel gewiß Gebrauch gemacht, und man hätte ihn ihm nicht vorenthalten.

Pronner, der schon Ende 1762 nicht mehr arbeiten konnte, starb am 4. 11. 1763 und jetzt verdoppelte Reuling seine Anstrengungen, die Universitätsmalerstelle trotz seiner 66 Jahre zu bekommen. Der Stadtkommandant Generalmajor Drechsel setzte sich für ihn ein, der ihm versichert habe, der Landgraf habe seiner Bitte zugestimmt, er ließ durch seinen Sohn in Darmstadt 14 Tage „sollicitieren“, in dringendster Form bittet er um die Stelle, auf die er 26 Jahre gehofft, und die ihm der Vater des jetzt regierenden Landgrafen auch zugesagt, weil seine Notdurftsumstände und Alter ihn nötigten. Die Universität, zum Bericht aufgefordert, verweist darauf, „daß der Maler Pronner der erste und einzige gewesen, so als ein Universitäts-Mahler bestellt und salariert worden. Es ist auch weder in den statutis etwas noch sonst vorhanden, daß dergleichen salarierte Personen, als welche ohnehin ganz und gar unnötig sind und nicht die geringste Geschäfte haben, unterhalten werden sollen“. Der fiscus academicus könne derartige außerordentliche Besoldungen nicht tragen, auch sei ohnehin bei der Annahme des Pronners mehr auf seine Person als seine Notwendigkeit gesehen worden, und bei dem Dekret von 1736 ganz weislich verordnet worden, daß mit Pronners Ableben das Salarium dem

Fiscus wieder anheimfallen solle. Das Gesuch sei abzuschlagen. Man sieht, auch die 42jährige Tätigkeit Pronners hatte es nicht vermocht, das Amt des Universitätsmalers fester zu gestalten. Und schließlich war Reuling über dem Warten auf Pronners Tod 66 Jahre alt geworden. Er bekam also die Stelle des Universitätsmalers nicht. Die Personalakten brechen mit dem Jahr 1763 ab. Aber in der Folgezeit werden ihm laufend Malerarbeiten übertragen, die bisher der Universitätsmaler ausgeführt hat. Schon im Todesjahr Pronners repariert er das Bild des Prof. jur. Johann Richard Malcomesius, das im Jahre 1707 von der Universität aus dem Besitz seiner Witwe erworben worden war. Auch die übrigen Porträts im Collegium juridicum bedurften der Auffrischung und Reuling „refraichiert“ sie für 4 fl. Auch die Gemälde im medizinischen Auditorium bessert er im Jahre 1767 aus und bekommt dafür 12 fl. 45 Kreuzer. 1768 stirbt mit dem Theologen Johann Stephan Müller wieder ein Rektor im Amt und wird mit allen akademischen Ehren begraben. Für das Malen des Wappens des Verstorbenen und die Ausbesserung der übrigen neun erhält Reuling 6 fl. Im Jahre 1770 war wieder einmal der seinerzeit berühmte große Himmelglobus, der aus dem Besitz des Landgrafen Philipp von Butzbach mit dessen anderen astronomischen Instrumenten 1651 an die Universität gekommen war, reparaturbedürftig. Prof. Böhm nimmt sich seiner an und zieht Reuling für die Malerarbeiten zu. Jetzt kann er auch ungehindert Professorenbilder malen. Am 5. Januar 1763 starb der Prof. der Medizin Johann Karl Voigt. Reuling malt sein Porträt nach seinem Tode. Es trägt noch einen Rest seines Namens . . . ng 1763 pinx. Weitere Porträts der Gießener Professorengalerie, die seinen Namen tragen, sind das des Prof. jur. Johann Friedrich Kayser (1685—1751) und das des Theologen Johann Jakob Rambach (1693—1735), auf dem als Namensrest noch J. N. Reul . . . 1734 zu erkennen ist. Einen Stich, der Rambach darstellt, „Reuling del. Gissae, Bernigeroth fil. sc. Lips.“, besitzt die Universitätsbibliothek. Als Maler eines Porträts von Johann Georg Liebknecht (1649—1749) nennt ihn Ingeborg Schnack, S. 36. Es hängen zwei Bilder Liebknechts in der Gießener Professorengalerie, eines, 1720 gemalt, als er noch als Mathematiker der Philosophischen Fakultät angehörte, und eines, das den Theologieprofessor, Konsistorialassessor und Superintendenten abbildet, aber nach seinem Tode gemalt wurde. Dieses letzte wird Reulings Werk sein. Ein Stich, „J. N. Reuling del. Bernigeroth fil. Lips. sc.“, der Liebknecht darstellt, läßt keine direkte Übereinstimmung mit den Gemälden erkennen. Ein weiterer Bernigerothscher Stich zeigt Heinrich Christian Senckenberg (1704—1768) als Gießener Prof. jur., ist also zwischen 1738 und 1745 entstanden. Das „J. N. Reuling pinx.“ läßt darauf schließen, daß ein Gemälde dem Stich vorausging. Senckenbergs Bild fehlt in der Professorengalerie. Aber es hängt eines in der Bildnissammlung der Senckenbergischen Stiftung in Frankfurt a. M., das von einem unbekannten Maler stammt (de Bary, Die Bildnissammlung der Senckenbergischen Stiftung, S. 15 und 43, Nr. 20). Es ist nach dem Tode des Reichshofrates von seinem Sohn und Erben, Renatus Karl von Senckenberg, an den Frankfurter Stifter Johann Christian, seinen Onkel, gegeben worden. Doch ergab ein Vergleich, den die Administration der Dr. Senckenbergi-

schen Stiftung in Frankfurt a. M. freundlicherweise vornahm, daß das dortige Gemälde nicht als Vorlage für den Stich gedient haben kann.

In Alt-Frankfurt, Jg. 5, 1913, S. 67, ist ein Stich von Bernigeroth nach Zeichnung von J. N. Reuling abgebildet, Johann Maximilian von Gündelode im Jahre 1742 darstellend. Dieser Gündelode war von 1735 als Assessor und von 1737 bis 1745 als Wirklicher Rat bei der landgräfllich hessischen Regierung in Gießen tätig. Diese obengenannten vier Stiche sind es wohl, die Thieme/Becker meinen, wenn sie einen „J. N.“, unseren Johann Nikolaus, mit einem angeblichen Johann Nepomuk Reuling identifizieren. Singer, Allgemeiner Bildniskatalog, kennt noch einen Stich: Nr. 35 143 von J. M. Bernigeroth-J. N. Reuling: Guenegaud du Plessis, Henri de, Vicomte de Semoine, Ordenskanzler, Staatssekretär usw., 1609 bis 1676; er kennt aber außer diesem nur noch den Stich von Liebknecht in drei Ausführungen.

Als weiteres Werk Reulings wurde auf einer Ausstellung von Bildern in Darmstädter Privatbesitz im Jahre 1909 ein Porträt des Landgrafen Ludwig VIII. gezeigt. Leider war der Katalog in keiner dem Leihverkehr angeschlossenen Bibliothek mehr ausfindig zu machen. Sicher stammen noch weitere Professorenbilder von ihm. Aber auch hier gilt das oben bei den Pronnerschen Bildern Gesagte: Man ist beim Auffrischen, Erneuern, ja auch beim Neurahmen, mit den Malernamen und mit den Beischriften, die meist das Jahr der Entstehung des Bildes angeben, außerordentlich rücksichtslos verfahren.

Im hohen Alter von 83 Jahren ist Reuling am 25. 4. 1780 in Gießen gestorben. Ob der Eintrag im Administrationsprotokoll vom 8. Januar 1779 sich auf ihn bezieht: „Mahler Reuling bittet, ihm die Ablegung des Handelgelübdes wegen schwächl. Umstände zu erleichtern“, und der Beschluß: „Herr Secr. Oswald soll es in s. Haus abnehmen“? Dann hätte der 1720 immatrikulierte, 1743 sich dem forum academicum entziehende Reuling ein Jahr vor seinem Tode wieder zu einer engeren Beziehung zur Universität zurückgefunden, die seine Leistungen immer anerkannt und es bedauert hat, daß der vom Hof begünstigte Pronner ihm den Platz versperrte, den man ihm gerne gegönnt hätte.

Friedrich Johann Ludwig Berchermann (1729—1808)

Was Johann Nicolaus Reuling versagt blieb, Universitätsmaler mit einem festen Einkommen zu werden, das wurde Friedrich Johann Ludwig Berchermann bewilligt. Am 17. April 1772, also 8 Jahre vor Reulings Tod, sucht er um die Stelle des Universitätsmalers nach, „welcher die hierzu Lusten habenden Studierenden im Zeichnen und Mahlen unterrichtet“. Er nennt sich Schüler des gewesenen Hof-Mahlers Fiedler (Johann Christian Fiedler, geb. 1697 in Pirna, gest. 1765 in Darmstadt). Er habe sich bei einigen berühmten Malern zu Straßburg und Kassel zu perfectionieren gesucht. Er bittet um die Stelle „in gnädigster Rücksicht der von meinem Vater, dem gewesenen Oberhofprediger und Superintendenten ehemals geleisteten vieljährigen treuen Dienste und dann, weil von seiner zahl-

reichen Familie der einzige bin, welcher seines 42jährigen Alters ohngeachtet noch ohnversorgt ist, mir sothane Universitäts-Malers Stelle mit der geringen Besoldung zu conferieren“. In dieser Bewerbung ist schon das ganze unglückliche Schicksal des zukünftigen Universitätsmalers enthalten. Die Beschränkung auf den Unterricht im Zeichnen und Malen unter Verzicht auf eigene künstlerische Leistungen, statt dessen die Berufung auf die Verdienste seines Vaters, die geringe Besoldung und der Hauptzweck, eine Versorgung zu erlangen. Pronner hatte es anders angefangen, er leistete etwas, wußte das bei dem Landgrafen ins gehörige Licht zu setzen und erreichte so trotz dem Widerstand der Universität sein Ziel.

Die Universität erklärt in ihrem Bericht vom 19. Juli 1772 ausführlich, warum sie das Gesuch nicht befürworten könne: Sie benötige keinen salarierten Universitätsmaler, den auch keine andere Universität habe. Pronner sei nur seiner Person halber durch sein unablässiges Sollicitieren als Universitätsmaler eingestellt worden, man habe es auch Reuling abgeschlagen. Aber sie überläßt es dem Landgrafen, darüber zu entscheiden. Der spricht seine Meinung am 3. August 1772 dahin aus: „So nützlich und nothwendig der Italienische oder Englische Sprachmeister, ebenso nützlich und noch nützlicher ist der Mahler und hat daher die Universität dem Berchelmann den Brunnenschen Gehalt als Universitätsmaler zu verabreichen.“ So wurde Berchelmann am 3. August 1772 „besitzender Geschicklichkeit und besonderer Umstände nach“ als Universitätsmaler angestellt mit dem Gehalt von 50 fl. und 10 Achtel Korn. Keines unserer Künstlerlexika kennt ihn außer Hoffmeister: „L. Berchelmann, Maler zu Gießen im 18. Jahrhundert.“

In den Gießener Hochschulblättern, Jg. 13, 1966, H. 3, hat Siegfried Rösch über die Aufklärung eines zunächst ganz rätselhaften Falles berichtet: Ein und dasselbe Porträt hing in der Gießener Professorengalerie als das des Prof. Franz Justus Kortholt (1711—1771), in Mainz dagegen als das des berühmten, manche meinen berüchtigten Kanzlers Johann Christoph Koch (1732—1808). Ein Stich, den die Universitätsbibliothek Gießen im Jahre 1966 erwerben konnte, und der mit den gemalten Porträts übereinstimmt, gab durch seine Beischrift der Gießener Tradition recht; er nannte auch den Maler: „L. Berchelmann pinxit.“ Das wenige, was über diesen Maler zu ermitteln war, ist an der genannten Stelle berichtet. Sein Vater ist der Darmstädter Oberhofprediger und Superintendent Friedrich Wilhelm Berchelmann, der, in Potsdam 1679 geboren, in Halle studierte, und dank seinen vortrefflichen griechischen Sprachkenntnissen 1703 nach London kam, um dort die Korrektur des Druckes einer neugriechischen Bibel zu besorgen. Danach machte er weite Reisen; als Feldprediger bereitete er den verwundeten Grafen Ernst Friedrich von Erbach-Fürstenau zu einem christlichen Sterben vor. Als er in dessen Auftrag dem regierenden Grafen Erbach Bericht erstattete, wurde er von ihm 1711 zum Hofdiakon, 1714 zum Prediger in Brensbach berufen, aber schon 1716 als Hofprediger nach Darmstadt geholt, 1732 wurde er Superintendent. Aus seiner 1713 geschlossenen Ehe gingen 9 Söhne und 3 Töchter hervor.

Friedrich Johann Ludwig Berchermann wurde als 9. Kind dieser Ehe im Januar 1729 geboren. Von seinen Brüdern erscheinen vier in der Gießener Matrikel, darunter Johannes Philippus erstmals am 3. 7. 1739 und zum zweitenmal zum Erwerb des Dr. med. am 15. 2. 1751. Er wurde Garnison-physikus und Hofmedicus, aber sein Versuch, sich in Gießen zu habilitieren, scheiterte (über ihn vgl. Strieder, Bd. 1, S. 357). Ein anderer Bruder wurde Amtskeller in Gießen. Berchermann beginnt seine Tätigkeit als Universitätsmaler wie sein Vorgänger Pronner mit dem Reparieren von Porträts. 27 Bilder hat er 1773 in Arbeit gehabt, von denen mehrere sicher schon zum wiederholten Mal überarbeitet wurden. Er reicht eine Rechnung ein über 13 fl. 45 Kreuzer, wird aber beschieden: „Kann nicht bezahlt werden.“ Erst als er zum zweitenmal um Bezahlung bittet, läßt sich die Administrationskommission herbei zu beschließen: „Soll die helfte haben, jedoch hinfüro die Materialien und Zugaben specificieren.“ Es war das alte Spiel, den Universitätsmaler alle in sein Fach schlagenden Arbeiten umsonst verrichten zu lassen.

Im Jahre 1776 wird die 5. Präzeptorstelle am Pädagog einzogen und die Besoldung den übrigen Präzeptoren zugelegt. Berchermann bewirbt sich um den Rest von 9 fl. und erhält auch die Zulage gegen die Verpflichtung, am Pädagog Zeichenunterricht zu geben. Aber schon dabei taucht die mißgünstige Bemerkung auf, die dann alle folgenden Bemühungen Berchermanns, zu einem Existenzminimum zu gelangen, begleitet: „obwohl er nicht das geringste zu tun hat.“ Er kann natürlich von der geringen Besoldung nicht leben, und so spricht schon seine Eingabe von 1777 von dem Mangel, den er leiden müsse. „In Gießen fehlt es durchaus an Liebhabern und Gelegenheit, mit einer Kunst, die zu erlernen teuer ist, etwas extra zu verdienen, ein mühsames Gemälde wohlfeil zu verkaufen ist bereits etwas Seltenes.“ Und so bieten die Akten in den folgenden Jahren ein erschütterndes Bild der Not und Bedrängnis, in der ein offenbar gebildeter Mensch und Künstler zu leben gezwungen ist.

Im Jahre 1782 war die Fechtmeisterstelle freigeworden. Um die dadurch verfügbar gewordene Besoldung bewerben sich der Sprachmeister Chastel und Berchermann. Zum Bericht aufgefordert, schreibt die Universität: „Nun wäre wohl zu wünschen, daß Supplicant durch seine Kunst mehr zu verdienen Gelegenheit bekäme, als wirklich geschiehet, damit er nicht so kümmerlich leben müßte. Allein die Besoldung, so er von der Universität zieht, bekommt er, abstrahendo von der information im Paedagogio größtentheils gratis und die Universität hat nicht den geringsten Nutzen ...“ Die Folge war natürlich die Ablehnung seines Gesuches durch die Regierung. 1787 erneuert er seine Bitte um eine Zulage und um Gleichsetzung mit den anderen Exerzitienmeistern. Er begründet sie wieder mit dem Fehlen an Gelegenheit, in der Stadt etwas sonst zu verdienen und den immer höher steigenden Preisen. Es sei ihm auch bei größter Einschränkung unmöglich, mit seiner kleinen Besoldung das Notdürftigste bestreiten zu können. Nachdem auch der Pädagogiarch ausführlich dargelegt hat, daß er nicht helfen könne, wird ihm zu „einiger Erleichterung seiner angeblich bedrängten Umstände“ eine „Verehrung“ von 12 Gulden bewilligt.

Aber schon 1790 muß er wieder um eine kleine Besoldungszulage bitten. Diesmal ist die Stellungnahme des Kanzlers Koch besonders hart: „Der Supplicant bekommt ex fisco acad. einen beträchtlichen Gnadensold; denn er leistet dafür der Universität auch nicht für 1 Xer Nutzen und ist ganz entbehrlich...“ In dem Bericht der Universität wird gesagt, „daß der Supplicant für seine geringe Dienste, die er der Universität und dem Publico durch Unterrichtung der Pädagogschüler im Zeichnen leistet mit der aus dem Universitäts-Fisco ziehenden Besoldung von 59 fl. und 12 Achtel Korn überflüssig belohnt wird, daß er aber einer Unterstützung höchst bedürftig ist, und daß, da sein Vorfahr der ehemalige Univers. Mahler Pronner so wie die sämmtliche Universitäts Exercitienmeister für den freien Unterricht der fürstlichen Cadets und derjenigen Studenten denen die freye Exercitien gnädigst bewilligt wurden, ehedessen jeder 100 fl. aus der fürstl. Kriegskasse und nach der Hand, nach Einziehung der Helfte davon 50 fl. aus der hiesigen Hf. Renthery genossen haben und zum Teil noch genießen, auch dahero dem Supplicanten wohl zu gönnen sey, wenn Ew. Hf. Dchlt ihn in Hinsicht seines elenden nahrungslosen Zustandes gleicher höchsten Gnade wie den Tanzmeister Brutinelle und den Lector Chastel theilhaftig werden und ihm in die hiesige Rentherei 50 fl. . . anweisen zu lassen“. Auch dieses Gesuch wird abgeschlagen.

So stieg seine Not in den Jahren der Revolutionskriege ins Unerträgliche. In einem neuen Gesuch vom Februar 1800 klagt er: „Ich habe während diesem verderblichen Kriege beständig Einquartierung gehabt und Lasten des Krieges, ob ich gleichwohl auf Hauszins gewohnt habe, tragen müssen. gewiß, es ist traurig, wann man selber nichts zu leben hat, alles dieses mit zu machen genöthigt ist; wann ein Gatte und Vater seine arme Frau und sein Kind, deren Ernährung seine heilige Pflicht ist, nicht ernähren kann, welches in meiner Lage besonders der Fall ist, da ich mir gefallen lassen muß, daß ein jeder, dem es nur einfällt, er mag herseyn, wo er will, in meinem Gewerbe einpfuschen und mir und meinem armen Kinde das Brod gleichsam vor dem Munde hinweg nehmen darf.“

Hier erfahren wir, und das Gießener Trauregister bestätigt es: Am 18. October 1793 heiraten „Herr Johann Ludwig Berchermann (er ist 64 Jahre alt) Universitäts-Mahler allhier und Johannette Euler des Mag. Eulers Tochter allhier“. Es ist der Mädchenschullehrer Euler, dem Laukhard und seine Spießgesellen so übel mitspielten, und dem Laukhard in seinem „Eulerkapper“ zu literarischem Ruhm verhalf. — Johannette Euler ist 24 Jahre alt, als sie den Universitätsmaler Berchermann heiratet und überlebt ihn um 23 Jahre (Gießener Sterberegister: Johannette Marie des verstorbenen H. Hofmalers Johann Ludwig Berchermann hinterlassene Wwe geb. Euler am 3. August 1831, alt 62 Jahre, 10 Monate). Die späte Heirat war eine Gelegenheit für den Kanzler Koch, die bissige Bemerkung zu einem Antrag Berchermanns auf eine Zulage zu machen: „... der fiscus academicus kann deshalb, daß der Supplicant am Rande des Grabes ein Weib genommen hat, ... nicht in Contribution gesetzt werden.“

Die Universität konnte Berchermann nicht direkt helfen, aber in einem Gesuch an den Landgrafen verwendete sie sich nachdrücklich für ihn. Berchermann selbst wandte sich an einen ungenannten Geheimerath in Darmstadt und bat ihn, in Erinnerung an seinen Vater, für ihn zu vermitteln. Das Ergebnis beider Bemühungen war endlich im August 1801, daß ihm aus der Generalkasse jährlich 55 Gulden Zulage bewilligt wurden, die ihn wohl für den Rest seiner Tage der ärgsten Not enthoben.

Berchermann war alt geworden, sein Unterricht ließ immer mehr zu wünschen übrig. Aber Versuche des Malers Labrousse, unter Hinweis auf Berchermanns Hinfälligkeit, selbst an seine Stelle zu gelangen, wurden von Darmstadt abgewiesen. Es solle alles auf sich beruhen, bis die Stelle vacant würde. Die Anläufe, ihm einen Adjunkten zu geben, wies er selbst entrüstet zurück. Daß er seine Lehrstunden noch ohne Hilfe weiterführen könne, dafür führt er an, daß er der Frau Landgräfin Zeichnungen und Kunstgemälde zur Beurteilung gesandt und ein beträchtliches Geschenk erhalten habe. Am 2. April 1808 starb „H. Hofmaler (!) — das war er ebenso wenig wie Reuling — Johann Ludwig Berchermann alt 79 Jahre“. Seine Witwe und sein Kind erhielten das Gnadenquartal und einen Gnadengehalt von 2 Achtel Korn noch im Jahre 1822, dank der Bereitwilligkeit seines Nachfolgers, des Zeichenlehrers Dickoré, diesen eigentlich ihm zustehenden Besoldungsteil der Witwe zu überlassen.

Schon beim Beginn von Berchermanns Tätigkeit als Universitätsmaler war von einem ernstlichen Bemühen der Universität, die Sammlung von Professorenbildern fortlaufend zu ergänzen, nichts mehr zu spüren. Die Not der Kriegszeiten, besonders des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts, unter der auch Gießen beträchtlich zu leiden hatte, hat mit dazu beigetragen. Man hatte andere Sorgen. Aber es lag auch an der Person des Malers, der sein Amt in erster Linie als Lehramt für Zeichnen und Malen, vor allem am Pädagogium, verstand und nichts von dem künstlerischen Leistungswillen eines Pronner merken läßt, daß die Sammlung von Professorenbildern nicht fortgesetzt wurde. Seine elende wirtschaftliche Lage war einmal dadurch verursacht, daß er sich keine Nebeneinnahmen zu verschaffen wußte wie sein Vorgänger, daß aber auch die Not der Zeit die Möglichkeiten dazu stark einschränkte. Es verwundert daher nicht, daß außer dem Porträt des Prof. jur. Franz Justus Korthold kein anderes als von ihm gemalt nachweisbar ist. Auch das Bemühen um die Erhaltung der vorhandenen Gemälde scheint mit den 27 renovierten Stücken von 1773 ein vorläufiges Ende gefunden zu haben.

Die Zeit der alten Universitätsmaler war vorbei. Das zeigt deutlich die Entscheidung der Universität bei der Wahl des Nachfolgers. Es bewarben sich der Zeichenmeister und Graveur Dickoré und der Hofrat Labrousse; das Gesuch des Malers Krönlein aus Darmstadt war sogleich abgelehnt worden. Beide sollten Proben ihres Könnens vorlegen. Labrousse brachte „eine Zeichnung in schwarzer Kreide, ein Landschaftchen (!) und einige Miniaturgemälde, die ihm als bloßer Liebhaber der Kunst recht viel Ehre machten“. Der Graveur Dickoré präsentierte eine ganze Folge von Zeich-

nungen und bewies auch einige Kenntnis in architektonischen Zeichnungen, „wovon Labrousse ganz entblößt ist“. Die Universität entschied sich schließlich für den ohne alle künstlerische Ambitionen auftretenden Dickoré, der als Techniker für den Zeichenunterricht vor allem im Pädagogium, das jetzt im Vordergrund steht, geeigneter schien als ein Nur-Künstler, „indem der Universitätsmaler als solcher wenig oder gar nichts zu tun hat“.

Aus der Beschäftigung freier Künstler in Ausführung jener Verordnung Georgs II. von 1629 war im 18. Jahrhundert der fest angestellte und schlecht bezahlte Universitätsmaler geworden. Jetzt zu Beginn des 19. Jahrhunderts verzichtet die Universität bewußt auf seine künstlerische Tätigkeit und macht ihn zum Zeichenlehrer.

Aber noch einmal tauchte in den Überlegungen des Senats die Erinnerung an die ursprüngliche Aufgabe eines Malers an der Universität Gießen auf, als der Professor für neuere Sprachen und Bibliothekar Johann Valentin Adrian (1793—1864) als Referent bei der Neubesetzung der Stelle eines Universitätszeichenlehrers nach dem Tode Dickorés 1842/43 auf den damals in Gießen lebenden Maler Wilhelm Trautschold als besten Nachfolger hinwies. Der Senat schlug ihn nach befriedigender Klärung der Gehaltsfrage dem Ministerium vor und schrieb im Bericht vom 28. 7. 1843: „... zugleich haben wir geglaubt, daß demselben außer der sich von selbst verstehenden Obliegenheit, Studierenden auf Begehren Unterricht zu erteilen, auch noch die Verpflichtung aufzuerlegen sei, sich vorkommenden Falls der Anfertigung von Portraits der ordentlichen Professoren für die Universität gegen eine angemessene Vergütung in der Weise zu unterziehen wie dieß nach alter Sitte und in Gemäßheit ausdrücklichen allerhöchsten Befehls des höchstseligen H. Landgrafen Georg vom 20. April 1629 bestanden. Wir glauben um so mehr auf letzteren Punkt die höchste Aufmerksamkeit lenken zu dürfen, als die Erneuerung jenes löblichen Gebrauchs nicht nur der einstimmige Wunsch der unterthänigst Unterzeichneten ist, sondern auch insofern im Interesse der Universität selbst liegt, als durch die hierdurch vermittelte Erinnerung an Männer, die nach Kräften zur Erhaltung des Flors der Universität mitgewirkt haben, zugleich ein Sporn zu rühmlicher Nacheiferung kommender Geschlechtern fort und fort gegeben werde.“ Der Entwurf stammt von dem Professor der Philologie Friedrich Gotthilf Osann (1794—1858).

Wilhelm Trautschold wurde daraufhin durch Dekret vom 11. August 1843 zum Universitätszeichenlehrer ernannt und angesichts der schon vorhandenen Leistungen dieses genialen Porträtsmalers hätte die Universität alle Ursache gehabt, sich zu dieser Wahl zu beglückwünschen und ihm alle Wege zu ebnen, die den hochgespannten Erwartungen, die man mit Fug und Recht an seine Person knüpfen konnte, Erfüllung versprachen. Statt dessen verlor man sich in lange Erörterungen, wo der neuernannte Universitätszeichenlehrer denn ein Lokal für seine Wirksamkeit bekommen könnte. Schließlich konzentrierte sich alles auf die Frage, ob das Antikenkabinett für den Unterricht Trautscholds zur Verfügung gestellt werden könnte. Da war es nun gerade Adrian, Leiter der Univer-

sitätsbibliothek, in der sich das Antikenkabinett befand, der sich nur zögernd mit einer stundenweisen Benutzung einverstanden erklärte. Das genügte nicht. Die beschwörenden Worte des Korreferenten, des Geh. Rats und Prof. der Medizin Wilhelm Balser (1780—1846), von dem die Balserische Stiftung ihren Namen hat, man möge doch nicht durch untergeordnete Interessen die einzigartige Gunst des Schicksals vereiteln, daß ein so bedeutender Künstler seine Dienste der Universität anbot, und sich so den Tadel der Nachwelt zuziehen, verhallten ungehört. Schließlich stellte man im August 1847 erstaunt fest, daß die Hauptperson, Trautschold, schon seit Juli 1846 ohne Urlaub verschwunden, und daß es dem Rentamt nicht möglich war, ihm sein Gehalt auszuzahlen.

Kein Mensch wußte wo er war. Erst am 13. März 1848 konnte Prof. Knapp berichten, daß Trautschold in England sei, und ihn brieflich gebeten habe, der Administrationskommission mitzuteilen: ... daß die mit seiner Stelle als Zeichenmeister an der Universität verbundene Besoldung zu gering sei, um seine Existenz an einem so kleinen Ort wie Gießen zu fristen, der seinen Talenten eine allzubeengte Sphäre darbiete. Auch seien seine wiederholten Bitten um ein geeignetes Unterrichtslokal Jahre hindurch unberücksichtigt geblieben. „Würde mir ein Gehalt von 600 Gulden und namentlich eine liberale Benutzung des Antikensaals zugesichert, so würde ich mit Stolz und Vergnügen die Obliegenheit eines Lehrers übernehmen, in der Gewißheit durch meine Bemühungen zu nützen. Im Falle dieser Vorschlag unstatthaft gefunden wird, wünsche ich auf die Stelle zu verzichten, da ich unter den seitherigen Umständen auf keine Weise nützlich zu sein vermag.“

Erst im Juli 1849 befaßt sich der Senat wieder mit der Situation, die durch Trautscholds Verschwinden entstanden war. Er kommt zu dem Schluß, und die Regierung ist derselben Meinung, daß die Bedingungen Trautscholds unerfüllbar seien. Es wird ihm mitgeteilt, daß es als stillschweigender Verzicht seinerseits auf seine Stelle angesehen werde, wenn er nicht binnen 3 Wochen zurückkehre. Und damit alles seine Ordnung habe, wurde ihm, als er sich nicht wieder einstellte, am 1. September 1850 eine von Großherzog Ludwig III. unterschriebene Entlassungsurkunde nach Liverpool zugestellt.

Der Versuch, einen Künstler von hohen Graden an die Universität Gießen zu binden, war gescheitert. Was die Universität damals ausgeschlagen hat, zeigen die ungemein lebensvollen Porträts, die Trautschold von Gießener Professoren und Bürgern geschaffen hat. Berühmt sind die seines Freundes Liebig, nicht weniger zeugen von dem genialen Einfühlungsvermögen in die Person des Dargestellten die Bilder der Professoren Nebel und Balser, seines Fürsprechers (vgl. dazu Heidingsfeld in *Heimat im Bild*, 1926, Nr. 20, und Christian Rauch in „*Ludoviciana*“, S. 91). Noch geistvoller und sprechender ist das als Stich verbreitete Porträt des Theologieprofessors Credner. Ein Trautschold als Universitätsmaler hätte die der Professorengalerie zugrunde liegende Idee neu belebt und vielleicht ihre Fortführung bis zur Gegenwart bewirken können.

Maler der Gießener Professorengalerie

17. Jahrhundert: Johannes (Baltzer) Becker, Johann Peter Engelhard, Johann Heinrich Leuchter, M. Kestner. Vgl. Ingeborg Schnack: Beiträge zur Geschichte des Gelehrtenporträts. — 18. Jahrhundert: Christoph Maximilian Pronner, Johann Georg Wentzel, Johann Nicolaus Reuling, Friedrich Johann Ludwig Berchermann.

Name des Porträtierten	Fakultät	Maler	Jahr	Quelle
Antonil, Gottfried 1571—1618	Jur.	Becker	1631	Schnack
Arcularius, Johann Daniel 1650—1710	Phil.	Engelhard	1687	Schnack
Arnoldi, Johann Conrad 1658—1735	Theol.	Wentzel	1720	Adm.-Konv.-Pr.
Ayrmann, Christoph Friedrich 1695—1747	Phil.	Pronner	1736	Adm.-Konv.-Pr.
Bachmann, Conrad 1572—1646	Phil.	Becker	1631	Schnack
Bielenfeld, Johann Christoph 1664—1727	Theol.	Pronner	1746	Adm.-Konv.-Pr.
Braun, Nicolaus 1558—1639	Med.	Becker	1631	Schnack
Breidenbach, Johann 1587—1656	Jur.	Becker	1631	Schnack
Christiani, David 1610—1688	Theol.	Engelhard	1687	Schnack
Clodius, David 1644—1687	Theol.	Engelhard	1674	Schnack
Dieterich, Johann Conrad 1612—1667	Phil.	Kestner	1663	Schnack. Sign.
Ebel, Kaspar 1595—1664	Phil.	Becker	1631	Schnack. Portr. verloren. Stich s. Festg. 1959. Vgl. Rösch in Festschr. 1957, S. 434
Feuerborn, Justus 1587—1656	Theol.	Becker	1631	Schnack
Frantz, Lukas 1669—1731	Jur.	Wentzel	1720	Adm.-Konv.-Pr.
Goclenius, Rudolf 1547—1628	Phil.	Becker	1631	Schnack
Goeddaeus, Johannes 1555—1632	Jur.	Becker	1631	Schnack
Hanneken, Meno 1595—1671	Theol.	Becker	1631	Schnack
Hanneken, Philipp Ludwig 1637—1706	Theol.	Engelhard	1670	Schnack
Hartung, Johann Gottfried 1685—1728	Jur.	Pronner	1736	Adm.-Konv.-Pr.
Heiland, Michael 1624—1693	Med.	Engelhard	1670	Schnack

Name des Porträtierten	Fakultät	Maler	Jahr	Quelle
Hert, Johann Nicolaus 1651—1710	Jur.	Leuchter	1694	Schnack
Hilchen, Ludwig Heinrich Leo 1702—1753	Med.	Pronner	1740	Sign.
Höpingk, Theodor 1591—1641	Phil.	Becker	1631	Schnack
Horst, Gregor 1578—1636	Med.	Becker?	1631?	Schnack
Jacobi, Hartmann von 1617—1680	Jur.	Engelhard	1670	Schnack
Kayser, Johann Friedrich 1685—1751	Jur.	Reuling	?	Sign.
Kempf, Johann 1592—1635	Med.	Becker	1631	Schnack
Kornmann, Johann 1587—1656	Jur.	Becker	1631	Schnack
Kortholt, Franz Justus 1711—1771	Jur.	Berchermann	ca. 1796	Stich sign., s. Rösch
Kortholt, Matthias Nikolaus 1674—1725	Phil.	Pronner	1745	Rekt.-Protokoll
Lange, Johann Christian 1669—1756	Jur.	Pronner	1709	Sign.
Lebleu, Jacob 1610—1668	Jur.	Engelhard?	1682	Ökonometrechn.
Lieb knecht, Johann Georg 1679—1749	Theol.	Reuling	ca. 1749	Schnack
May, Johann Heinrich, d. J. 1688—1732	Phil.	Wentzel	1720	Adm.-Konv.-Pr.
Mentzer, Balthasar, I 1565—1627	Theol.	Becker	1631	Schnack
Mentzer, Balthasar, II 1614—1679	Theol.	Engelhard	1670	Schnack
Misler, Johann Nicolaus 1614—1683	Theol.	Engelhard	1670	Schnack
Mollenbeck, Anton Heinrich 1623—1693	Jur.	Engelhard	1670	Schnack
Das Porträt von Bernhard Ludwig Mollenbeck, Gießener Hochschulblätter, Jg. 5, H. 2, kann, da erst 1720 gemalt, nicht von Engelhard stammen.				
Müller, Jakob 1594—1637	Phil.	Becker	1631	Schnack
Nesenus, Anton 1582—1640	Jur.	Becker	1631	Schnack
Nitzsch, Friedrich 1641—1702	Jur.	Engelhard?	1670	vgl. Schnack, S. 30
Oliva, Stephan Marcellus 1564—1636	Phil.	Becker	1631	Schnack
Phasian, Heinrich 1633—1697	Theol.	Engelhard	1670	Schnack
Rambach, Johann Jakob 1693—1735	Theol.	Reul(ing)	1734	Sign.

Name des Porträtierten	Fakultät	Maler	Jahr	Quelle
Rudrauff, Kilian 1627—1690	Theol.	Engelhard	1670	Schnack
Schwarzenau, Christoph Ludwig 1647—1722	Theol.	Wentzel	1720	Adm.-Konv.-Pr.
Sinolt gen. Schütz, Justus 1592—1657	Jur.	Becker	1631	Schnack
Siricius, Michael 1628—1685	Theol.	Engelhard	1670	Schnack
Steuber, Johannes 1590—1643	Theol.	Becker	1631	Schnack
Strauch, Johann 1612—1679	Jur.	Engelhard	1676	Schnack
Strauß, Lorenz 1633—1687	Med.	Engelhard	?	Schnack
Thilenius, Nicolaus 1649—1690	Jur.	Engelhard	1678	Schnack
Tonsor, Johann Heinrich 1595—1649	Theol.	Becker	1631	Schnack
Tülsner, Gregor von 1600—1672	Jur.	Engelhard	1670	Schnack
Valentini, Michael Bernhard 1657—1729	Med.	Wentzel	1720	Sign.
Verdries, Johann Melchior 1679—1735	Med.	Pronner?	?	Stich C. M. Pronner ad vivum pinxit
Viëtor, Theodor 1560—1645	Phil.	Becker	1631	Schnack
Voigt, Johann Karl 1714—1763	Med.	Reuling	1763	Sign. . . ng 1763
Vultejus, Hermann 1555—1634	Jur.	Becker	1631	Schnack
Wahl, Johann Friedrich 1693—1755	Jur.	Pronner	1736	Adm.-Konv.-Pr.
Weber, Immanuel 1659—1726	Jur.	Wentzel	1720	Adm.-Konv.-Pr.
Weiß, Johann 1620—1683	Phil.	Engelhard	1670	Schnack
Winckelmann, Johann 1551—1626	Theol.	Becker	1631	Schnack

Besprechungen

Karl Siegm. Baron von Galéra: Lauterbach in Hessen. Geschichte einer Stadt und ihrer Bürgerschaft. Neustadt/Aisch. Verl. Degener. 1. Von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 1966. 287 S. mit 23 Abb., 30,— DM; 3. 1821—1945. 1965. 430 S. mit 43 Abb., 45,— DM (Bibliothek familiengeschichtlicher Quellen, Bd. 17).

Mit diesen beiden Bänden liegt jetzt die Geschichte Lauterbachs bis zum Jahre 1945 zusammenhängend vor, nachdem Band 2 bereits früher erschienen war. Über ihn ist in diesen „Mitteilungen“, Bd. 49/50, S. 215/16, berichtet worden.

Auch an diesen beiden Bänden gefällt die ansprechende Gestaltung. Besonders die zahlreichen Abbildungen, Funde, Urkunden, Personen und bunte Landschaftsbilder Lauterbacher Künstler in vorzüglicher Wiedergabe sind eine wertvolle Beigabe. Je näher die Darstellung der Gegenwart kommt, um so reichlicher fließen die Quellen. Es ist richtig, daß einmal am Beispiel dieser kleinen Stadt auch im Detail geschildert wird, wie es gewesen ist. Das gilt auch für die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit.

Band 1 gibt zunächst einen erdgeschichtlichen Aufriß, um dann alles vorzulegen, was an vor- und frühgeschichtlichen Funden in dem Bereich vorhanden ist. Die Fülle des Materials überrascht. Seine Deutung erweckt allerdings die Meinung, als seien hier lauter gesicherte Ergebnisse vorhanden, wo doch z. B. in der Kelten- und Chattenfrage alles noch im Fluß ist. Die Straßen sind wichtig bei der Entstehung und Entwicklung einer Siedlung. Hier liegen gerade für diesen weiteren Raum, der strategisch und wirtschaftlich schon seit frühester Zeit von Bedeutung gewesen ist, eingehende Forschungen vor, auf die im Kapitel 3 näher hätte eingegangen werden müssen, z. B. auf K. Th. Ch. Müller, Alte Straßen und Wege in Oberhessen, in diesen „Mitteilungen“, Band 28, 1928, und 34, 1937, und Herbert Krüger, Hessische Altstraßen des 16. und 17. Jahrhunderts, Kassel 1963. Auch die Deutung der Fluß- und Ortsnamen für die Siedlungs- und Kulturgeschichte ist häufig ein Wagnis (S. 30).

Festeren Boden gewinnt der Verfasser mit dem Auftreten Fuldas. Mit ihm erscheint einer der Partner, die entscheidend in Lauterbachs Geschichte gewirkt haben. Der Kampf Bertolds von Fulda mit den aufständischen Ziegenhainer und Wartenberger Vögten bringt schließlich Lauterbach 1266 die Stadtrechte. Dieses Datum ist der Anlaß für die großangelegte Geschichte der Stadt. Wichtiger und folgenschwere ist aber das Auftreten der Ritter von Eisenbach als Vögte von Lauterbach, deren Stelle durch Heirat dann die Riedesel einnehmen. Die Machtkämpfe zwischen Mainz und Hessen gehen auch um Lauterbach. So sind schon bald nach 1400 alle Rollen für Lauterbachs Geschichte verteilt.

Den Lauterbachern am nächsten, mitten in ihrer Stadt, saßen die Riedesel. Gegen sie haben die Bürger ihre Rechte behaupten müssen in einer imponierenden demokratischen Ordnung, selbstbewußt, auch nach 1684, als die Riedesel eine Art Souveränität erlangten und Lauterbach zur Residenz machten. Wir erfahren vieles Interessante über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse einer kleinen Stadt, erleben auch die verheerenden Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges mit, das Wüten der Pest, das Hausen der zügellosen Soldateska. Als 1648 endlich der Friede geschlossen wird, ist Lauterbach verarmt, verwahrlost und erschöpft.

Nur langsam beginnt der Wiederaufbau. Aber jetzt bringen Zwistigkeiten der Riedesel untereinander und mit der Stadt und das Aufbegehren der ärmeren Schichten gegen die im Rate vertretenen Großbürger Unruhe und Aufruhr. Eine kaiserliche Kommission versucht das Chaos zu verhindern. Mit brutaler Gewalt erstickt eine Exekutionstruppe alle Versuche der ärmeren Klasse, zu ihrem Recht zu kommen. Erschütternd ist das Bild, das der Verfasser von dem Friedensschluß zeichnet: Die Bürgerversammlung am 22. August 1699 auf dem Burghof bestätigt den völligen Sieg des korrupten Amtmanns Melchior und des Hauses Riedesel. Geächtet und gemieden stehen die rechtschaffenen, fleißigen Bürger, die es gewagt hatten, gegen Korruption und für ihr gutes Recht zu kämpfen da, im Stich gelassen und gedemütigt. Solche Ereignisse lassen sich schwer vergessen.

Band 3 beginnt mit der Einführung der neuen Gemeindeordnung im Jahre 1821. Die Riedesel hatten wie andere Reichsunmittelbare ihre Souveränität an Hessen-Darmstadt verloren. Eine völlig neue Entwicklung setzte ein. Die Beseitigung der vielen kleinen Herrschaften mit ihren Grenzen schuf wenigstens in diesem größeren politischen Bereich auch größere Wirtschaftsräume. Du Thils Weitsicht in wirtschaftlichen Fragen — bei aller Engstirnigkeit im innenpolitischen Bereich —

öffnete den Weg zum preußisch-hessischen, bald deutschen Zollverein. In voller Erkenntnis der unwürdigen Lage der Bauern ging die hessische Regierung auch daran, deren Fronden und Lasten zu beseitigen oder zu mildern. Eine entscheidende wirtschaftliche Besserung scheiterte aber an der Bevölkerungsvermehrung, der Besitzersplitterung, den geringen Erträgen des kargen Bodens in den Gebirgen und dem Fehlen einer Industrie, die größere Menschenmengen zu ernähren im Stande gewesen wäre. Die Armut blieb nach wie vor erschreckend. Auswanderung war schließlich das einzige Mittel, die Not zu lindern.

In diesem allgemeinen Rahmen bieten die früher selbständigen, standesherrlichen Gebiete ein besonderes Bild. Zwar waren die Sonderrechte der Standesherrn zum Teil beseitigt worden, noch aber waren ihnen viele Ansprüche an ihre früheren Untertanen geblieben, die in den benachbarten althessischen Gebieten längst abgelöst waren. Das ergab zusammen mit den Lasten, denen alle Bürger des Großherzogtums unterworfen waren, eine unerträgliche Überbelastung. Das machte natürlich böses Blut. Zudem war durch jahrzehntelange Prozesse um Holzrechte das Verhältnis der Riedesel zu ihren Dörfern schon stark belastet. Die Bauern hatten das Bewußtsein, daß sie im Laufe der Zeit von den Riedesel um ihre Holzrechte betrogen worden waren. Friedrich von Thudichum hat das in seiner Rechtsgeschichte der Wetterau, Bd. 2, aktenmäßig belegt. Aber der Autor hat dessen gute Gründe in seiner Geschichte der Riedesel im 19. Jahrhundert „Wege zu neuen Lebensformen“ (S. 159) mit leichter Hand vom Tisch gewischt. Wohl kommt auch er S. 76 zu der Feststellung: „Was sich in den nächsten Tagen“ (es ist der März des Jahres 1848), „in Lauterbach abspielen sollte, war der Ausbruch eines seit Jahrzehnten aufgestauten Zornes der Einwohner, dem jetzt unter der Leitung zielbewußter Demokraten alle Schleusen geöffnet wurden.“ Leider aber verläßt den Verfasser diese richtige Erkenntnis des ersten Teiles seiner Feststellung bei der weiteren Schilderung der Ereignisse. Er übernimmt die vorliegende Darstellung aus seiner „Geschichte der Riedesel im 19. Jahrhundert, Wege zu neuen Lebensformen“, über die in diesen „Mitteilungen“, Bd. 49/50, S. 213–215, schon berichtet worden ist. Anstatt objektiv nach den Ursachen der Tumulte und Zerstörungen zu fragen, verfällt er in ein uns peinlich berührendes Geschimpfe über die aus dem ganzen Landkreis zusammengekommene Menge: „Das tobende Gesindel, Bettler, Landstreicher, Verbrecher, Kommunisten“ S. 86 und so in häufiger Wiederholung. Ministerialrat Maurer, den die hessische Regierung in jenen Tagen als Vermittler nach Lauterbach geschickt hatte, berichtete nach Darmstadt, dieselbe Menge habe ihn vor Freude und Dankbarkeit fast auf den Händen getragen, als er ihnen Befreiung von übermäßiger Belastung in Aussicht stellte. Aber alle Versuche Gutmeinender, die Riedesel zu Zugeständnissen zu bewegen, waren vergeblich.

Der Verfasser zitiert selbst das böse Wort des Kammerherrn Ludwig Riedesel, das er der an ihn aus Darmstadt geschickten Kommission nach Hause mitgab: „Ehe er den Forderungen nachgebe, wolle er lieber seinen Besitz dem Rothschild verkaufen, der solle dann den Bewohnern des Bezirks erst recht noch das Mark aussaugen.“ Weit davon entfernt, in dieser Halsstarrigkeit der Riedesel das auslösende Moment für die Tumulte zu sehen, wie es z. B. der besonnene Ministerialrat Eigenbrodt in seinen Erinnerungen S. 74/75 gesehen hat, sind für den Verfasser wieder die „Demokraten“ schuld. Darunter faßt er alle diejenigen zusammen, die das politische, wirtschaftliche und soziale Elend nicht mehr ertragen konnten und die oft unter Einsatz ihrer Existenz, ja ihres Lebens, für eine neue Ordnung eintraten. Er begreift offenbar noch heute ebensowenig wie die Riedesel von 1848, daß die Zeit für eine revolutionäre Umgestaltung der Verhältnisse überreif war, und daß zweifelhafte Rechte einzelner dem Lebensrecht einer schwer arbeitenden, immer unterdrückten, ausgebeuteten Bevölkerung weichen mußten.

Noch schlimmer aber ist die Verunglimpfung des Dirlammer Bürgers Hansel. Er heißt nicht Georg, wie der Verfasser schreibt, sondern Johannes, man hat ihm auch kein Denkmal gesetzt, wie der Autor in seinen „Wege zu neuen Lebensformen“ schrieb (S. 149); aber man hat sein Grab in Ordnung gebracht und pflegt es noch heute. Herr von Galéra hätte gut daran getan, wenn er sich, ehe er das Andenken eines Toten schmälerte, einmal an Ort und Stelle erkundigt hätte. In Dirlammen leben noch Leute, die Hansel gekannt haben. Er hätte erfahren, daß dieser allerdings für eine Jugendtorheit, er verübte mit seinen Arbeitskameraden beim Schindeln eines Hauses einen Einbruchsdiebstahl, mit Zuchthaus büßen mußte. Heute bekäme er eine gelinde Jugendstrafe mit Bewährung. Er war ein fröhlicher Mensch „humorig, fleißig und angesehen“. Als einer der Anführer bei den Tumulten wurde er zu Zuchthaus verurteilt. Im Marienschloß zu Rockenberg hat er sich gut geführt, hat sich beruflich weitergebildet (er brachte ein Arbeitsanweisungsbuch mit heim, das er später als Rechnungsbuch benutzt hat, und das

erhalten ist), und hat nach seiner Entlassung noch viele Jahre bis 1895 als geachteter, fleißiger, ordentlicher Mensch in Dirlammen gelebt.

Das war Johannes Hansel, den die nach Lauterbach strömenden Scharen zu ihrem „Marschall“ erkoren — der Hausname „Marschalls“ erinnert heute noch daran — und der sich auch willig dem Zug vorantragen ließ, ein Schellengeläut um den Hals, weil eine Trommel fehlte. Dagegen Herr von Galéra S. 87: „... Georg Hansel aus Dirlammen ein Zuchthäusler und Kommunist, ein asoziales Subjekt, den die Kommunisten den ‚Marschall‘ nannten.“ „Kommunist“ scheint unter den Schimpfwörtern, über die der Verfasser verfügt, das schlimmste zu sein.

Mit Geschichtsschreibung hat das alles nichts mehr zu tun. Der Verfasser müßte sich doch selber sagen, daß er mit solchen Ausbrüchen blinder Voreingenommenheit den Wert seiner Geschichte Lauterbachs erheblich mindert. Fragen muß man aber auch, ob die Stadt Lauterbach, die das Werk finanziell gefördert hat, es billigt, wenn die Bevölkerung eines ganzen Landkreises in Mißachtung des sozialen Elends, der Not, der Verzweiflung, der maßlosen Ausbeutung summarisch diffamiert wird. Die Lauterbacher von 1848 dachten anders! Sie weigerten sich, ihr Abkommen mit den Riedesel endgültig abzuschließen, wenn nicht auch die berechtigten Forderungen der Landbevölkerung erfüllt würden.

Von Galéras Geschichtsbetrachtung gegenüber verweisen wir auf einen in diesen „Mitteilungen“, Bd. 38, 1942, erschienenen Beitrag von Otto Urstadt: „Der Krawall in Lauterbach“. Er ist ruhig und sachlich und vor allem mit menschlichem Verständnis geschrieben. Urstadts Aufsatz hat der Verfasser leider nicht beachtet.

Auch da, wo der Verfasser auf die Auswanderung zu sprechen kommt, muß man — nach richtigen Ansätzen auf S. 24 — jedes soziale Verständnis vermissen. Auswandern war nicht „die große Mode“ (S. 120), es war auch nicht so, daß man der Auswanderer als unerwünschter Elemente sich gern und unter Opfern entledigen wollte (S. 109). Gewiß gab es das auch, aber damit gleitet die Darstellung doch ganz ins Oberflächliche ab und verkennet völlig die tragische Lage der Massen, die aus Not der Heimat den Rücken kehrten. Auch darüber steht wesentlich Richtigeres und Gründlicheres in diesen „Mitteilungen“ (Bd. 32, 1934) in dem Beitrag Hans Richters: Hessen und die Auswanderung 1815—1855.

Auch auf die Ausführungen Kurt Immelts in diesem Bande über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Hessen und ihren Niederschlag im „Hessischen Landboten“ sei hingewiesen.

Freuen wir uns der Tatsache, daß die Ereignisse von 1848, die so viel zusätzliche bittere Not über die Familien der Verurteilten brachten, doch schließlich zum Friedensschluß zwischen den Riedesel und den Dörfern des Lauterbacher Landes geführt haben, und daß aus den nach des Verfassers Meinung offenbar von lauter Gesindel, Verbrechern, asozialen Subjekten oder sogar (!) Kommunisten bewohnten Dörfern gesunde Gemeinwesen geworden sind. Zwar konnte der Vogelsberger Bauer auch ohne seine Standesherren bis heute keine Reichtümer sammeln, aber er konnte wenigstens die Früchte seines Fleißes ernten. Und auch die Riedesel brauchten ihre Zugeständnisse, zu denen sie sich endlich bereit fanden, nicht zu bereuen. Sie haben an dem steigenden Wohlstand des 19. Jahrhunderts ebenfalls teilgenommen. Kein vernünftiger Mensch wird heute daran zweifeln, daß die Entwicklung jenen recht gegeben hat, die 1848 eine Änderung der Verhältnisse erstrebt und unter Opfern erzwungen haben.

Erwin Schmidt

Geologischer Führer durch die Umgebung von Gießen. Herausgegeben von Professor Dr. Richard Weyl in Zusammenarbeit mit W. Blind, D. Henningsen, A. Janoschek, J. Kegler, J. Kegler-Mühlhaus, K. Knoblich, H. Lippold, F. Stibane und L. Werding. 184 Seiten Kunstdruck mit 44 Abb. u. 8 Tabellen im Text, Taschenformat 13,5x21,0 cm, DM 9,80; Verlag der Mittelhessischen Druck- und Verlagsgesellschaft, Gießen, 1967.

Bei dem hier zur Besprechung stehenden „Geologischen Führer durch die Umgebung von Gießen“ sind alle Forderungen, die eine wissenschaftliche Heimatkunde an ein solches Werk zu stellen hat, in vorbildlicher Weise verwirklicht. Es füllt überdies eine jahrzehntelang schmerzlich empfundene Lücke in der heimatbeschreibenden und heimatdeutenden Literatur aus, da das letzte brauchbare, im übrigen längst vergriffene Werkchen dieser Art — W. Schottlers „Geologische Skizze des Vogelsberges und Beschreibung der Exkursionen in der Umgebung von Gießen, 1910“ — noch aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg stammt, und seitdem geologische und morphologische Probleme diskutiert werden, die seinerzeit noch gar nicht in Erscheinung getreten waren.

Das inhaltsreiche Werk ist aus den Exkursionsprogrammen erwachsen, die der Ordinarius unseres zu neuem Leben erweckten Geologisch-Paläontologischen Institutes der Justus Liebig-Universität im Laufe von knapp 15 Jahren mit seinen Mitarbeitern und Studenten in der engeren und weiteren Umgebung unserer Universitätsstadt geplant und durchgeführt hat. Dabei läßt das ausführliche, mehr als 160 Nummern zählende Verzeichnis der meist neueren, das Arbeitsgebiet behandelnden geologischen Literatur, das der Heimatfreund besonders dankbar begrüßen wird, deutlich erkennen, daß die Mehrzahl der zur Mitarbeit am Führer herangezogenen jüngeren Forscher die Anregung zu ihren späteren Spezialuntersuchungen eben diesen Exkursionen verdankt.

Vorweg wird eine räumliche Abgrenzung des Exkursionsgebietes dieses Führers gegeben, das von Lahn und Dill zwischen Herborn und Weilburg im Westen bis in den Vogelsberg um Büdingen, Ortenberg und Schotten im Osten, von der Wetterau bei Windecken im Süden bis vor die Tore von Marburg im Norden reicht. Danach werden im ersten Textdrittel die geologische Gesamtgliederung und die abwechslungsreiche erdgeschichtliche Entwicklung unseres Raumes klargelegt und anschließend die Schichtenfolge altersmäßig vom Ordovicium und Silur bis zur jüngsten geologischen Gegenwart, den Auswirkungen der Eiszeiten im Quartär, durchgesprochen. Auch des ersten Auftretens des Altsteinzeitmenschen in unserem Bereich wird dabei gedacht. Eine Behandlung der nutzbaren Gesteine, der Erzlagerstätten und der Mineralquellen beschließt diesen allgemeinen, rund 60 Seiten umfassenden Abschnitt.

Den Hauptteil von rund 100 Seiten Umfang widmen die Verfasser dann der eingehenden Einzelbesprechung von 14 Exkursionen. Die ersten vier sind der engeren Umgebung, dem Gleiberg, dem Schiffenberg und der Lindener Mark gewidmet. Als erstes bietet ein fachkundiger Spaziergang durch die „Geologie im Gießener Stadtbild“ interessante Aufklärung über die an den älteren wie den neuesten Bauwerken verwendeten Bausteine, die das Stadtbild weitgehend prägen. Ein eigenes Kapitel über die Quartäraufschlüsse in der Umgebung von Gießen, das dem an der vor- und frühgeschichtlichen Siedlungskunde besonders interessierten Leser die neuesten Deutungen der Altersstellung unserer heimischen Quartärformation an die Hand gibt, leitet über zu den Exkursionsberichten, die in die weitere Umgebung unserer Universitätsstadt führen. Selbst der Naturgeschichtsfreund, der geglaubt hatte, seine Heimat aus jahrzehntelanger Wanderpraxis in allen Winkeln zu kennen, wird überrascht sein, wie viele Erscheinungen im heimischen Landschaftsbild, deren Existenz er bisher als selbstverständlich gegeben hingenommen hatte, hier ihre erdgeschichtliche Begründung und Erklärung erfahren.

Routen- und Wegeskizzen, z. T. auf geologisch kartierter Grundlage, Tabellen und Schichtprofile veranschaulichen aufs beste die besprochenen Objekte; auf Landschaftsbilder und die bildliche Fixierung geologischer Aufschlüsse ist dagegen bewußt verzichtet worden.

Neben dem bereits erwähnten ausführlichen Literaturverzeichnis wird die 8 Druckseiten umfassende Erläuterung von Fachausdrücken dem geologisch weniger informierten Leser die Benutzung dieses Büchleins — vornehmlich draußen im Gelände — ebenso von Nutzen sein wie die anschließenden Orts- und Sachregister.

Einige wenige Druckfehler sind kaum erwähnenswert; im Zweifel bin ich jedoch, ob die heimatbewußten Bürger Watzenborn-Steinbergs sich damit abfinden werden, daß die lehrreiche Ziegeleitongrube Kruse, in der dem Rezensenten vor einigen Jahren ein Wollhaarnashorn „über den Weg gelaufen“ ist, hier in Text und Profil irrtümlich der Gemeinde Grüningen zugewiesen worden ist.

Der Preis für diesen Führer, der seine kultivierte Gestaltung übrigens einem unserer heimischen Verlage verdankt, konnte auf Grund einer Reihe namhafter Druckkostenbeihilfen erfreulich billig gehalten werden, so daß das Werk nicht nur bald in der Hand des Fachstudenten und der Lehrkräfte unserer Schulen, sondern auch in der interessierter Schüler und unserer Heimatfreunde zu finden sein dürfte.

Herbert Krüger



Abb. 3

Odenhausen/Lahn; Scheibenkreuz-Grabstein aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, Rückseite.



Abb. 2

Odenhausen/Lahn; Scheibenkreuz-Grabstein aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, Vorderseite. Der Sockel ist abgebrochen und nicht mehr erhalten.



Abb. 1

Odenhausen/Lahn; Bruchstück eines Grabkreuzsteins aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

II



Der kaum zwanzigjährige Georg Büchner, einer der Verfasser der revolutionären Flugschrift: „Der hessische Landbote“ vom Juli 1834.

III



Pfarrer Friedrich Ludwig Weidig, der Mitherausgeber des „Hessischen Landboten“, der während des fast zwei Jahre dauernden, qualvollen „geheimen Inquisitionsprozesses“ i. J. 1837 seinem Leben ein Ende setzte.

Der Hessische Landbote.

Erste Botschaft

Darmstadt, im Juli 1834.

Vorbericht

Dieses Blatt soll dem hessischen Lande die Wahrheit melden, aber wer die Wahrheit sagt, wird gebrüht, ja sogar der, welcher die Wahrheit liebt, wird durch meinauige Richter vielleicht geächtet. Darum haben die, welchen dies Blatt zukommt, folgendes zu beobachten:

- 1) Sie müssen das Blatt sorgfältig außerhalb ihres Hauses vorber Polizei verpacken;
- 2) sie dürfen es nur an treue Freunde mittheilen;
- 3) denen, welchen sie nicht trauen, wie ich selbst, dürfen sie es nur heimlich hinlegen;
- 4) würde das Blatt dennoch bei Einem gefunden, der es gelesen hat, so muß er gestehen, daß er es eben dem Kerlsrad habe bringen wollen;
- 5) wer das Blatt nicht gelesen hat, wenn man es bei ihm finde, der ist natürlich ohne Schuld.

Friede den Hütten! Krieg den Palästen!

Im Jahr 1834 siehet es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am Bren Tage, und die Fürsten und Vornehmen am Gien gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Gethier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und weicht ihm mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Kleider vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schmirle, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen.

Im Großherzogthum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden, als

1) Directe Steuern	2,123,131 fl.
2) Indirecte Steuern	2,478,264 „
3) Domänen	1,547,394 „
4) Regalien	46,938 „
5) Geldstrafen	98,511 „
6) Verschiedene Quellen	64,198 „
	<u>6,363,363 fl.</u>

Dies Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen schweigen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sey nöthig die Ordnung im Staat zu erhalten. Was ist denn nun das für gewaltiges Ding: der Staat? Wohnt eine Anzahl Menschen in einem Land und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat also muß Alles; die Ordner im Staate sind die Gesetze, durch welche das Wohl Aller gesichert wird, und die aus dem Wohl Aller hervorgehen sollen. — Seht nun, was man in dem Großherzogthum aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten!

Die erste Ausgabe des von Büchner verfaßten und von Weidig überarbeiteten „Hessischen Landboten“ vom Juli 1834.

2493. S t e c k b r i e f.

Der hierunter signalisirte Georg Büchner, Student der Medizin aus Darmstadt, hat sich der gerichtlichen Untersuchung seiner indicirten Theilnahme an staatsverrätherischen Handlungen durch die Entfernung aus dem Vaterlande entzogen. Man ersucht deshalb die öffentlichen Behörden des In- und Auslandes, denselben im Betretungsfall festzunehmen und wohlverwahrt an die unterzeichnete Stelle abliefern zu lassen.

Darmstadt, den 13. Juni 1835.

Der von Großh. Hess. Hofgericht der Provinz Oberhessen bestellte Untersuchungs-Richter, Hofgerichts Rath

Georgi.

Personal-Beschreibung.

Alter: 21 Jahre,

Größe: 6 Schuh, 9 Zoll neuen Hessischen
Maasses,

Haare: blond,

Stirne: sehr gewölbt,

Augenbraunen: blond,

Augen: grau,

Nase: stark,

Mund: klein,

Bart: blond,

Kinn: rund,

Angesicht: oval,

Gesichtsfarbe: frisch,

Statur: kräftig, schlank,

Besondere Kennzeichen: Kurzsichtigkeit.

Der Steckbrief vom Juni 1835 gegen Büchner, der sich einer Verhaftung bereits im April durch die Flucht nach Straßburg entzogen hatte.



Marguerite Elisabeth de Largillière, die Tochter des bekannten Pariser Historien- und Porträtmalers. Einer der frühesten selbständigen Porträtstiche des damals erst dreiundzwanzigjährigen „Anfängers“, der hier noch in der deutschen Namensform: „J. G. Will“ signiert. 1738.

Zu Beitrag Krüger und Merck

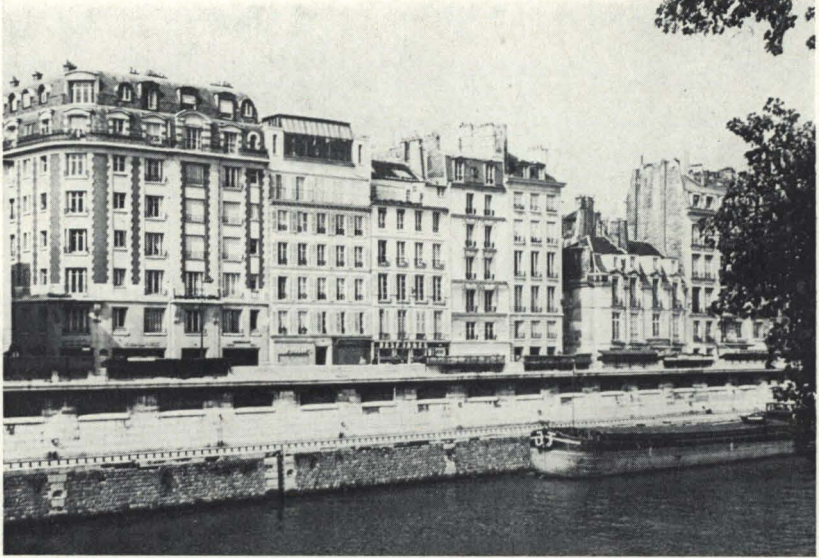


Charles Louis Auguste Fouquet de Belle-Isle
*Duc de Guise, Prince du Saint-Empire, Maréchal de France,
 Comte de Metz, et Prince-Major Général des Armées du Roi,
 Premier de Mérite, et Maréchal de France en 1743*

 *Fouquet de Belle-Isle
 Chevalier des ordres du Roi, et de la Toison d'Or,
 Ambassadeur extraordinaire près l'Empereur et l'Empire en Allemagne,
 Par son Excellence, et par son Excellence, Will.*

Charles Louis Auguste Fouquet de Belle-isle. Der meisterliche Porträtstich Willes nach dem Ölgemälde, das ihm Hyacinthe Rigaud i. J. 1742/43 als „Probearbeit“ zur Verfügung gestellt hatte. Signiert: „Johann Georges Will.“

VIII, 1



Paris, Quai des Augustins. Im Haus Nr. 29, dem von lks. gezählten dritten, kleineren Haus mit seinen 15 Zimmern, spielte sich von 1745 bis 1808 das jahrzehntelang glanzvolle Leben des „Graveur du Roi“ ab. Foto: Dr. H. Krüger, 1967.

VIII, 2

Le très humble et très obéissant serviteur

Wille

A large, stylized, handwritten signature of 'Wille' in cursive script. The signature is written in dark ink and features a long, sweeping underline that loops around the bottom of the name.

Unterschrift Willes aus einem eigenhändig geschriebenen Brief a. d. Jahr 1778.

An alten Jahrgängen der MOHG sind noch greifbar
und können über die Universitätsbibliothek 63 Gießen, Bis-
marckstraße 37, bezogen werden. Preis bitte anfragen!

Nr. 39 (1953)

„ 40 (1955)

„ 41 (1956)

„ 42 (1957)

„ 43 (1959)

„ 44 (1960); hier sind auch Leinenexemplare vorhanden.

„ 45 (1961)

„ 46 (1962)

„ 47 (1963)

„ 48 (1964)

„ 49/50 (1965)

„ 51 (1966)